

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

Im Auftrag der Kommission  
für Mundart- und Namenforschung Westfalens  
herausgegeben von  
JÜRGEN MACHA  
Schriftleitung  
MARKUS DENKLER

Band 51

2011

 **Aschendorff**  
Verlag

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur des Germanistischen Instituts der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Eingesandte Manuskripte werden von einem Redaktionsgremium geprüft. Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Redaktionsadressen:

Prof. Dr. JÜRGEN MACHA, Germanistisches Institut,  
Hindenburgplatz 34, 48143 Münster, E-Mail: macha@uni-muenster.de

Dr. MARKUS DENKLER, Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,  
Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster, E-Mail: markus.denkler@lwl.org

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

© 2011 Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens,  
Robert-Koch-Straße 29, 48149 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

Druck und Herstellung: Druckerei Kettler, Bönen

ISSN 0078-0545



## Inhalt des 51. Bandes (2011)

Peter BÜRGER: Faschistische Volkstumsideologie und Rassismus statt Wissenschaft. Zur Studie ‚Mundart und Hochsprache‘ (1939) von Karl Schulte Kemminghausen .....	1
Carolin THIELKING: „Herzessprache“ oder „Armeleutegeruch“? Eine ethnolinguistische Skizze zum Plattdeutschen im ostwestfälischen Hahlen .....	25
Markus DENKLER: Schwa-Apokope und Zentralisierung. Zum Wandel des Nebensilbenvokalismus im Münsterländischen .....	45
Michael ELEMENTALER: Arealität, Situativität und innersprachliche Steuerungsfaktoren. Überlegungen zu einem mehrdimensionalen Atlas der norddeutschen Regionalsprache (am Beispiel der <i>t</i> -Apokope) .....	59
Jens Philipp LANWER: „Ick lieb dir wohl!“ Dialektologische Untersuchungen zur Stilisierung regionaler Substandards in der Face-to-face-Interaktion .....	107
Birte ARENDT: Laientheoretische Konzeptionen von <i>Sprache</i> und <i>Dialekt</i> am Beispiel des Niederdeutschen. Eine kontextsensitive Analyse von Spracheinstellungsäußerungen sowie ihre methodologische Fundierung .....	133
Friedel Helga ROOLFS: Münsterländische Hofnamen im Lichte des Wechselbuchs des Klosters Vinnenberg .....	163





Peter Bürger, Düsseldorf

**Faschistische Volkstumsideologie und  
Rassismus statt Wissenschaft  
Zur Studie ‚Mundart und Hochsprache‘ (1939)  
von Karl Schulte Kemminghausen**

**1. Einleitung**

1939 legt Karl Schulte Kemminghausen als habilitierter Sprachwissenschaftler und als Leiter der Fachstelle für Volkskunde im Westfälischen Heimatbund die Studie ‚Mundart und Hochsprache in Norddeutschland‘ vor. Er richtet sich damit, so erfahren wir im Vorwort vom November 1938, „in gleicher Weise an die Fachgenossen in der Wissenschaft wie an alle die Menschen [...], denen die Erhaltung eines art-eigenen deutschen Volkstums ein Herzensbedürfnis ist“. Von „der Sprachgeschichte ausgehend“ ist er „zum Problem des Volkstums gekommen, das Philologische mit dem Volkskundlichen verbindend“. Er wünscht sich ähnliche Beiträge aus anderen niederdeutschen Landschaften, denn das „würde nicht nur unsere wissenschaftliche Erkenntnis wesentlich fördern, sondern auch beachtenswertes Rüstzeug liefern für den Kampf um die Erhaltung nicht nur des niederdeutschen, sondern des deutschen Volkstums und damit des deutschen Volkes schlechthin“ (SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1939a).

Der frappante Verzicht auf wissenschaftlichen Anspruch in den Arbeiten von Schulte Kemminghausen ist zuletzt in einer Studie über die ‚Germanistik an der Universität Münster‘ erhellt worden (PILGER 2004, 314–323, 363–367). Im Sammelband ‚Niederdeutsch im Nationalsozialismus‘ schreibt Jan WIRRER zur Schrift ‚Mundart und Hochsprache‘: „Bezeichnenderweise finden sich Textpassagen, welche die nationalsozialistischen Überzeugungen des Verfassers manifest machen, vor allem im letzten Kapitel mit dem Titel *Wesen und Wert der Mundart*, während sonst eine durchaus solide Philologie mit materialreichen Darstellungen getrieben wird, deren Lektüre [...] auch heute noch von Interesse sein kann“ (WIRRER 1994, 233). Gegenüber dieser Lesart soll im Folgenden aufgezeigt werden, dass die 1939 von Schulte Kemminghausen veröffentlichte Arbeit sich schon in den historischen Teilen durch einen Ideologieüberhang auf Kosten der Wissenschaft auszeichnet und auch eine kritische Rezeption des empirischen Teils dringend zu empfehlen ist.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Für wichtige Literaturhinweise danke ich Dr. Irmgard Simon und besonders Dr. Markus Denkler von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens.

## 2. Über den Autor Karl Schulte Kemminghausen

Im ‚Kulturlexikon zum Dritten Reich‘ wird Karl Schulte Kemminghausen mit folgendem Eintrag vorgestellt: „Stellv. Vorsitzender und Geschäftsführer der Annette-von-Droste-Gesellschaft. \* 23.2.1892 Somborn, Kreis Bochum. 1933 NS-Lehrerbund, SA (Oberscharführer [seit 1938]). 1934 Professor in Münster, 1937 NSDAP. Gaufachberater der NSDAP Westfalen Nord. 1945–1950 amtsenthoben. Bis zum Tode erneut Lehrstuhl. † 29.11.1964 Münster“ (KLEE 2009, 498; vgl. auch TIEDAU 2003). Der Sohn eines Direktors „hatte nach Abitur und Studium in Münster und Halle im Jahre 1916 das erste, nach dem Krieg das zweite Staatsexamen abgelegt und wurde im Jahre 1921 Studienrat in Lünen. Im Jahre 1923 promovierte er über Annette von Droste-Hülshoff; im Jahre 1926 habilitierte er sich bei Professor Jostes für Deutsche Philologie und hielt seitdem Vorlesungen an der Universität Münster ab“ (DITT 1988, 88).

Allerdings hatte der beurlaubte Studienrat als „nichtbeamteter a.o. Professor für Deutsche Philologie und Volkskunde“ keinen ordentlichen Lehrstuhl inne und stand wohl auch wegen dieses ungesicherten Status in Münster für Ämter im Bereich seiner Forschungen zur Verfügung (vgl. DITT 1988, 89; DAMME et al. 1988; TIEDAU 2003). Im Rahmen der Planungen zur Errichtung eines westfälischen Provinzialinstitutes erfolgte am 18. Mai 1928 die Gründung der Volkskundlichen Kommission, deren Geschäftsführung man ihm übertrug. Am 26. November 1930 wurde Schulte Kemminghausen auch zum Nachfolger Karl Wagenfelds als Leiter der Fachstelle für Volkskunde des Westfälischen Heimatbundes gewählt, hier jedoch durch „zunehmende berufliche Belastung“ in seiner Mitarbeit schon bald behindert (SCHULTE 1973, Bd. I, 200).

Ein anderes Betätigungsfeld bildeten die langjährige Geschäftsführung (1928–1945) und der stellvertretende Vorsitz in der von ihm mitgegründeten Droste-Gesellschaft (vgl. DITT 1988, 350–362; TIEDAU 2003; PILGER 2004, 363–367). Die Gesellschaft geriet – ganz im Sinne ihres Geschäftsführers – ab Mitte der 1930er Jahre immer stärker in Abhängigkeit von den Nationalsozialisten und war 1938 vollständig gleichgeschaltet. Schulte Kemminghausen steuerte neben organisatorischen Weichenstellungen auch eine völkische Neuinterpretation der Dichterin im Sinne der NS-Ideologie bei. Annette von Droste-Hülshoff ordnete er als Mensch der „nordischen Rasse“ zu; ihr Werk sei Ausdruck eines vorrangig rassistisch festgelegten Volkstums und müsse als „germanische Kunst“ z. B. gegen das Werk des „Juden Harry Heine“ streng abgegrenzt werden.

Der Antisemitismus blieb indessen nicht nur Theorie. Als einziger Angehöriger der münsterischen Universität, so wird berichtet, beteiligte sich der SA-Oberscharführer Karl Schulte Kemminghausen aktiv „an der Pogromnacht vom 9./10. November 1938, als in Münster jüdische Geschäfte und Wohnungen verwüstet und die Synagoge in Brand gesetzt wurde“ (PILGER 2004, 322f., Anm. 222).

Zwischen 1938 und 1942 erschienen mehrere ‚dialektologische‘ Veröffentlichungen von Schulte Kemminghausen zur kulturräumlichen Verbundenheit mit

den Niederlanden und Flandern (SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1938; 1940; 1942). Der Autor rückte dabei zunehmend eine völkische Rassenperspektive in den Vordergrund, mit welcher er – auf Kosten der eigenen wissenschaftlichen Reputation unter seriösen Sprachforschern – den pangermanischen Expansionsplänen der deutschen Faschisten ideologisch zuarbeiten konnte (vgl. WIRRER 1994, 237f.; MAAS 1994, 276; PILGER 2004, 317–321). Damit befand er sich durchaus im Einklang mit ,kulturpolitischen‘ Konzepten im Bereich des Provinzialverbandes Westfalen (vgl. VAN MAASDIJK 1941; DITT 1988, 188ff., 236f., 252). Auch in diesem Bereich stand dem Schreibtisch wieder ein Praxisfeld zur Seite. Ab 1940 war Schulte Kemminghausen als Oberstleutnant der Wehrmacht in Gent der Propagandastaffel für Belgien zugeordnet (vgl. PILGER 2004, 320).

Im universitären Bereich machte sich der nationalsozialistische Eifer für den Forscher allerdings nicht bezahlt, obwohl dort ,politische Loyalität‘ eine wichtige Rolle spielte (vgl. ebd., 321f.): In Münster war – zunächst gleichsam maßgeschneidert auf seine Person – die Neuschaffung und Besetzung eines niederdeutschen Lehrstuhls geplant. Schon 1938 scheint es Zweifel an der erforderlichen Qualifikation von Schulte Kemminghausen gegeben zu haben. Als Ordinarius für niederdeutsche Philologie war er dann nicht mehr ernsthaft im Gespräch. Im Mai 1939 setzte die Fakultät ihn zwar zusammen mit einem anderen Kandidaten ganz oben auf die Berufungsliste, doch die beigefügte ,Laudatio‘ kam bezüglich der niederdeutschen Beiträge einem wissenschaftlichen Vernichtungsurteil sehr nahe (auch die enthaltenen Hinweise auf das starke Engagement in der Droste-Forschung und seine „wesentlich antiquarische und archivalische Begabung“ waren keineswegs als Lob zu verstehen).

Besonders auch Schulte Kemminghausens „SA-Einsatz während der Massengogrome“ mag später „seine Reintegration in den Lehrkörper der Universität“ wesentlich erschwert haben (PILGER 2004, 322f.), doch schon im ersten Nachkriegsjahrzehnt scheint man die Beteiligung an den Verbrechen gegen Juden vergessen oder verziehen zu haben. 1949 erfolgt durch die Spruchkammer zur Entnazifizierung ein Entlastungsbescheid der „Kategorie V“ (vgl. TIEDAU 2003), und spätestens für 1954 ist seine erneute Mitarbeit im Westfälischen Heimatbund bezeugt (vgl. SCHULTE 1973, Bd. I, 215). 1955 votiert er gegen die von William Foerste beantragte Herauslösung einer Kommission für Mundart- und Namenforschung aus der Volkskundlichen Kommission (vgl. DAMME et al. 1988, 188), was angesichts seiner früheren Arbeiten kaum verwundern kann. In einer essayistisch angelegten Abhandlung über ,Westfälische Eigenzüge in der plattdeutschen Dichtung‘ findet man jetzt das „Religiöse“ oder sogar das Katholische als „echten Eigenzug“ hervorgehoben.<sup>2</sup> 1962 wird Schulte Kemminghausen, der im Bereich der niederdeutschen

2 Vgl. SCHULTE KEMMINGHAUSEN (1958) (vgl. dagegen die „religiöse Abstraktion“ auf „ewig Wahres“ als Zielrichtung in SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1939b). – Der Beitrag erscheint im „Raumwerk“, das der westfälischen Volkstumsideologie auf problematischste Weise verhaftet bleibt, und er verdient aus literaturwissenschaftlicher Sicht wohl kaum ein besonderes Lob. Bezeichnend ist, wie in ihm unkommentiert Karl Wagenfeld mit der folgenden Aussage über seinen Warendorfer Seminarlehrer

Kulturpreise die Funktion eines Kuratoriumssekretärs ausübt, als Nachfolger von Carl Wigge zum Leiter der Fachstelle ‚Niederdeutsche Sprachpflege‘ des Westfälischen Heimatbundes gewählt. 1963 lobt er den Lyrikband ‚En Handvöll Rügen‘ von Norbert Johannimloh als Durchbruch zu einem ganz neuen Stil in der Mundartdichtung, unterstellt dabei dem Dichter jedoch noch immer ein „niederdeutsches Wesen“ (SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1963).

Ein Nachruf im Westfalenspiegel (THIEKÖTTER 1965) würdigt den angeblich „in allen Gauen“, „ja im ganzen niederdeutschen Raum“ beliebten Wissenschaftler – ohne irgendeine Bezugnahme auf dessen nationalsozialistische Biographie. Der Verfasser des Nachrufes will bei den Forschungen des Verstorbenen zu Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft und Volkskunde auch nur „einige Schriften aus den letzten fünf Jahren“ hervorheben. Ganz arglos wird vermerkt, sogar „Holland und Flandern“ habe Schulte Kemminghausen in sein „weiträumiges Denken“ einbezogen. Zum Nachruf gehört ein Gruppenfoto mit der damaligen „plattdeutschen Prominenz“ Westfalens. Darauf ist ganz links Norbert Johannimloh und ganz rechts Prof. Karl Schulte Kemminghausen zu sehen.

### 3. Was ist das leitende Interesse bei der Studie von 1939?

Schulte Kemminghausen hat seine Studie „Mundart und Hochsprache“ von 1939 dem nationalsozialistischen Politiker Karl Friedrich Kolbow (1899–1945) gewidmet, der gleichzeitig Landeshauptmann von Westfalen und Leiter des Westfälischen Heimatbundes war. Offenbar betrachtete Kolbow, der schon seit 1921 als überzeugtes NSDAP-Mitglied Karriere gemacht hatte, die plattdeutsche Frage als einen Lackmустest für die spezifisch „westfälische Volkstumspolitik“.<sup>3</sup> Eine positive Rezension zu ‚Mundart und Hochsprache‘ erschien zeitnah in den von Kolbow herausgegebenen Monatsheften für westfälisches Volkstum ‚Heimat und Reich‘ (KRACHT 1939).

---

zitiert wird: „Ihm, dem knorrigen aufrechten Manne verdanke ich das Ahnen, daß Volk und Volkstum aus Blut und Landschaft erwachsen, daß Volkswesen, Volkssitte und Brauch gewachsene Notwendigkeiten sind, nicht bloß Ideale, daß ‚Heimat haben‘ heißt Verbundenheit, innerstes, wesenhaftes Verbundensein mit Land und Menschen, mit denen uns Geburt und Geschichte zusammenschweißen.“ (SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1958, 137f.)

- 3 Vgl. dazu OBERKRONE (2004, 199f.): „Das Bestreben, die im Niedergang begriffene plattdeutsche Mundart zu revitalisieren, war ungebrochen. Ihre aktive Verwendung stellte, nach Runte [seit 1. April 1937 Geschäftsführer des Westfälischen Heimatbundes, P. B.], „eine Frage des völkisch rassistischen Selbstbewußtseins, des Stammesstolzes und des Westfalenbewußtseins“ dar. Kolbow ließ noch 1943 verlauten, „mit der Stellung zum Plattdeutschen stehe oder falle“ er. Aus diesem Statement sprach ein trotziges Aufbäumen des Landeshauptmanns gegen die Realität des ‚Dritten Reiches‘. Die Nationalsozialisten trachteten, wie die Heimatfreunde indigniert erkannten, nach einer ‚Vereinheitlichung‘, einer ‚Uniformierung‘ der deutschen Sprache. Das Verstummen der alten Idiome zugunsten der Hochsprache schien unmittelbar bevorzustehen.“ – Zur zentralistischen, mundartfeindlichen Tendenz des Nationalsozialismus vgl. VON HEYDEBRAND (1983, 219f.); KÖSTLIN (1994, 50); MAAS (1994, 271); WIRRER (1994, 246, 254, 257). – Zur Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen bis 1945 vgl. DITT (1988).

Selbst wenn sich nun eine Ausmerzungen der regionalen Mundarten als einheitliches, gleichsam amtliches Zukunftsprogramm im nationalsozialistischen Staat zweifelsfrei nachweisen ließe,<sup>4</sup> bedeutete dies noch keineswegs, dass eine mundartfreundliche Haltung im Gegenzug irgendwie auf anständige oder zumindest ‚bessere‘ Nazis in Westfalen schließen lässt. Für die westfälische Stammesideologie hatte der Katholik Karl Wagenfeld, Begründer des Heimatbundes, schon 1913 die ‚Rassen- und Stammesfrage‘ zum maßgeblichen Ausgangspunkt erklärt (SCHULTE 1973, Bd. I, 32; DITT 1988, 207–240). Bei einem westfälischen Beharren auf Mundartpflege ist schon vor 1933 – und erst recht danach – immer auch ein möglicher rassistischer Kontext mit zu bedenken. Die Stammesideologie konnte sich in Westfalen hartnäckig behaupten. Noch über 20 Jahre nach Niederwerfung des Faschismus wurde mit öffentlicher Förderung eine westfälische Rassenkunde unter dem Titel ‚Untersuchungen zur anthropologischen Gliederung Westfalens‘ (SCHWIDETZKY / WALTER 1967) publiziert.

Im empirischen Teil seiner Studie, der übrigens nur 13 Prozent des gesamten Umfangs ausmacht, vermittelt Schulte Kemminghausen nun allerdings einen ganz unverfänglichen Ausgangspunkt:

Der von Dr. h. c. K. Wagenfeld ins Leben gerufene Westfälische Heimatbund hat sich mehrmals mit der Frage der Erhaltung des Plattdeutschen beschäftigt. In einer Sitzung der Fachstellen für Volkskunde und Schrifttum, die zu Anfang des Jahres 1936 in Telgte stattfand, beschloß man, unter Hintanstellung aller romantischen und schlagwortbestimmten Auseinandersetzungen für Westfalen zunächst einmal festzustellen, wo das Plattdeutsche überhaupt noch als gesprochene Sprache lebendig ist. Ich übernahm die Ausarbeitung eines Fragebogens, dessen Beantwortung als Material zur weiteren Klärung der Frage der Pflege des Plattdeutschen dienen sollte. (S. 86)

Beim ‚Stand des Plattdeutschen‘ will man sich also nicht länger aufs Rätselraten verlegen. Das hört sich vernünftig an. Nur eine Seite zuvor wird die empirische Studie aber ganz anderslautend angekündigt:

Um vom Standpunkt des Nationalsozialismus aus, der die Volkstumsidee in den Mittelpunkt seines weltanschaulichen Gedankengutes gestellt hat, zu einer klaren Stellungnahme gegenüber der Mundartenfrage gelangen zu können, scheint es mir notwendig zu sein, unter Hintansetzung aller Theorie der

---

4 Eine diesbezügliche Untersuchung müsste freilich auch die Frage beantworten, ob in der Bevölkerung – also über einen engen Kreis von kulturpolitischen Akteuren hinaus – ‚die Nazis‘ als mundartfeindlich erlebt wurden (was die Quellen für Westfalen jedenfalls nicht nahelegen). Die ebenfalls bedeutsame Frage, ob es – etwa ab Ende der 1930er Jahre – wirklich zu durchgreifenden Brüchen gekommen ist, wird erst anhand einer gründlichen Bestandsaufnahme zu allen Bereichen der Sprachpolitik und Mundartpflege im nationalsozialistischen Deutschland zufriedenstellend beantwortet werden können (entsprechende Literaturhinweise an den Verfasser sind sehr willkommen).



Vergangenheit, aber mit Ausnutzung ihrer Erfahrungen, gewisse Grundfragen zu klären. Diesem Zwecke sollen die Ausführungen des nächsten Abschnittes dienen. (S. 85)

Erkenntnisleitend ist somit die nationalsozialistische „Volkstumsidee“. Meine These lautet: Es handelt sich bei dieser Studie vor allem um eine Apologie der spezifischen Volkstumspolitik von westfälischen Nationalsozialisten, in welcher der Mundartfrage ein zentraler Stellenwert zukam. Die Widmung der Studie an Karl Friedrich Kolbow ist vor diesem Hintergrund kulturpolitisch zu deuten und könnte sogar ein Hinweis auf eine Art Auftragsarbeit sein.

#### **4. Entscheidung zwischen dem ‚Einfluss des Judentums‘ und dem nationalsozialistischen Bildungsideal**

Zur anregenden Lektüre wird das Buch durch historische Überblicke, in denen der Autor sehr viele interessante Quellenzitate darbietet. Doch schon gegen Ende des zweiten Kapitels ‚Die Verteidiger der Muttersprache‘ (S. 39–48) ahnt der Leser, wohin die Reise gehen soll. Kronzeugen sind hier vor allem Frühnationalisten wie Friedrich Ludwig Jahn, der im Anschluss an Herder die Mundart als mögliche Auffrischungsquelle für die Hochsprache betrachtet, und Ernst Moritz Arndt, der einen „Verlust des unmittelbaren Seins“ in der hochdeutschen Sprache beklagt. Aus Arndts reaktionärer Schrift ‚Geist der Zeit‘ von 1818 wird denkbar ausführlich zitiert. Bei Jahn und Arndt geht es um die in der Mundart „ruhenden volkhaften Kräfte“; sie beide zeigen für Schulte Kemminghausen im positiven Sinn, dass es eine „innere Beziehung zwischen Sprachtheorie und politischer Haltung“ gibt (S. 49).

Die Antipoden begegnen uns dann im vierten Kapitel ‚Die Vorkämpfer für die Hochsprache‘. Sie stehen für ein aufklärerisches Bildungsideal:

Daß gerade das Bildungsmoment bei den Angriffen auf die Mundart, die in dieser [noch von der Aufklärung geprägten, P. B.] Zeit vorgetragen wurden, eine Rolle spielt, erkennt man auch an der Fassung des Themas eines Vortrages, den der jüdische Oldenburger Arzt Jonas Goldschmidt im Jahre 1846 veröffentlichte: „Über das Plattdeutsche als ein großes Hemmnis jeder Bildung“. Dieser im Oldenburger „Bildungsverein“ gehaltene Vortrag enthält den Satz (S. 10): „Es muß deshalb eine der Hauptaufgaben unsres Vereins sein, dahin zu wirken, daß das Plattdeutsche allmählig dem Hochdeutschen weiche.“ Goldschmidt ist beeinflusst durch ein Schriftchen, das der Wortführer des „Jungen Deutschland“, der Kieler Professor Lud. Wienbarg 1834 in Hamburg veröffentlichte unter dem Titel: „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres“. [...] Der Verfasser selbst faßt den Hauptinhalt seiner Schrift mit folgenden Worten zu-

sammen: „Ich habe bisher darzustellen versucht, daß die plattdeutsche Sprache sowohl an sich unfähig sei, die Keime der Civilisation zu fassen als auch, so lange sie tägliche Umgangssprache in Niedersachsen bliebe, alles Bemühen zur Civilisation durch das Mittel der hd. Sprache vereiteln müsse.“ [...] Immer wieder wird also die Bildungsfeindlichkeit des Dialekts gegen ihn ins Feld geführt. (S. 66f.)

Die Verächter der Mundart sind gefangen in Rationalismus und Liberalismus. Ihr jungdeutsches Bildungsideal postuliert für jeden – auch den Bauern – einen Anspruch, Lessings ‚Nathan der Weise‘ lesen zu können (S. 69). Der eigentliche Drahtzieher hinter den nach Ansicht des Verfassers verderblichen Geisteshaltungen ist das Judentum:

Die jungdeutsche Geisteshaltung knüpft an die politischen Tendenzen der französischen Revolution an und ist eine Wiederholung des Rationalismus aus dem 18. Jahrhundert. [...] An keiner Stelle der literatur- und geistesgeschichtlichen Entwicklung Deutschlands zeigt sich in der Neuzeit, wie schon Ad. Bartels festgestellt hat, der Einfluß des Judentums, von der Nachkriegszeit abgesehen, so stark wie gerade hier. Die Hauptvertreter des „Jungen Deutschlands“ sind Juden wie Börne und Heine. „Wieder wie im Aufklärungszeitalter kommen entscheidende Einflüsse von England und Frankreich herüber, und wie damals der eine Moses Mendelssohn den religiösen Ausgleich im Deismus, so verkündet nun ein ganzer Haufe Juden den nationalen durch die ‚Freiheit‘: Es gibt keine Nation mehr, nur noch Parteien“. In diesem Zusammenhang darf ich noch einmal darauf hinweisen, daß als Wienbargs Mitkämpfer im Streit gegen das Plattdeutsche im Jahre 1846 der Oldenburger Jude Jonas Goldschmidt auftrat. (S. 68)

Die Feinde befinden sich im Lager der Internationalisten.<sup>5</sup> Für Schulte Kemminghausen steht an dieser Stelle auch eine Entscheidung zwischen dem aufklärerischen und dem nationalsozialistischen Bildungsideal an:

[Wienbarg] hat nicht das geringste Gefühl für die Bereiche des Gefühls und Willens im Menschen. Bildung ist für ihn einseitige Ausbildung des Verstandes. Von diesem Standpunkt aus beurteilt er auch das Verhältnis von Hochsprache und Mundart. [...] Wessen Bildungsideal der philosophierende Mensch ist, wer von den seelischen Kräften lediglich den Verstand als pflegenswert ansieht, Gefühl und Willen dagegen im Hintergrund ungepflegt sich entwickeln läßt, für den ist es allerdings eine folgerichtige Forderung,

---

<sup>5</sup> Schulte Kemminghausen bewertet auch den 24. Artikel des Augsburger Bekenntnisses (mutter-sprachlicher Gottesdienst) als „Ausdruck der Auflehnung des deutschen Geistes gegen die internationale Einstellung der katholischen Kirche“ (S. 9).

daß die plattdeutsche Sprache ausgerottet werden muß. Unser Bildungsideal ist ein anderes, und der Nationalsozialismus vertritt, wie der Führer eindeutig in seinem Buche zum Ausdruck bringt, die Auffassung, daß ein „körperlich gesunder Mensch mit gutem, festem Charakter, erfüllt von Entschlußfreudigkeit und Willenskraft, für die Volksgemeinschaft wertvoller ist als ein geistreicher Schwächling“. (S. 68f.)

Ein Mann wie Wienberg hat, indem er außerdem durch das Hochdeutsche den sozialen Aufstieg begünstigt sieht, eine „verstandesmäßig-materialistische Einstellung“ (S. 70, Hervorhebung von mir, P. B.). Er steht für eine „materialistische Geisteshaltung des Bürgertums“ (S. 71), welche den Rückgang des Plattdeutschen bewirkt hat. Wienberg weiß zwar, dass die Mundart auch unter Gebildeten als „Sprache des Herzens“ noch recht lebendig ist, doch ihm

geht jegliches Verständnis ab für die Kräfte, die der Nationalsozialismus als die Urkräfte des Volkstums erkannt hat. [...] anstatt die uns natürlich erscheinende Folgerung zu ziehen, daß das Plattdeutsche, weil an ihm die seelischen Kräfte des Menschen in ihrer Gesamtheit sich aufrichten, mit allen Mitteln zu fördern sei, fordert er, da nach seiner liberalistischen Auffassung nur die Verstandeskräfte zu fördern, die übrigen seelischen Kräfte dagegen möglichst schwach zu halten sind, daß die Mundart als die Sprache des Herzens zugunsten der Hochsprache als der Sprache des kalten Verstandes ausgerottet werden müsse. Diese Feststellung ist ein anschauliches Beispiel zur Vergegenständlichung des Gegensatzes zwischen liberalistischer und nationalsozialistischer Geisteshaltung. (S. 71)

Im Schlussteil wird Schulte Kemminghausen diesen Faden wieder aufnehmen, denn dort gilt es, angesichts der ernüchternden Ergebnisse der westfälischen Schulumfrage durchschlagende ‚Argumente‘ für die Mundartpflege zusammenzutragen:

Gibt es bei dieser Lage der Dinge [empirisch nachweisbarer Mundartschwund, P. B.] überhaupt noch eine Berechtigung, für die Pflege der Mundart einzutreten? Ist eine solche Pflege nicht unnütze Zeitvergeudung und sollte man nicht mit aller Kraft dafür sorgen, daß der Gegensatz zwischen Mundart und gemeindeutscher Hochsprache möglichst bald verschwindet? Wer diese Fragen im Sinne der Ablehnung der Mundart beantwortet, findet sich, wie der obige geschichtliche Überblick zeigt, in Gesellschaft von Rationalisten oder Vertretern einer jüdisch beeinflussten internationalen Einstellung, für die Jon. Goldschmidt und L. Wienberg die typischen Vertreter sind. Wer für die Pflege der Mundart eintritt, findet sich in Gesellschaft von Persönlichkeiten, die neben den Verstandeskräften des Menschen seine anderen seelischen Fähigkeiten nicht übersehen und die, selbst gefühlsmäßig stark begabt, vor allem von starker Liebe für das Deutschtum beseelt sind. Typi-

sche Vertreter dieser Gruppe aus der Neuzeit sind Fr. L. Jahn und E. M. Arndt. Schon von diesem Gesichtspunkt aus sollte es nicht fraglich sein, welche Stellung der deutschen Geisteshaltung unserer Zeit entspricht. (S. 102)

Die kraftvollen, z. T. sehr unterhaltsamen Polemiken eines Ludolf Wienbarg hätten eine geistreiche Auseinandersetzung verdient, die nicht zimperlich ausfallen müsste. Doch für Schulte Kemminghausen ist der geistesgeschichtliche Diskurs nur ein Vorwand, um mit seiner nationalsozialistischen Volkstumsideologie und seinem Antisemitismus<sup>6</sup> aberwitzige Schlusspunkte setzen zu können. Die in diesem Abschnitt gebotenen Auszüge sprechen für sich selbst.

Niemand käme auf die Idee, unter Hinweis etwa auf die Philologin Agathe Lasch oder den plattdeutschen Dichter Eli Marcus<sup>7</sup> ‚dem Judentum‘ bzw. ‚den Juden‘ eine besondere Affinität zur niederdeutschen Sprache zu bescheinigen. Doch gleich dreimal wird der Jude Jonas Goldschmidt, der im Gegensatz zu zitierten ‚Vorläufergestalten‘ des Nationalsozialismus die Mundart weichen sehen möchte, bei Schulte Kemminghausen angeführt. Die implizite Botschaft kann im Zusammenhang mit den im Schlusskapitel entfaltenen Anschauungen nur lauten: Die Juden sind – rassebedingt – Feinde der Mundart.<sup>8</sup> Die Juden als Verderber des Plattdeutschen – dergleichen wurde wenige Jahre später im Sauerländischen Gebirgsboten auch ganz populär verbreitet: „Wie kam es nun, daß die Sprache dieses [sauerländischen, P. B.] Stammes immer mehr zu versinken drohte? Es hängt im tiefsten Grunde mit der jahrzehntelang planmäßig betriebenen Verächtlichmachung des bäuerlichen Menschen zusammen. Jüdische Literaten stempelten fleißig alle ländliche Kultur als schuldig und rückständig ab [...]“ (SCHÖTTLER 1942).

## 5. Der empirische Studienteil wirft viele Fragen auf

Der empirische Studienteil ‚Der heutige Stand des Plattdeutschen in Westfalen‘ (S. 86–101) mit fünf ganzseitigen Schaubildern und knapp elf Textseiten wirft viele Fragen auf, die ich im Rahmen dieses Beitrags nur andeuten kann. Der 1936 für die Erhebung von Schulte Kemminghausen erstellte Fragebogen wurde

6 Vielleicht ist auch folgende Stelle als negativer Hinweis auf einen jüdischen Autor zu lesen: „Die etymologischen Phantastereien der Frühzeit können mit dieser Sammelarbeit [der seriösen Sprachgelehrten, P. B.] nicht im gleichen Atemzug genannt werden. Nur um ein Beispiel [zur Phantasterei, P. B.] zu nennen, führe ich eine Schrift eines Mag. Isaac Pölmann über ‚das Lob ... der Plat- und anderer alten grobdeutschen Sprachen‘ an, die 1689 in Cölln an der Spree gedruckt wurde.“ (S. 55)

7 Erst nach dem Krieg nennt Schulte Kemminghausen den Mundartdichter Eli Marcus namentlich in einer Nebenbemerkung: „... auch sonst scheint mir bei ihm [Hermann Wette, P. B.], wie z. B. bei dem Münsteraner Eli Markus [sic], das Vorbild der hochdeutschen Dichtung im Spiele zu sein.“ (SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1958, 147)

8 Vgl. zur rassistischen Hetze gegen ‚jüdische Literaten‘ schon vor 1933 bei Christian Boeck und anderen HOPSTER / WIRRER (1994, 78, 102); WIRRER (1994, 243).

durch Vermittlung der Herren Regierungspräsidenten und Landräte [...] an alle Volksschulen Westfalens versandt, mit der Aufforderung, daß sie, soweit es sich um mehrklassige Schulen handelte, jeweils für die unterste und oberste Klasse, für einklassige Schulen nur in einem Exemplar ausgefüllt werden sollten. Die Gesamtzahl der beantworteten Fragebogen betrug 5.481. (S. 86)

Bei einem so imponierenden Rücklauf aus 5.481 Schulen und Klassen wird zunächst jeder, der sich für die empirische Sprachgeschichtsforschung interessiert, freudig aufhorchen. Doch Ernüchterung und z. T. Ratlosigkeit stellen sich bei der Präsentation der Ergebnisse ein.

Der ehrgeizig angelegte Fragebogen (siehe Abbildung 1) soll zunächst in sieben verschiedenen Kategorien – jeweils noch einmal getrennt nach Knaben und Mädchen – den Beruf des Vaters und den Status ‚einheimisch‘ oder ‚zugezogen‘ ermitteln (es verwundert, dass bei der Auswertung bzw. Präsentation später die geschlechtsspezifische Aufteilung der befragten Schüler keine und die soziologischen Zuordnungen der Väter nur eine untergeordnete Rolle spielen). Über insgesamt neun Fragestellungen soll ermittelt werden, wie viele Schüler im täglichen Verkehr mit den Eltern regelmäßig nur platt sprechen (1), mit den Eltern sowohl plattdeutsch wie hochdeutsch sprechen (2), mit den Eltern nur hochdeutsch sprechen (3), plattdeutsch nur im Verkehr mit Spielkameraden, außerhalb des Hauses und der Schule sprechen (4), Platt verstehen, ohne es selbst zu sprechen (5), Platt nicht verstehen (6). Die drei letzten Fragestellungen lauten: in wie vielen Familien sprechen nur die beiden Eltern (7), nur die Mutter (8) oder nur der Vater (9) platt?

Zur erschöpfenden Auswertung des Materials verweist der Autor vorsichtshalber auf „spätere Spezialuntersuchungen“ (S. 88), zu denen es allerdings nie gekommen ist. Für die Ergebnisse zu den ersten drei Fragestellungen werden Schaubilder (I–III) – erstellt von Franz Krins im Mai 1936 – geboten.<sup>9</sup> Die jeweils zehn Kreissymbole für zehn unterschiedliche Prozentstufen haben einen Durchmesser von etwa einem Millimeter (in Schautafel II sind den zehn Stufen sogar elf Symbole zugeordnet). Bei dem angewandten Buchdruckverfahren ist hier kein befriedigendes Ergebnis in der Darstellung zu erzielen. Sofern es sich nicht um geschwärzte oder ganz leere Kreissymbole handelt, muss man bei der Aufschlüsselung raten. Selbst eine starke Vergrößerung der Graphiken am Computer erbringt nur eine mäßig bessere Entschlüsselungshilfe. Wer für einzelne Gebiete die quantitativen Studienergebnisse rekonstruieren will, wie es Ludger KREMER und Veerle VAN CAENEGHEM für das Westmünsterland unternommen haben, auf den wartet Arbeit (vgl. KREMER / VAN

<sup>9</sup> Die Fragestellungen 4 bis 6 werden von Schulte Kemminghausen im Buch nicht weiter thematisiert. – Die drei Schautafeln zur Auswertung der Fragebögen sind übrigens bereits früher veröffentlicht worden (Westfälischer Heimatbund 1937, 121–123; vgl. ebd. 40f.) und zwar in einer erweiterten Form, die auch Ergebnisse für das Siegerland und einen später ganz ausgesparten Teil des Ruhrgebietes darstellt (diesen Hinweis verdanke ich Dr. Markus Denkler).

Ort: \_\_\_\_\_ Kreis: \_\_\_\_\_ Name der Schule: \_\_\_\_\_ Klasse: \*\*  
 Lehrer: \_\_\_\_\_ Zahl der Schüler: \_\_\_\_\_ Davon a) Knaben: \_\_\_\_\_ b) Mädchen: \_\_\_\_\_

	Beruf des Vaters:													
	Bausz. Land- und Forstarbeiter		Handwerker Gewerbetreibende Kaufleute		Ingenieur- und Fabrikarbeiter		Beamte ohne akad. Vorbildung		Beamte mit akad. Vorbildung		Freier Beruf mit akad. Vorbildung		Sonst. einheimisch	Davon auswärts
	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen		
Wieviel Schüler sprechen zu Hause im eig. lienen Verkehr mit den Eltern? 1. regelmäßig nur platt? 2. sowohl platt wie hochdeutsch? 3. nur hochdeutsch: 4. platt nur im Verkehr mit Spielkameraden, außerhalb des Hauses und der Schule? 5. verstehen platt, ohne es selbst zu sprechen? 6. verstehen nicht platt? 7. In wieviel Familien sprechen nur die Eltern platt? 8. spricht nur die Mutter platt? 9. nur der Vater platt?														

\*) zugezogen bedeutet: ein Elternteil ist nicht im Ort geboren. \*\*) Angabe ob Oberstufe, Unterstufe usw. Die Fragebogen müssen spätestens bis zum 25. März beantwortet sein.

Abbildung 1: Fragebogen zur Erhebung des Standes des Plattdeutschen (aus SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1939, 87)

CAENEGHEM 2007, 31–33). Auf die Fragebögen (bzw. deren Auswertungen) kann man dabei nicht zurückgreifen, denn sie sind merkwürdigerweise verschollen.<sup>10</sup>

Was Schulte Kemminghausen zu den grafisch dargestellten Trends der Schaubilder im Text als Zusammenfassung vermittelt, kann angesichts der imponierenden Materialbasis und bezogen auf eine differenzierte Sicht der konkreten Kleinräume kaum befriedigen:

Nach Ausweis der Karte I ist die Mundart tägliche Umgangssprache im größten Teil des Münsterlandes, im Norden des Regierungsbezirkes Minden und im Paderborner Land.

Die Hochsprache ist nach Karte III tägliche Umgangssprache geworden in den größeren Städten, im Industriegebiet an Ruhr und Lippe und ist weithin verbreitet im mittleren Westfalen bis an die Ostgrenze.

Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß diese Gebiete sich nicht decken mit irgend welchen politischen Gebilden der Vergangenheit. Auch konfessionelle Gegensätze spiegeln sich in den Karten nicht wider [...]. Dabei [Verweis auf Karte III, P. B.] stellen wir als grundlegende Erkenntnis fest, daß nicht der überwiegend bäuerliche Charakter eines Gebietes dafür bestimmend ist, daß seine Bevölkerung an der Mundart festhält. [...] [Andererseits, P. B.] werden wir im Gegensatz zur obigen negativen Feststellung die positive machen können, daß die Industrie zum mindesten ein Schrittmacher des Hochdeutschen ist. (S. 92)

Die Ergebnisse werden auf einer knappen Seite denkbar grob zusammengefasst.<sup>11</sup> Sind wir nach der Lektüre wirklich sehr viel klüger? Sind die selektiven Beispiele, die der Verfasser anführt, schon aussagekräftige Belege für seine forschenden Schlussfolgerungen? Kann man die ‚grundlegenden Erkenntnisse‘ anhand der gebotenen quantitativen Ergebnisse als Leser schlüssig nachvollziehen? (Allein schon mit Blick auf den märkischen und kölnischen Landschaftsteil des Sauerlandes mag man

<sup>10</sup> So schon Heinz H. MENGE (1979, 16), der aber dank einer Dissertation von Hildegard HIMMELREICH aus dem Jahre 1943 eine sonst nicht zugängliche Teilauswertung der Fragebögen für das Ruhrgebiet mitteilen kann (ebd. 17f.). Ludger KREMER und Veerle VAN CAENEGHEM schreiben auf der Grundlage von Mitteilungen aus dem Jahr 1974, dass die Originalfragebögen „weder im Archiv des Westf. Heimatbundes noch im Archiv der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens“ aufzufinden sind (KREMER / VAN CAENEGHEM 2007, 31). Meine erneuten Rückfragen bei beiden Institutionen haben im Frühjahr 2011 jeweils die gleiche Auskunft erbracht. Auch eine Durchsicht des Nachlasses von Schulte Kemminghausen im Archiv der Universität Münster durch die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens führte zu keinem Erfolg.

<sup>11</sup> Als Beispiel für spätere Zusammenfassungen zum Befund der Studie vgl. KREMER (1990): „Damals, 1936, erwiesen sich nur der äußerste Westen und Norden Westfalens, der Bielefelder Raum und das südlichste und östlichste Sauerland als einigermaßen dialektbewahrende Landschaften in dem Sinne, daß die Eltern das Plattdeutsche an die Kinder weitergaben.“ Ergänzend KREMER / VAN CAENEGHEM (2007, 32f.): „Bis zum Zweiten Weltkrieg kann man deshalb von einer relativ stabilen Position des Plattdeutschen im Westmünsterland sprechen, ganz im Gegensatz beispielsweise zum südlichen Münsterland und zur Hellwegzone, vom Ruhrgebiet ganz zu schweigen.“

z. B. kaum glauben, dass unterschiedliche politische Geschichte, Konfession und Gewerbestruktur hinsichtlich des Sprachverhaltens eher unbedeutend sind.) Was bedeuten z. B. die Beobachtungen zum starken Mundartrückgang in dem agrarisch geprägten Kreis Soest<sup>12</sup> im Kontext einer Studie zu 38 Kreisgebieten? Was unterscheidet die Räume Soest, Lippstadt oder Meschede von jenen Teilen des Münsterlandes, die noch beharrlicher am Plattdeutschen festhalten? Warum bleiben auffällige Befunde nahe der *maken-machen*-Linie (südlichstes Sauerland) ganz unkommentiert?

Manche Passagen des empirischen Teils habe ich auch nach dreimaligem Lesen noch nicht verstanden. Weitschweifig will Schulte Kemminghausen erläutern, dass das „Tempo des Zurückweichens der Mundart vor der Hochsprache“ langsamer verläuft, als es aufgrund der Vorgeschichte und der aktuellen Ergebnisse zu erwarten wäre (S. 98–101). Substantiell läuft seine Erklärung an dieser Stelle auf die irrationale Aussage hinaus, es schaffe sich hier „die Natur gegenüber einer kulturellen Unnatur einen Ausgleich“ (S. 100). Auch vor der Präsentation von Binsenweisheiten oder Tautologien schreckt der habilitierte Sprachwissenschaftler nicht zurück.<sup>13</sup>

Vergleichsweise differenzierter fallen die statistischen Ausführungen zum geschlechterspezifischen Sprachgebrauch der Eltern aus, doch die dabei angewandte Methode der Auswertung ist zumindest anfechtbar:

Unsere Rundfrage hat ganz zweifelsfrei ergeben, daß die Frau keineswegs die sicherste Stütze der Mundart ist. Wir gehen aus von den Fragen 8 und 9: In wieviel Familien sprechen nur die Mutter (8), nur der Vater (9) platt? Dabei kommt es in diesem Falle nicht auf die Höhe der in den einzelnen Antworten enthaltenen Zahlen an. Es genügt für unsern Zweck, festzustellen, ob in einer Klasse Schüler aus Familien vorhanden sind, für die die Frage mit einer Zahl beantwortet ist. Wir können dann ganz eindeutig feststellen, ob innerhalb eines bestimmten Gebietes, etwa eines politischen Kreises, die Zahl der Klassen mit Schülern aus Familien, in denen nur die Mutter noch plattdeutsch spricht, größer, gleich oder kleiner ist als die aus Familien, in denen nur der Vater noch plattdeutsch spricht. [...] Es ergibt sich dabei, um nur ein Beispiel zu nennen, für den Kreis Soest das folgende Bild.

12 Hier ein Beispiel, wie der Autor bei diesem Kreis im Text die statistischen Befunde zum Sprachverhalten referiert: „Im Kreise Soest z. B. gibt es Orte, in denen bis zu 88,2 % Familien leben, in denen zwar die Eltern unter sich noch plattdeutsch reden, aber nicht mehr mit den Kindern. Unter 54 Orten gibt es 14 [laut Tabelle 15, P. B.], in denen in 50 und mehr Prozent Familien nur noch die Eltern an der alten Sprache festhalten.“ (S. 98)

13 So auf S. 98: „Die am meisten gesicherte Stellung der Mundart ist da zu suchen, wo an allen Stellen des täglichen Lebens, in der Familie sowohl wie im Bereich der täglichen Arbeit, die Mundart noch lebende Sprache ist. Weniger gesichert ist die Stellung, in der zwar die ältere Generation noch an der Mundart im Gespräch untereinander festhält, aber der Jugend gegenüber das Hochdeutsche, wenn auch in einer wenig vorbildlichen Form, anwenden zu müssen glaubt. Die dritte, am meisten gefährdete, ist die, in der bereits in der älteren Generation eine Spaltung eingetreten ist.“ – Wer hätte das gedacht?



Von den 53 Klassen, aus denen Antworten vorliegen, kommt es nur in einer vor, daß nur die Frage 8 (nur die Mutter) beantwortet ist, dagegen in 19 Fällen nur die Frage 9 (nur der Vater). In 18 Fällen sind beide Fragen beantwortet. D. h. in 18 Schulklassen sitzen Kinder, die selbst nicht mehr plattdeutsch sprechen, bei denen es aber einer der Elternteile noch tut. 19 andere Klassen gibt es, in denen Schüler sitzen, deren Väter die einzigen plattsprechenden Familienmitglieder sind. Nur in einer einzigen Klasse sitzen Schüler, in deren Familie nur die Mutter noch platt spricht. (S. 95)

Können wir an dieser Stelle wirklich sicher davon ausgehen, dass die (unterschlagenen) absoluten Zahlen bzw. Prozentanteile den Trend der – nach dem Muster „schwarz oder weiß?“ – ermittelten Klassenergebnisse in den einzelnen Kreisen auch bestätigen würden? Der Autor scheint da keinen Zweifel zu haben:

Aus dieser Tabelle [S. 95f., P. B.] können wir eindeutig ablesen, daß nur in 6 von 38 Kreisen (Bottrop-Stadt, Halle, Herne-Stadt, Minden, Münster-Stadt, Recklinghausen-Land) die Zahl der Klassen, in denen Schüler sitzen, von deren Eltern nur die Mutter noch platt spricht, größer ist als die Zahl der Klassen, in denen das nur für den Vater zutrifft. Von diesen sechs Kreisen sind drei reine Stadtkreise, beim vierten handelt es sich um einen Industriekreis (Recklinghausen), der siedlungsmäßig eine ähnliche Struktur wie eine Stadt aufweist. Wir sind also zu der Behauptung berechtigt, daß – im großen gesehen – die Männer eine stärkere Stütze für die Mundart sind als die Frauen. Wir können weiterhin feststellen, daß das vor allem für die Landbevölkerung gilt, in der an sich die Mundart lebensfähiger ist. [...] Der ländliche Arbeitskreis hält stärker an der Mundart fest, während der stark industrialisierte Arbeitskreis von vornherein meistens weder ein einheitliches mundartliches Gepräge hat noch überhaupt vorwiegend mundartlich bestimmt ist.

Was die Stellung der Frau in diesem Zusammenhang angeht, so müssen wir auf Grund der obigen Tabelle daran festhalten, daß sie in mundartlich einheitlichen und geschlossenen Gebieten leichter die Mundart aufgibt als der Mann. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Frau an sich ein stärkeres Bedürfnis hat, als „fein“ zu gelten als der Mann. Sie ahmt leichter die äußere Haltung der Oberschicht nach. [...] [Es folgen Spekulationen, die aufweisen sollen, warum die anders gelagerten Ergebnisse für städtische Gebiete dem nicht widersprechen, P. B.]

Wir sind also zu dem Schluß berechtigt, daß in den Teilen Westfalens, in denen die Mundart nicht mehr allgemeine Umgangssprache ist, nicht die Familie, als deren Mittelpunkt die Mutter zu gelten hat, die letzte Stütze der Mundart ist, sondern der Arbeitskreis des Mannes. (S. 96f.)

Die hier skizzierten Trends klingen keineswegs unwahrscheinlich. Der kritische Rezipient wird aber auch berücksichtigen, dass sie recht gut zur Apologie einer mundartfreundlichen ‚Volkstumspolitik‘ passen: Das schwache Geschlecht ist für die feine hochdeutsche Art anfällig; wer hingegen die Zielgruppe der arbeitenden Männer erreichen will, kann mit einer Ablehnung der Mundart nicht punkten. Auch deshalb sollte man fragen, was die gebotenen Statistiken wirklich hergeben.

Insgesamt ist das empirische Kapitel für den Leser eine sehr ärgerliche Angelegenheit. Dort, wo offenbar eine vollständige prozentuale Gesamtauswertung zu drei Fragestellungen erfolgt ist, lassen sich die Ergebnisse aufgrund der mangelhaften graphischen Darstellung z. T. nur erahnen. An anderen Stellen fehlt jede übersichtliche Vermittlung von Prozentzahlen. Viele Passagen sind kompliziert geschrieben. Will der Autor vielleicht verschleiern, dass eine gründliche Auswertung der 1936 durchgeführten und 1939 publizierten Studie, auch bezogen auf die von ihm ausgewählten Teilaspekte, gar nicht stattgefunden hat? Scheut er davor zurück, die drastischen Trends zum Rückgang des Mundartgebrauchs in einem leicht nachvollziehbaren Klartext mit genauen bzw. differenzierten Statistiken wiederzugeben? Hat er das knappe empirische Kapitel im Rahmen seines Buchprojektes eher als unbequeme Pflichtaufgabe betrachtet, zu deren Bewältigung ihm das nötige Rüstzeug oder die erforderliche wissenschaftliche Disziplin fehlten? Warum ist das Ausgangsmaterial aus 5.481 Schulklassen nicht mehr auffindbar? Es bleiben viele Fragen offen.

## 6. Sprachentwicklung, Volkstum und Rasse

Im programmatischen Schlusskapitel ‚Wesen und Wert der Mundart‘ wird der rassistische Hintergrund der Studie von Schulte Kemminghausen in expliziten Aussagen manifest. Das ‚Volkstum‘, zu dessen ‚natürlichen Äußerungen‘ die Sprache gehöre, beruht nach Ansicht des Verfassers auf einer ‚rassischen Grundlage‘:

Ich verstehe unter Volkstum die Gesamtheit der Kräfte, die das Leben eines Volkes von innen heraus bestimmen. Ein Volk aber ist nach nationalsozialistischer Auffassung bestimmt durch dreierlei: die rassische Grundlage, den Einfluß des Bodens und sein geschichtliches Schicksal. Diese drei Faktoren haben die von Anfang an vorhandenen Kräfte in ihrer Richtung und Stärke geformt. Das Volkstum ist lebendig in allen natürlichen Äußerungen dieses Volkes. Dazu rechne ich die Art des Sprechens, des Zusammenlebens in der Gemeinschaft, wie sie sich u. a. in Sitte und Brauch äußert, die Art der Auseinandersetzung mit übernatürlichen Kräften, die Art des Wohnens und anderes mehr. Uns geht es hier um die Sprache, von der E. M. Arndt sagt: „Sie ist [...] ein tief verhülltes Bild eines ganzen Volkes [...]“ (S. 103)

Bei der Sprachentwicklung – bis hin zur hochdeutschen Lautverschiebung – spielen angeblich „Änderungen der rassischen Grundlage“ eine zentrale Rolle:

Bei der Entwicklung der Sprache sind [...], da alle geistige Entwicklung einer Gemeinschaft in Beziehung zu seinem Volkstum steht, auch Kräfte des Volkstums wirksam. [...]

[...] Durch besondere geschichtliche Vorgänge, die wir im einzelnen nicht kennen, ist das Volkstum des indogermanischen Urvolkes [...] aufgespalten worden. Dabei spielen Wanderungen und Mischung mit fremdrassigen Elementen wahrscheinlich die Hauptrolle. [...] Wir können die sprachlichen Neuerungen, die der Ausdruck der neuen Volkwerdung sind, genau feststellen.

[...] nach allen unseren bisherigen Ausführungen spricht sehr viel dafür, daß Änderungen der rassischen Grundlage, d. h. eine Verschiebungen [sic] im Mischungsverhältnis der Elemente der einzelnen Rassen und damit eben eine Verlagerung der Volkstumsgrundlage den Ausgangspunkt gebildet hat. [...] Die heute am meisten vertretene Auffassung von der Entstehung der urgermanischen Sprache geht dahin, daß ein Teil der Träger des Indogermanischen sich mit Trägern einer anderen, nichtindogermanischen Sprache gemischt habe und daß sich [...] eine neue Spracheinheit gebildet habe, die vor allem durch eine Umwandlung der Akzentverhältnisse und des indogermanischen Konsonantensystems der Verschußlaute gekennzeichnet ist. [...] Auch für die Entstehung des Hochdeutschen, insbesondere soweit es sich um das bestimmende Merkmal der hochdeutschen Lautverschiebung handelt, hat man Völkermischung als Grund angegeben. (S. 104–106)

Am Ende wird zumindest indirekt eine größere Nähe des Niederdeutschen zu einem noch unvermischten ‚Urgermanentum‘ angedeutet:

Die Mundarten, die hochdeutschen sowohl wie die niederdeutschen, sind der sprachliche Ausdruck einzelner Gruppen des deutschen Volkstums. In ihnen spiegelt sich das besondere geschichtliche Leben dieser Glieder des Gesamtdeutschtums wider. Sie sind das Abbild eines ursprünglicheren Zustandes, als er in der hochdeutschen Gemeinsprache zum Ausdruck kommt. Die niederdeutschen Mundarten enthalten Elemente, die der älteren germanischen Sprache näher stehen als es bei den hochdeutschen der Fall ist. (S. 110)

Aber die gemeinsame deutsche Hochsprache steht nicht in Gegensatz zum „besonderen niederdeutschen Volkstum“:

[...] so muß man von vornherein gegen die Auffassung Stellung nehmen, daß die heutige deutsche Hochsprache dem niederdeutschen Volkstum grundsätzlich wesensfremd sei. Dem widerspricht nicht die andere Feststellung,

daß – wiederum auf Grund einer langen geschichtlichen Entwicklung – ein besonderes niederdeutsches Volkstum vorhanden ist. Zu den Äußerungen dieses Volkstums gehört auch die niederdeutsche Sprache [...].

Hochsprache und Mundarten sind also beide Spiegelbilder deutschen Wesens. (S. 111)

Die apologetische Botschaft lautet: Die Niederdeutschen sind nicht gegen den Einheitsstaat und die gemeinsame „Hochsprache“, sie sind keine Separatisten. Ein berechtigtes Beharren auf den Besonderheiten der Mundart ist Dienst an der deutschen Einheit. Der Autor betont, dass er eine konkurrierende niederdeutsche Schriftsprache prinzipiell ablehnt:

Wenn wir somit feststellen konnten, daß die Mundart Nahrungspenderin für die hochdeutsche Schriftsprache sein kann, so müssen wir es andererseits ganz klar und deutlich aussprechen, daß wir eine selbständige niederdeutsche Gemein- oder Schriftsprache grundsätzlich von vornherein ablehnen. Eine solche niederdeutsche Schriftsprache hat – zum mindesten in Ansätzen – im späten Mittelalter bestanden. Sie ist zugrunde gegangen. [...]

[...] Die deutsche Einheit, die erst im dritten Reich eine politische Wirklichkeit geworden ist, ist heute gefestigter denn je. Die deutsche Gemeinsprache, in der Luther seine germanische Tat der Bibelübersetzung vollführte, in der Goethe einen „Faust“ und Schiller einen „Wilhelm Tell“ schrieb, wird der Ausdruck dieser Einheit bleiben. Die Mundart als gesprochene Sprache kann diese Einheit niemals stören, sie ist im Gegenteil in der Lage, sie zu fördern, indem sie der Einheitssprache immer wieder frische Kräfte zuführt. (S. 117f.)

Die Gefahr „einer regionalen Spaltung, die die Einheit des deutschen Reiches zerstören könnte“ (S. 113), ist also – wie Schulte Kemminghausen betont – im Kontext seiner nationalsozialistischen Volkstums-Konzeption gar nicht gegeben (vgl. auch SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1938; WIPPERMANN 1940). Hingegen verfißt der Autor eine strikte Unterscheidung von „stammesverwandter“ und „schädlicher Zweisprachigkeit“, die er von G. SCHMIDT-ROHR<sup>14</sup> übernimmt. Dieser

unterscheidet verschiedene Typen von Zweisprachigkeit, von denen er eine Gruppe als völlig unschädlich hält, während er einer anderen „eine ganz verhängnisvolle, Seelen mordende, Geist und Kultur vernichtende Wirkung“ zuschreibt. Zur ersten Gruppe rechnet er den Fall, wenn Kinder, die mit der Mundart aufgewachsen sind, durch die Schule die stammverwandte Hochsprache lernen. Schädlich dagegen erscheint ihm Zweisprachigkeit dann, wenn es sich um zwei nicht stammverwandte Sprachen handelt, wie etwa Deutsch und Französisch. [...] Im Volkstumskampf in den Grenzländern

14 Mutter Sprache. Vom Amt der Sprache bei der Volkwerdung. Jena 1932, <sup>2</sup>1933.

spielt der Sprachenkampf die wichtigste Rolle. Mit der Doppelsprachigkeit ist hier eine Gefahr für ein sicheres Volkstumsbewußtsein verbunden. Auf diese Gefahr kann vom Standpunkt einer bewußten Volkstumspolitik aus nicht eindringlich genug hingewiesen werden. (S. 114f.)

Beim „Volkstumskampf“ um Raum wird vom Autor also ein Sprachkampf empfohlen, und an dieser Stelle hat er sich nach Beginn des Zweiten Weltkrieges ja auch selbst sprachkämpferisch engagiert.

### **7. Die Mundart stärkt „das Gebundensein an Blut und Boden“**

Als Argument für eine mundartfreundliche nationalsozialistische Volkstumspolitik wird von Schulte Kemminghausen ein irrational-gefühlsmäßiger Mehrwert des Plattdeutschen beschworen:

Es sind auch innere Gegensätze [zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch, P. B.] vorhanden. Wenn wir [...] im ersten Teil dieser Arbeit mehrmals die Ansicht vertreten fanden, daß das Hochdeutsche die Sprache der Kultur und der Bildung sei, und in Zeiten des Überwiegens einer rationalistischen Geisteshaltung den Kampf gegen das Plattdeutsche besonders stark werden sahen, wenn andererseits – nicht nur von den Freunden der Mundart – immer wieder die starken Kräfte des Gefühls, einer willensbetonten Innerlichkeit und einer besonderen Herzlichkeit hervorgehoben wurden, so ist diese Haltung in der Tat sachlich und geschichtlich begründet. Die deutsche Hochsprache trat – vor allem im Gebiet der niederdeutschen Sprache – zunächst als Sprache der Bildung in Erscheinung. [...] während die Mundart in all den Bereichen herrscht, wo es sich um eine Verständigung zwischen Menschen handelt, die sich als innerlich zusammengehörig empfinden. (S. 111)

Die Mundart stärkt „das Gefühl des Gebundenseins an Blut und Boden“, so dass ihre Unterdrückung auch aus nationalsozialistischer Sicht als unklug erscheint:

Es kann in der Tat nicht bestritten werden, daß einem Menschen, der im niederdeutschen Sprachgebiet nur mit der hochdeutschen Sprache aufwächst, gegenüber anderen Volksgenossen seiner Landschaft und auch gegenüber Angehörigen vergangener Generationen seines eigenen Geschlechts etwas fehlt. Die Fähigkeit nämlich, sich in einer Sprache auszudrücken, die der Ausdruck einer Sondergruppe des gesamtdeutschen Volkstums ist. Mit der Anwendung dieser Sprache sind bestimmte Gefühlswerte verbunden. Der Mundartsprecher ist sich bewußt, Glied einer Gemeinschaft zu sein, die in engster Beziehung zu einer bestimmten Heimatlandschaft steht. Er fühlt sich innerlich seiner Heimat verbunden und, wenn er seine Heimatsprache spricht,

ist er innerlich freier, als wenn er die Sprache der Behörde redet. Die mundartlichen Besonderheiten lösen neben der eigentlichen Wortbedeutung bestimmte Gefühlsnuancen aus, die irgendwie das Gefühl des Gebundenseins an Blut und Boden in ihm stärken. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß all diese Werte – von unserem Standpunkt aus handelt es sich in der Tat um positive Werte – nicht entstehen bei der Anwendung des Hochdeutschen, selbst wenn es sich um die Schicht der Umgangssprache handelt. (S. 112)

Indirekt wird die Mundartpflege hier als ein taugliches Medium der emotionalen NS-Politik angesprochen („starke Kräfte des Gefühls“, S. 191). Die Förderung des – von der Rasse mitbestimmten – Niederdeutschen, so soll suggeriert werden, ist im Interesse des NS-Volksstaates:

Wenn wir aber grundsätzlich im Volksstaat alle die Kräfte fördern wollen, die im Einzelmenschen das Bewußtsein der Gebundenheit an eine Gemeinschaft stärken, die nicht von irgendwelchen internationalen Ideen her künstlich gestaltet ist, sondern die durch ein ihr eigenes Volkstum zusammengehalten ist, d. h. eine Gemeinschaft, die ihre besondere Eigenart erhalten hat durch eine bestimmte rassische Grundlage, durch eine bestimmte Landschaft und ein bestimmtes gemeinsames geschichtliches Schicksal, so kann unsere Stellungnahme gegenüber der Mundart im niederdeutschen Raum nicht fraglich sein. (S. 112)

### **8. „Echte Volksgemeinschaft“ und die „Erziehung der Oberschicht“**

Neben den Bedenken hinsichtlich eines regionalen Separatismus könnte man, so Schulte Kemminghausen, gegen die „Forderung einer bewußten Pflege der Mundart“ auch den „Einwand der Gefahr einer Spaltung [...] in zwei sich immer fremder werdende Volksschichten“ vorbringen (S. 113). Doch diesen konstruierten Einwand weiß der Autor in seinem Sinne geschickt zu wenden. Sein Antiintellektualismus war schon in den Attacken auf das Bildungsideal der Aufklärung deutlich artikuliert worden (S. 66–71). Ausdrücklich vermerkt er auch, die weltflüchtige Hinwendung der Gebildeten zur Mundartdichtung, d. h. zu den Schöpfungen „eines einzelnen Künstlers“, sei „ihrem Wesen nach“ von der an „eine Gemeinschaft gebundenen“ gesprochenen Mundart zu unterscheiden (S. 74). Auf dem „Gebiet der praktischen Volkstumspflege“, das ohnehin eine höhere Affinität zur „Volksdichtung“ aufweist, stelle sich hier die „Frage, wie mundartliches Schrifttum und der Bereich der lebendigen Mundart so aufeinander abgestimmt werden können, daß die in beiden Bezirken vorhandenen Kräfte des Volkstums gegenseitig gestärkt werden können“ (S. 75).

Der soziale Aufstieg der Gebildeten, so erfahren wir hernach im empirischen Teil, gehe meistens einher mit einer Entfremdung, nämlich

[...] mit einer Lockerung, sogar mit einer Lösung der Verbindung zur Mutterschicht des heimatlichen Volkstums [...]. Ein äußeres Zeichen dieser Trennung ist das Aufgeben der heimatlichen Sprache, der Mundart. Wenn weite Kreise der „gebildeten“ Schicht die Fühlung mit der Mutterschicht des Volkes verloren haben und die Wurzeln locker geworden sind, mit denen sie ihre Volkstumskräfte erneuern könnten, ist es leicht verständlich, daß sie den Einflüsterungen einer international eingestellten Geisteshaltung in erschreckendem Maße zugänglich sind. Es bedarf keiner Begründung, daß eine solche Entwicklung nicht im Sinne der nationalsozialistischen Gedankenwelt liegt. (S. 100)

Dieser Gedanke wird im letzten Kapitel wieder aufgegriffen und führt dort zur Forderung nach einer „Erziehung der Menschen der sogenannten Oberschicht“ – im Dienst „einer echten Volksgemeinschaft“:

Es ist andererseits kein Geheimnis, daß gerade im letzten Jahrhundert die Oberschicht vielfach die Fühlung mit der Mutterschicht des deutschen Volkes verloren hat. [...] aber wer es ehrlich mit der deutschen Volksgemeinschaft meint, muß verlangen, daß der Angehörige der Oberschicht [...] auf den Mundartsprecher nicht als einen Menschen zweiter Ordnung herabsieht. Geschichtlich gesehen, liegt der Grund für die Entfremdung der beiden Schichten in der besonderen Entwicklung der Oberschicht. Der Grundhaltung des Nationalsozialismus entspricht es, einen Ausgleich unter den sich fremd gegenüberstehenden Schichten herbeizuführen, und die nationalsozialistische Bewegung hat ja in all ihren Gliederungen und Verbänden die Überbrückung der Gegensätze zwischen den einzelnen Ständen zu einem Grundsatz gemacht. Überall dort, wo die Mundart noch als lebendige Sprache gesprochen wird, ist ihre Pflege und ihre Achtung seitens der Angehörigen einer nicht Mundart sprechenden Oberschicht ein wichtiges Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zieles. [...] Die Frage der Pflege des Plattdeutschen ist also auch – und vielleicht sogar vorwiegend – eine Frage der Erziehung der Menschen der sogenannten Oberschicht. [...]

[...] Auch in der Sprachpolitik des eigenen Volkes muß man von Wirklichkeiten ausgehen. Eine Sprache kann wie jeder andere Ausdruck eines Volkstums durch behördliche Verfügungen nicht einfach abgeschafft werden. (S. 113f.)

Nach Schulte Kemminghausen „sollte man nichts unversucht lassen, um in ihm [dem Niederdeutschen, P. B.] einen Mitkämpfer zu finden für den Aufbau einer echten Volksgemeinschaft“ (S. 114). Das nationalsozialistische „Volksideal“ wird hier wohl als Spitze gegen bestimmte zentralistische Sprachpolitik-Konzepte im Spektrum der NS-Anschauungen angeführt. Schulte Kemminghausen zitiert zwar

keine nationalsozialistischen Verfechter einer mundartfeindlichen Sprachpolitik,<sup>15</sup> doch der apologetische Charakter seiner Arbeit liegt offen zutage. Die wichtigsten Argumentationsstränge der ganzen Apologie, in welcher der Verfasser dem empirischen Teil nur wenig Liebe schenkt, beziehen sich auf folgende Postulate und Behauptungen:

1. Maßgebliche Ausgangspunkte für die Mundartpflege sind nicht neutrale Wissenschaft oder bildungsbürgerliche Mundartliteraturszenen etc., sondern die nationalsozialistische ‚Volkstumsidee‘ und eine ihr entsprechende Volkstumspolitik.
2. Die Fraktion der Plattdeutsch-Ausrotter befindet sich – geistesgeschichtlich betrachtet – in schlechter Gesellschaft mit ‚jüdischen Internationalisten‘ und Verfechtern eines liberalistischen bzw. rationalistischen Bildungsideals (im Hintergrund steht ein rassistischer Antisemitismus, wie ihn der Autor z. B. im Rahmen seiner Droste-Interpretation vertritt).
3. Sprache gilt als Ausdruck eines rassistisch bedingten Volkstums, wobei der Autor zwar keine Vorrangstellung eines „niederdeutschen Charakters“ (Julius Langbehn) postuliert, aber doch mit einer größeren Nähe der noch nicht lautverschobenen Mundart zum unverfälscht ‚Germanischen‘ rechnet (rassistische ‚Sprachwissenschaft‘).
4. Die nationale Einheit ist endgültig gefestigt und kann durch die Pflege unterschiedlicher ‚stammverwandter‘ Regionalmundarten nicht mehr gefährdet werden. Das Schriftmonopol der hochdeutschen Nationalsprache wird nachdrücklich gutgeheißen (gemeinsame Hochsprache und ‚niederdeutsches Volkstum‘ sind keine Gegensätze).
5. Ein Sprachkampf ist also nicht unter den ‚Stammesverwandten‘ angesagt, sondern an den äußeren Grenzen des Reiches (größerer Kontext: ‚germanischer Lebensraumkampf‘).
6. Der empirisch nachweisbare Rückgang des Niederdeutschen wird durch eine – nur dunkel angedeutete – Gegenbewegung ‚Natur versus kulturelle Unnatur‘ relativiert.
7. Im Sinne einer Art Aufgabenteilung bewegt sich die Mundart im Bereich von ‚starken Kräften des Gefühls‘ und ‚Gemeinschaftswerten‘; sie bezieht sich in besonderer Weise auf das gemeinschaftliche ‚Gebundensein an Blut und Boden‘ (irrational-gefühlsmäßiger Mehrwert des Plattdeutschen).

---

15 Das einzige explizit antizentralistische ‚Mundartargument‘ in seiner Studie findet man übrigens in einem Zitat aus dem Roman ‚Der Zauberer von Rom‘ (1858ff.) von Karl Gutzkow, der mit Ludolf Wienberg und Heinrich Heine in Verbindung stand und somit im Kontext der Arbeit nicht als positiver Zeugnisgeber gelten kann. Die kurze Zitatstelle lautet: „An jenem Abend, wo der Streit ums Plattdeutsche entbrannte und zuletzt sich Klingsohr für das Plattdeutsche als ‚Hemmschuh bürokratischer Zentralisation Deutschlands‘ aussprach ...“ (zit. SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1939a, 78).



8. Der Mundartferne der Gebildeten ist im Sinne der schichtenübergreifenden Volksgemeinschaft mit einer mundartfreundlichen „Erziehung der Oberschicht“ zu begegnen.
9. Schlussfazit: Im Licht von Volksideal und Volkstumspolitik des Nationalsozialismus muss die Förderung des Plattdeutschen als ein zwingendes Erfordernis gelten.

## 9. Literatur

- DAMME, Robert / Jan GOOSSENS / Gunter MÜLLER / Irmgard SIMON / Timothy SODMANN / Hans TAUBKEN / Paul TEEPE (1988): *Die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens*. In: *Westfälische Forschungen* 38, S. 186–211.
- DITT, Karl (1988): *Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923–1945*. Münster.
- DOHNKE, Kay / Norbert HOPSTER / Jan WIRRER (1994) (Hgg.): *Niederdeutsch im Nationalsozialismus. Studien zur Rolle regionaler Kultur im Faschismus*. Hildesheim Zürich New York.
- VON HEYDEBRAND, Renate (1983): *Literatur in der Provinz Westfalen 1815–1945. Ein literaturhistorischer Modell-Entwurf*. Münster.
- HOPSTER, Norbert / Jan WIRRER (1994): *Tradition, Selbstinterpretation und Politik. Die „Niederdeutsche Bewegung“ vor und nach 1933*. In: DOHNKE / HOPSTER / WIRRER (1994), S. 59–122.
- KLEE, Ernst (2009): *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. Überarbeitete Ausgabe. Frankfurt a. M.
- KÖSTLIN, Konrad (1994): *Niederdeutsch und Nationalsozialismus. Bemerkungen zur Geschichte einer Beziehung*. In: DOHNKE / HOPSTER / WIRRER (1994), S. 36–58.
- KRACHT, August (1939): *Mundart und Hochsprache – Begrüßung eines Buches* [Rezension zu SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1939a]. In: *Heimat und Reich* Jg. 1939, S. 381–384.
- KREMER, Ludger (1990): „Damals wurde nur plattdeutsch gesprochen ...“ *Zum Verlauf des niederdeutsch-hochdeutschen Sprachwechsels in Westfalen*. In: *Heimatspflege in Westfalen. Rundschreiben des Westfälischen Heimatbundes* 3. Jg., Nr. 5, S. 1–4.
- KREMER, Ludger / Veerle VAN CAENEGHEM (2007): *Dialektschwund im Westmünsterland. Zum Verlauf des niederdeutsch-hochdeutschen Sprachwechsels im 20. Jahrhundert*. Vreden (Westmünsterland. Quellen und Studien, Bd. 17).
- MAAS, Utz (1994): *Die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Niederdeutschen zur Zeit des Nationalsozialismus. Betrachtet im Zusammenhang der professionellen Entwicklung der „Niederdeutschen Philologie“*. In: DOHNKE / HOPSTER / WIRRER (1994), S. 262–282.

- MENGE, Heinz H. (1979): *Eine Karte zum Stand des Plattdeutschen 1936 im Ruhrgebiet*. In: *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 86, S. 14–19.
- VAN MAASDIJK, H. C. (1941): *Deutsch-niederländischer Kulturaustausch*. In: *Heimat und Reich* Jg. 1941, S. 186–191.
- OBERKRONE, Willi (2004): *„Deutsche Heimat“: Nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen (1900–1960)*. Paderborn.
- PILGER, Andreas (2004): *Germanistik an der Universität Münster. Von den Anfängen um 1800 bis in die Zeit der frühen Bundesrepublik*. Heidelberg (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Bd. 3).
- SCHÖTTLER, Jupp (1942): *Vom Wert der Mundart*. In: *Sauerländischer Gebirgsbote* Jg. 1942, S. 37.
- SCHULTE, Wilhelm (1973): *Der Westfälische Heimatbund und seine Vorläufer*. Bd. I und II. Münster.
- SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (1937): *Grundsätzliches zur Pflege des Plattdeutschen* [aus einem Referat auf der Fachstellensitzung „Schrifttum“ und „Volkskunde“ des Westfälischen Heimatbundes am 9. Februar 1936]. In: Westfälischer Heimatbund (Hg.): *Der Westfälische Heimatbund. Jahresbericht 1936*. Münster, S. 108f.
- SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (1938): *Westfälisch-Niederländische Dialektgeographie*. In: *Westfälische Forschungen* 1, S. 1–25.
- SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (1939a): *Mundart und Hochsprache in Norddeutschland*. Neumünster.
- SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (1939b): *Plattdeutsche Dichtung in Westfalen. Aus Anlaß von Karl Wagenfelds 70. Geburtstag*. In: *Heimat und Reich* Jg. 1939, S. 140–148.
- SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (1940): *Niederdeutsch hüben und drüben. Die Beziehungen der niederländischen Sprache zur deutschen*. In: *Heimat und Reich* Jg. 1940, S. 228–232.
- SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (1942): *Der Sprachraum Flandern*. In: *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 55, S. 75–82.
- SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (1958): *Westfälische Eigenzüge in der plattdeutschen Dichtung*. In: *Der Raum Westfalen* IV,1. *Wesenszüge seiner Kultur*. Münster, S. 121–152.
- SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (1963): *Neue plattdeutsche Dichtung in Westfalen. Zu einem Gedichtband von Norbert Johannimloh*. In: *Auf Roter Erde. Monatsblätter für Landeskunde und Volkstum Westfalens* (Heimatbeilage der Westfälischen Nachrichten) 19, N. F. Nr. 52.
- SCHWIDETZKY, Ilse / Hubert WALTER (1967): *Untersuchungen zur anthropologischen Gliederung Westfalens* (Der Raum Westfalen V,1. *Mensch und Landschaft*). Münster.

- THIEKÖTTER, Hans (1965): *Abschied von Professor Dr. Schulte-Kemminghausen* [Nachruf]. In: *Westfalenspiegel* Januar 1965, S. 30f.
- TIEDAU, Ulrich (2003): *Schulte Kemminghausen*. In: *Internationales Germanistenlexikon 1800–1950*. Hg. und eingeleitet von Christoph KÖNIG. Bd. 3. Berlin New York, S. 1675–1678 [mit umfangreicher Bibliographie].
- Westfälischer Heimatbund (1937) (Hg.): *Der Westfälische Heimatbund. Jahresbericht 1936*. Münster.
- WIPPERMANN, Ferdinand (1940): *Plattduitsk in Ehren*. In: *Der Sauerländer. Heimatkalender für das Jahr 1941*, S. 99f.
- WIRRER, Jan (1994): „Die Rassenseele ist des Volkes Sprache“. *Sprache, Standarddeutsch, Niederdeutsch – Zum Sprachbegriff in der Diskussion um das Niederdeutsche während der nationalsozialistischen Diktatur*. In: DOHNKE / HOPSTER / WIRRER (1994), S. 207–261.

Carolin Thielking, Düsseldorf

## **„Herzenssprache“ oder „Armeleutegeruch“? Eine ethno­linguistische Skizze zum Plattdeutschen im ostwestfälischen Hahlen**

### **1. Einleitung**

Im Alltag eines Norddeutschen bestehen viele Möglichkeiten, auf das Plattdeutsche zu treffen: Man grüßt sich mit *Moin*, kann sich plattdeutsche Nachrichten und Unterhaltungssendungen im Radio anhören, in der Mundart verfasste Artikel in Zeitungen lesen und Theaterstücke auf (Laien-)Schauspielbühnen ansehen. Bei der Betrachtung des gesamten norddeutschen Gebiets wird aber auch schnell klar, dass ein gewisses Nord-Süd-Gefälle besteht. An der Küste, gerade in stark touristisch genutzten Gebieten, ist Plattdeutsch wesentlich präsenter als im Rest des Landes. Hier reihen sich Restaurants, Kneipen und Ferienhäuser mit plattdeutschen Namen aneinander; Beschilderungen und Straßennamen sind zum Teil ebenfalls in der Mundart gehalten (vgl. REERSHEMIUS 2004). Vermutlich handelt es sich hierbei um Auswirkungen der sogenannten „Dialektwelle“ (KREMER / VAN CAENEGHEM 2007, 132) aus den 1970er und 1980er Jahren.<sup>1</sup>

Eines haben die angeführten Beispiele jedoch gemeinsam: Sie fallen allesamt ausschließlich in den Rezeptionsbereich, die Beispiele lassen sich alle dem passiven Sprachgebrauch und zudem der Schriftsprache zuordnen. Inwiefern nutzen die Sprecher bzw. potentiellen Sprecher des Plattdeutschen ihre Sprache wirklich? Wie viele Sprecher gibt es noch? Beim Plattdeutschen handelt es sich heute um eine aussterbende Sprache, das ist in der Wissenschaft weithin anerkannt – WIRRER (1998, 309) nennt sie „hochgradig moribund“<sup>2</sup>. Offensichtlich ist dies natürlich auch im Alltag: Man trifft nur wenige junge Elternpaare, die ihre Kinder auf Niederdeutsch erziehen. Letztlich muss man also fragen: Wie kann es zu dieser Diskrepanz zwischen scheinbarer Popularität und langsam einerschreitendem Sprachtod kommen?

In den letzten Jahren und Jahrzehnten wird vermehrt über dieses Thema diskutiert; Anstöße dazu stellen beispielsweise eine der letzten großflächig durchgeführ-

---

1 Für MATTHEIER (1980, 172) besteht die von ihm als „Mundartwelle“ betitelte Erscheinung „in einer Ausdehnung dialektaler oder dialektnaher Sprachvarietäten in Bereiche hinein, die vorher durch standardsprachliche Varietäten abgedeckt waren.“

2 Eine Definition zu einer moribunden Sprache liefert HIMMELMANN (2009, 28): “Moribund languages are here defined as languages whose domains of use are already extremely limited and, in particular, do not include any longer regular verbal interactions with children.”

ten Studien zum Gebrauch des Niederdeutschen, die GETAS-Befragung,<sup>3</sup> und die Aufnahme des Niederdeutschen in die Charta der europäischen Regional- oder Minderheitensprachen<sup>4</sup> dar. Neben der GETAS-Studie wurden auch andere Erhebungen durchgeführt, die sich größtenteils auf standardisierte Befragungen der Sprecher stützen. Versteht man den Rückzug des Plattdeutschen aus dem alltäglichen Gebrauch jedoch als einen Fall von Sprachwechsel – was selten so explizit in der Niederdeutsch-Forschung getan wird, wie die Sichtung der Fachliteratur zeigt –, folgt daraus die Einsicht und die Notwendigkeit, dass eine entsprechende Erhebung tiefer gehen muss. Nur mit einer qualitativen Studie lässt sich gewährleisten, dass die Einstellungen und Verhaltensweisen der einzelnen Sprecher angemessen dokumentiert werden.

Aus diesem Grund basiert der vorliegende Aufsatz auf einer qualitativen Erhebung. Um neben Gesprächsgewohnheiten auch Einstellungen und Meinungen mit in die Analyse einbeziehen zu können, wurde als empirische Grundlage eine Art ethno-linguistische Skizze gewählt. Dazu wurden Interviews geführt, auf Beobachtungen wurde aus Zeitgründen allerdings verzichtet. Ziel ist es, anhand einer Ethnographie des Sprechens zu ermitteln, in welchen Bereichen im Beispielort Hahlen Plattdeutsch genutzt wird und in welchen nicht – und welche Gründe dafür vorliegen.

Die Vorgehensweise der Ethnographie des Sprechens geht auf Dell H. HYMES zurück und stützt sich auf folgende Grundlage: “Speech cannot be omitted from a theory of human behavior, or a special theory for the behavior of a particular group.” (HYMES 1968, 130) HYMES beschreibt sie folgendermaßen: “The ethnography of speaking is concerned with the situations and uses, the patterns and functions, of speaking as an activity in its own right.” (Ebd., 101) Die vorliegende Untersuchung ging in Interviews daher der Frage nach, welche ungeschriebenen Gesetze der Sprachnutzung und welche Einstellungen zur Mundart innerhalb der Hahler Sprachgemeinschaft bestehen. Teilweise wurden die Interviews mitgeschnitten. Da aber ein Aufnahmegerät häufig zu Hemmungen der Interviewpartner führte, wurden die Gespräche überwiegend stichpunktartig protokolliert und anschließend um ein Gedächtnisprotokoll ergänzt. Nach Abschluss der Gesprächsreihe wurden die Angaben zur weiteren Verwendung in eine tabellarische Übersicht gebracht. Eines darf man beim Umgang mit den so erhobenen Daten nicht vergessen: Sie unterliegen einer Art ‚blindem Fleck‘. Es fällt den Sprechern manchmal schwer, reflektiert über ihre eigenen sprachlichen Gewohnheiten Auskunft zu geben, besonders wenn sie sich dabei an weit zurückliegende Zeiten erinnern müssen. Oft müssen Informationen im Gespräch erneut erfragt und in der Auswertung hinterfragt werden.

---

3 Gesellschaft für angewandte Sozialpsychologie mbH, ein 1957 gegründetes deutsches Meinungsforschungsinstitut, das seit dem Zusammenschluss mit den Instituten GFM, WBA und INRA mittlerweile unter dem Namen Ipsos operiert (vgl. GROBKOPF 1993, 9 sowie <http://www.ipsos.de/>). In der Fachliteratur wurden die Ergebnisse der GETAS-Studie häufig aufgegriffen und diskutiert.

4 1998 wurde Niederdeutsch in die *European Charter for Regional or Minority Languages* aufgenommen. Diese Charta der Europäischen Union ist ein Versuch zum Sprachen- und damit Kulturschutz (vgl. Council of Europe 1992).

Seit 1973 ist Hahlen ein Bezirk der Stadt Minden (vgl. BRANDHORST et al. 1996). In dieselbe Zeit fällt die Untersuchung Frankes des Mindener Raums, der für den Stadtbereich, in dem auch Hahlen liegt, feststellt, dass er „nicht mehr als überwiegend agrarbäuerlich zu bezeichnen [ist], doch spielt der Anteil bäuerlich tätiger Menschen noch eine große Rolle“ (FRANKE 1972, 177). Heute wohnen gut 3800 Menschen in Hahlen.<sup>5</sup>

Dass Minden und damit auch Hahlen Teil des niederdeutschen Sprachgebiets ist, steht außer Frage. Geographisch und administrativ gehört Hahlen zu Ostwestfalen-Lippe, nach WIRRER (1992, 124) eines jener „Gebiete, in welchen das Niederdeutsche sehr stark im Rückzug begriffen ist“.

Schon 1953 stellt HARTWIG (1953, 5) für die Sprachsituation Mindens fest: „Heute gibt es allerdings kaum noch geborene Mindener, die ein von Mindener Eltern ererbtes Platt sprechen.“ Das Vorwort FREDERKINGS zu seinem 1939 erstmals erschienenen plattdeutschen Wörterbuch lässt schon auf einen vor dem Zweiten Weltkrieg zu beobachtenden Rückzug der Mundart in Hahlen schließen:

Es [das Wörterbuch] soll unsere plattdeutsche Sprache, die edle Schwester des Hochdeutschen schätzen und erhalten helfen, es soll der Mitwelt den hohen geistigen Stand unseres Bauernvolkes und seiner Vorfahren auch in der Sprache dartun und mit seinen 9500 Wörtern die Ebenbürtigkeit ihrer Sprache mit der der Gebildeten beweisen und zugleich als Kulturzeugnis ihren jetzigen Stand und die jetzige Form der Nachwelt überliefern. (FREDERKING 2005, VI)

Wenn explizit auf die Erhaltung des Plattdeutschen als Aufgabe des Wörterbuches hingewiesen und hinzu noch eine derart defensive Stellung eingenommen wird, wird deutlich, dass das Plattdeutsche bereits 1939 mit einem offensichtlichen Prestigeverlust zu kämpfen hatte. Plattdeutsch als Sprache der Bauern steht derjenigen der Gebildeten gegenüber. Eine solche Einschätzung von einem Plattdeutsch-Sprecher zu hören, zeigt eindrücklich, wie gebrochen das Selbstbewusstsein der Sprechergemeinschaft gewesen sein muss.

Dieser Aufsatz soll untersuchen, wie die sprachliche Situation in Hahlen heute aussieht. BRENZINGER konstatiert: “The process of language replacement usually takes at least three generations.” (BREZNINGER 2000, 282) – Inwiefern diese Aussage auch auf Hahlen zutrifft, wird der Aufsatz zeigen.

Im nun folgenden Abschnitt wird als Grundlage ein kurzer Überblick über die internationale Sprachwechselforschung gegeben. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf dem Aspekt der Identität, der für die Auswertung der vorliegenden Studie relevant ist. In Abschnitt 3 werden wichtige Studien und Erkenntnisse der Niederdeutsch-Forschung vorgestellt. Im letzten Abschnitt soll schließlich der Gebrauch des Plattdeutschen in Hahlen skizziert und auf Grundlage der Fachliteratur ausge-

---

5 Vgl. die Angaben auf der Homepage Mindens unter <http://www.minden.de> [Zugriff: 28. 04. 2011].

wertet werden. Der Fokus liegt zudem auf den Einstellungen der Sprecherinnen und Sprecher, also auf ihren Motiven für den konkreten Sprachgebrauch.

## 2. Internationale Sprachwechselforschung: Sprache und Identität

Die Sprachwechselforschung ist innerhalb der Sprachwissenschaft noch eine recht junge Disziplin. Nachdem die Grundlagen schon ab den 1950er Jahren in der Soziolinguistik gelegt worden waren,<sup>6</sup> begann die empirisch fundierte Forschung Ende der 1970er Jahre (vgl. SASSE 1992, 7). Interessanterweise finden dabei eher anthropologische und ethnologische Methoden Anwendung als genuin soziologische bzw. soziolinguistische. Die These „language shift reflects basic changes in the structure of interpersonal relations rather than mere alterations in the extralinguistic environment“ (GUMPERZ 1977, 102) dient dabei als Grundlage.

Was genau ist nun aber unter ‚Sprachwechsel‘ zu verstehen? FASOLD stellt folgende Definition auf: „Language *shift* simply means that a community gives up a language completely in favor of another one.“ (FASOLD 1984, 213) Sprachtod als Folge von Sprachwechsel sieht er demnach als gegeben, wenn „a community shifts to a new language totally so that the old language is no longer used“ (ebd.). SASSE geht noch einen Schritt weiter und hält fest: „For the present purpose my proposal is to define the final point of language death as the cessation of *regular* communication in the language“ (SASSE 1992, 18, Hervorhebung C.T.).

Natürlich müssen einflussreiche zeitgeschichtliche Umstände in der Analyse eines Sprachwechselszenarios beachtet werden, doch man darf, wie oben in GUMPERZ' Zitat angeklungen, nicht bei äußeren Faktoren stehen bleiben. Sprache ist „the primary index, or symbol, or register of identity“ (CRYSTAL 2005, 40).

Mit dem Stichwort ‚Identität‘ ist man an einem wichtigen Punkt der Sprachwechselforschung angekommen. Zwei Studien belegen den Zusammenhang zwischen Sprache und Identität besonders deutlich: Jan-Petter BLOM und John J. GUMPERZ (1972) untersuchen das Phänomen des Codeswitching<sup>7</sup> in den Gesprächen in einer Sprachgemeinschaft in Norwegen und Don KULICK (1992) konzentriert sich in Gapun, einem kleinen Dorf in Papua Neu-Guinea, vor allem auf die sozialpsychologischen Konzepte, die die Dorfbewohner mit ihrer Sprache in Verbindung bringen. Beide Studien belegen den Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit einer Person zu einer bestimmten Gruppe bzw. zwischen dem Wunsch oder dem Selbstverständnis, dieser Gruppe anzugehören, und ihrer Sprachwahl.

6 Maßgeblich waren hier u. a. Charles FERGUSON (1973), Uriel WEINREICH (1964) und Joshua FISHMAN (1965).

7 Die Definition von Codeswitching ist in der Sprachwissenschaft umstritten. Häufig wird auf POPLACK (2007, 214) zurückgegriffen: „Code-switching is the alternation of two languages within a single discourse, sentence or constituent.“ MYERS-SCOTTON (2000, 217) sieht Codeswitching als gegeben, wenn „fluent bilinguals sometimes engage in code-switching by producing discourses which, in the same conversational turn or in consecutive turns, include morphemes from two or more of the varieties in their linguistic repertoire.“

In Hemnesberget, einer Kleinstadt im Norden Norwegens, untersuchten BLOM und GUMPERZ anhand von Beobachtung von Gesprächsrunden und Befragungen die Verwendung der beiden in der Stadt gesprochenen Varietäten des Norwegischen. Ranamål gehört einer nordnorwegischen Dialektgruppe an; von den norwegischen Standardvarietäten Bokmål und Nynorsk ist lediglich Bokmål in Hemnesberget geläufig. Als Zeichen von „local independence and distinctness of folk culture“ (BLOM / GUMPERZ 1972, 411) genießt Ranamål hohes Ansehen und wird im privaten Umfeld als Muttersprache erlernt und als Verkehrssprache genutzt. Der Dialekt kann sich halten, weil sich die Bewohner Hemnesbergets stark mit ihrer Herkunft identifizieren und ihn verwenden, um sich als dem „local team“ (ebd., 419) zugehörig zu klassifizieren: “The dialect is an important marker of their common culture” (ebd., 418).

KULICK stößt in Gapun in Papua Neu-Guinea auf eine gegensätzliche Sprachsituation. Die maßgebliche Fragestellung für seine Forschung lautet: “Why and how do people come to interpret their lives in such a way that they abandon one of their languages?” (KULICK 1992, 9) Die Fokussierung auf den Sprachgebrauch *von* Kindern bzw. *mit* Kindern stellt seinen Schwerpunkt dar (vgl. ebd., 11ff.).

Die ursprüngliche Sprache des Dorfes wird Taiap genannt. In der Zeit des Imperialismus ist außerdem Tok Pisin mit einem großen Anteil englischer Wörter als Verkehrssprache aufgekommen. Ein Sprachwechselszenario liegt zur Zeit von Kulicks Aufenthalt vor Ort eindeutig vor: Kein Kind unter zehn Jahren kann fließend Taiap sprechen. Die Besonderheit besteht darin, dass die erwachsenen Gapuner nach eigenen Aussagen Taiap sehr schätzen und verständnislos vor der Tatsache stehen, dass ihre Nachfahren die Sprache nicht erlernen: “There has been no conscious effort on anyone’s behalf not to teach their children Taiap” (ebd., 7).

Die Grundlage dieses Szenarios ist folgende Feststellung KULICKS: “[T]he villagers of Gapun welcome change” (ebd., 160). Mit der Kolonialisierung Papua Neu-Guineas gehen die Christianisierung und die Alphabetisierung der Bewohner einher. Schulen werden errichtet und für möglichst viele Kinder zugänglich gemacht. Dieser Fortschritt ist für die Gapuner eng mit Tok Pisin verknüpft und stellt für sie die Route nach Europa und gleichzeitig zum Erfolg dar.

“[T]his shift is occurring *against* the expressed desires and wills of village parents” (ebd., 14) – darin besteht die Paradoxie dieses Sprachwechselszenarios. Sowohl in der Kommunikation mit Erwachsenen als auch in der Interaktion mit Kindern werden von den Gapunern beide Sprachen eingesetzt (vgl. ebd., 194f.). Ohne sich dessen bewusst zu sein, nutzen jedoch alle Gapuner vermehrt Tok Pisin in Anwesenheit ihrer Kinder. In besonderem Maße tritt diese Tendenz zutage, wenn sie die Kinder gezielt und eindringlich anzusprechen versuchen. Von Geburt an hören die jungen Gapuner demnach beide Sprachen in ihrem Umfeld, wobei Tok Pisin vorherrschend ist. Ohne sich darüber im Klaren zu sein, haben die Sprecher ihr Sprachverhalten zugunsten von Tok Pisin geändert – und dieses neue Sprachverhalten wird natürlich an die nachfolgenden Generationen weiter gegeben. “So, what in actual practice comes to be ‚suppressed‘ in growing up is the Taiap language.” (Ebd., 257)



Diese beiden Beispiele veranschaulichen den Gegensatz zwischen endozentrischen und exozentrischen Sprachgemeinschaften, den SCHILLING-ESTES und WOLFRAM aufgreifen:

To maintain a minority language as a vital means of communication, speakers must be endocentric (that is, focused on their own internal norms rather than those of the encroaching majority) and they must place a high value on their language as a symbol of their endocentric culture. (SCHILLING-ESTES / WOLFRAM 1999, 517)

Gerade dieser von den beiden Autoren herausgestellte Gegensatz zwischen endozentrischen und exozentrischen (vgl. ebd., 510), also zwischen offenen und geschlossenen Gesellschaften, ist es, über den sich extralinguistische Kriterien zuerst auf die Vorstellungswelt der Sprecher und somit auch auf den Sprachwechsel auswirken.

Der nächste Abschnitt soll zeigen, inwiefern der Aspekt der Identität in der Forschung zum Gebrauch des Niederdeutschen aufgegriffen wird.

### 3. Forschung zum Gebrauch des Niederdeutschen

Im Jahr 1998 hat das Niederdeutsche eine offizielle Anerkennung als Sprache erhalten.<sup>8</sup> Niederdeutsch wird in die *European Charter for Regional or Minority Languages* (Europäische Charta für Regional- oder Minderheitensprachen) aufgenommen. Mit dieser EU-Maßnahme sollen bedrohte Regional- und Minderheitensprachen geschützt werden, um Europas kulturellen Reichtum und seine Traditionen zu bewahren und dem europäischen Prinzip der Demokratie und der kulturellen Vielfalt sowie dem Schutz der Menschenrechte zu folgen (vgl. Council of Europe 1992, 2). Inwiefern die Charta die Situation des Plattdeutschen tatsächlich zu ändern vermag, bleibt fraglich. Es wird zwar ein Maßnahmenkatalog aufgeführt, dieser wirkt aber einerseits sehr unrealistisch und ihm haben andererseits nicht alle Bundesländer verbindlich zugestimmt.<sup>9</sup> Aufgrund dieser Aspekte erweckt für GOOSSENS (2005, 36) die Charta „den Anschein eines Lippenbekenntnisses, um das Gesicht zu wahren“. In die gleiche Richtung geht MENGES Kategorisierung als „Sprachenschutz, der nicht

8 Innerhalb der Sprachwissenschaft herrscht dagegen Uneinigkeit über den Status. GOOSSENS (1973, 23) z. B. betrachtet die heutige Form des Niederdeutschen als Dialektverband, NIEBAUM (1986, 22) als „Sammelbezeichnung für eine Reihe von Dialekten“, s. dazu auch WIRRER (1998; 2000). Vgl. zur Sprachgeschichte NIEBAUM (1986, 8f.); WIRRER (2000, 131f.).

9 Unter Teil III werden in der Charta Maßnahmen u. a. in den Bereichen Bildung, Recht und Kultur aufgelistet, die zur Stärkung der Regionalsprachen dienen sollen. Dazu gehören beispielsweise solche wie die betreffende Sprache in Bildungs- und Rechtsinstitutionen einzusetzen etc. (vgl. Council of Europe 1992, 5ff.). Im Gegensatz zu Bremen, Hamburg, Niedersachsen, Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein hat sich Nordrhein-Westfalen nicht zur Einordnung des Plattdeutschen in diesen dritten Teil der Charta und damit gegen einen expliziten Maßnahmenkatalog entschieden. Für weiterführende Informationen zur Bewertung der Charta vgl. MELLADO BLANCO (1998).

durch den Erhaltungswillen der Sprecher getragen wird“ (MENGE 1995a, 49) und deshalb nicht erfolgreich sein kann.

Dass das Plattdeutsche schon zu Beginn des Zweiten Weltkriegs in vielen Kreisen wenig positiv eingeschätzt wurde, zeigt die Untersuchung SCHULTE KEMMINGHAUSENS. Um sich ein Bild vom Stand des Plattdeutschen in Westfalen machen zu können, verteilte er Fragebögen an Volksschulen. Ein hervorstechendes Ergebnis ist die Meinung vieler Westfalen, dass „die Mundart weniger fein und ein Zeichen von sozialer Rückständigkeit“ sei (SCHULTE KEMMINGHAUSEN 1939, 101). Als wesentlichen Einfluss auf diese Einstellung bezeichnet er die Einführung der allgemeinen Schulpflicht im 18. Jahrhundert, seit der in der Interaktion mit Kindern zunehmend Hochdeutsch gesprochen wird. Eltern glaub(t)en, „dadurch ihnen [den Kindern] das Fortkommen in der Schule zu erleichtern“ (ebd., 100).

Die schon angesprochene GETAS-Studie zur Vitalität und Nutzung des Plattdeutschen wurde 1984 von der Bremer Gesellschaft für angewandte Sprachpsychologie durchgeführt. Vertreter der Universitäten Hamburg, Kiel, Göttingen und Münster wollten untersuchen, inwiefern Plattdeutsch einerseits noch gesprochen werden kann, andererseits tatsächlich noch gesprochen wird und ob es als „Kulturfaktor“ (GROBKOPF 1993, 15) noch eine Rolle spielt. Zwischen Mai und Juli 1984 führten professionelle Demographen nach mehrjähriger Vorbereitungszeit 2.140 Befragungen in den Bundesländern bzw. Regionen Schleswig-Holstein, Hamburg, Nordniedersachsen und Bremen, Südniedersachsen und Westfalen durch. Seitdem sind mittlerweile 25 Jahre vergangen, trotzdem ist es wichtig, die Ergebnisse dieser Studie im Folgenden kurz zu umreißen – eine Studie in dieser Breite, die so stark diskutiert worden wäre wie die GETAS-Studie, hat es danach nicht mehr gegeben (vgl. ebd., 15ff.).

Die Interpretationen der GETAS-Studie fallen sehr unterschiedlich aus. Schon die Angaben zu Sprecherzahlen variieren stark und reichen von 10 Millionen (MENGE 1995a, 45) über 5,6 bzw. 3,3 Millionen (STELLMACHER 1987, 20) hin zu einer kritischen Schätzung von nur 2 Millionen, die sich des Plattdeutschen „in nennenswerter Häufigkeit bedienen“ (WIRRER 2000, 137; vgl. auch WIRRER 1998, 313).<sup>10</sup>

Ansonsten enthalten die erhobenen Daten keine großen Überraschungen. Wichtig zu nennen ist noch die positive Einstellung fast aller Befragten: Hatte das Plattdeutsche früher ein negatives Prestige, wird es in den 1980er Jahren mit Sympathien betrachtet, Plattdeutsch-Sprecher gelten als „Träger lebendigen Überlieferungsgutes“ (GROBKOPF 1993, 116). Es hat sich ein Bewusstsein für die Mundart und daraus resultierend ein Erhaltungswunsch entwickelt – so scheint es zunächst.

Der bedeutendste Aspekt, im Hinblick auf den vorliegenden Aufsatz, ist letztlich der der Weitergabe an Nachfahren. Auch nach MENGE (2007, 138) kann Sprach-erhalt nur so gelingen: „Spracherhalt [...] ist ganz wesentlich an die ungesteuerte

---

<sup>10</sup> An dieser Stelle zeigt sich ein weiteres Mal die Problematik der standardisierten Abfrage von Sprachgewohnheiten. Antworten wie „ein wenig“ auf die Frage, ob man Plattdeutsch spreche, lassen sich schwer in Zahlen fassen. Es bleibt viel Interpretationsspielraum.

Weitergabe einer Sprache von einer Generation an die nächste gebunden“. Aus diesem Grund widmet er sich der differenzierten Analyse der unveröffentlichten Antworten auf die Frage 26 der Studie „Wie ist es bei Gesprächen mit Ihren Kindern?“ (vgl. MENGE 1995a, 45ff.; 1995b, 658ff.). Die Ergebnisse sind ernüchternd: Letztlich sprechen weniger als zehn Prozent derjenigen, die die Fähigkeit dazu besitzen, mit ihren Kindern Platt.

Die Situation des Plattdeutschen lässt sich demnach folgendermaßen zusammenfassen: Platt wird in der Familie und der Nachbarschaft, mit Freunden und Bekannten gesprochen; manchmal zudem noch in Berufsfeldern wie dem Handwerk und in der Landwirtschaft (vgl. WIRRER 2000, 137). Die klassischen Dorfstrukturen sind jedoch immer seltener zu finden, ebenso Großfamilien bzw. Mehr-Generationen-Haushalte. Das Plattdeutsche verliert somit immer mehr an Boden (vgl. auch REERSHEMIUS 2002, 175f.).

Weitere Untersuchungen, die später durchgeführt wurden und sich auf einen kleineren geographischen Radius beschränken als SCHULTE KEMMINGHAUSEN und die GETAS-Studie, bestätigen diesen Trend. Dass eine Diskrepanz zwischen dem Wunsch, Kinder mögen Plattdeutsch erlernen, und der Tatsache, dass keine oder nur wenige Sprecher die Mundart in der Interaktion mit Kindern nutzen (vgl. dazu u. a. ERDMANN 1992), herrscht, belegt auch die Erhebung von Gertrud REERSHEMIUS in Campen, einem Dorf in der Nähe von Emden. Auf die Frage „Sollten die Kinder mit Niederdeutsch als Muttersprache aufwachsen?“ (REERSHEMIUS 2004, 95) antworteten 38,5 % der 15- bis 30-Jährigen und 70,3 % der über 61-Jährigen mit „Ja“ – dieses Antwortverhalten steht im krassen Gegensatz zur Realität, in der nur wenige die Mundart im Umgang mit den Nachkommen nutzen. Offenbar treffen hier zwei nur schwer miteinander zu vereinbarende Haltungen aufeinander: einerseits die Sympathie für das Plattdeutsche und die damit verbundene Kultur, andererseits die unterschwellige Angst vor Stigmatisierung (vgl. ebd., 92ff.).

Sprache und Identität sind auch bei REERSHEMIUS ein wichtiges Thema: Als identitätsstiftend betrachtet sie die Möglichkeit „positiver Abgrenzung einer Gruppe (Peergroup, Region, Nation etc.) von der Mehrheit durch die Betonung von kulturellen oder/und sprachlichen Besonderheiten“ (ebd., 127). Indem man sich bewusst einer Gruppe und ihren Spezifika zuordnet, reduziert man die Vielfalt in seinem Umfeld und umgeht damit verbundene Entscheidungsschwierigkeiten.<sup>11</sup> REERSHEMIUS beobachtet in Campen zwei hervorstechende Manifestationen des bewusst unternommenen Versuches, sich zu seinem Wohnort oder allgemeiner zur Region Ostfriesland zu bekennen: „Alibi-Codeswitching“ und die „emblematische Verwen-

---

11 Auf internationaler Ebene beschäftigt sich vor allem Andrée TABOURET-KELLER mit dem Zusammenhang zwischen Sprache und Identität und hält dazu fest: „Every person exploits different layers of identities, forming more or less frequent change and replacement, others being more or less permanent throughout the life span and across social and cultural space. We are identified, and identify ourselves, within the large space of the society of our time, within the different groups – institutional, professional, friends, etc. – we belong to, within the surroundings of our home, our office, our car, our out-of-door outfits, etc.“ (TABOURET-KELLER 2000, 316)

„dung“ des Plattdeutschen, also die vermehrte Verwendung von einzelnen Wörtern im öffentlichen Bereich, beispielsweise im Tourismus. Unter Alibi-Codeswitching versteht sie den Wechsel zu einem ‚frisianisierten‘ Hochdeutsch mit Betonung des ostfriesischen Akzents (vgl. ebd., 124ff.). In beiden Fällen wird jedoch nicht der alltägliche Sprachgebrauch gesteigert, vielmehr ist Plattdeutsch in diesem Zusammenhang „zu einem Accessoire geworden“ (ebd., 127).

Ludger KREMER und Veerle VAN CAENEGHEM untersuchten 2001 den Kreis Borken im Westmünsterland unter der Leitfrage „Wer spricht zu wem über was bei welcher Gelegenheit auf welche Weise – und wie wird sich das in Zukunft entwickeln?“ (KREMER / VAN CAENEGHEM 2007, 113). Auch sie diagnostizieren wie REERSHEMIUS eine eindeutige Diskrepanz zwischen der Wertschätzung des Plattdeutschen und dem eigenen Sprachgebrauch. Am deutlichsten zeigt sich dieser Gegensatz zum wiederholten Male in der Interaktion mit Kindern: 44,4 % sind dafür, mit Kindern Plattdeutsch zu sprechen, nur 11,8 % tun es wirklich (vgl. ebd., 120). Bis heute hat der Dialekt seinen „Armeleutegeruch“ (ebd., 128) scheinbar nicht überwunden, die Konnotation mit Bildungsrückstand und den Attributen „unzeitgemäß“ und „provinziell“ besteht weiterhin. KREMER und VAN CAENEGHEM schreiben dem Plattdeutschen im Kreis Borken deshalb die Funktion eines „Kulturdialektes“ zu, „eine Mundart, die nicht mehr als Alltagssprache [...], sondern mehr oder weniger ausschließlich in [...] kulturellen Nischen gebraucht wird, d. h. in bewusst herbeigeführten Situationen mit dem ausdrücklichen Ziel der Erhaltung und Pflege dieser Sprachvarietät“ (ebd., 139).

#### 4. Das Plattdeutsche in Hahlen

##### 4.1. Erhebung und Methode

Für die Ethnographie im ostwestfälischen Hahlen wurden im Zeitraum von August bis Dezember 2008 14 Personen im Alter von 17 bis 84 Jahren interviewt und zum Teil dabei aufgenommen. Einen Überblick über die interviewten Sprecher vermittelt Tabelle 1.

<b>Sprecher/ Sprecherin</b>	Geburtsjahr	Gebürtiger Hahler/ Gebürtige Hahlerin	Platt-Sprecher/ Platt-Sprecherin
W.D.	1925	-	(-)
W.W.	1926	+	+
Er.T.	1927	+	+
H.R.	1935	+	+
H.B.	1936	+	+
Ch.S.	1937	(+)	+
F.H.	1953	+	+
E.R.	1953	(+)	+
U.T.	1953	+	+

R.T.	1962	+	±
El.T.	1963	+	-
J.T.	1967	+	±
Ca.S.	1979	+	±
M.M.	1991	+	-

- (-) W.D. spricht heute kein Platt mehr, hat es aber gelernt, als er nach Hahlen kam  
 (+) Ch.S. und E.R. wohnen nicht seit ihrer Geburt in Hahlen, nun aber schon seit vielen Jahren  
 ± Semi-Sprecher<sup>12</sup>

Tabelle 1: Übersicht über die befragten Personen

Die Gespräche fanden in der Regel bei den Untersuchungsteilnehmern zu Hause statt. Wenn es sich anbot – beispielsweise im Fall von E.R. und Ca.S., Mutter und Tochter –, sprach ich mit zwei Personen gleichzeitig; ansonsten waren es Einzelgespräche. Als Basis diente der folgende offene Leitfaden.

#### Interview-Leitfaden

##### 1. Persönliche Angaben:

- Geburtsjahr
- Geburts- und Wohnort
- Ausbildung und Beruf

##### 2. Kontakt mit Plattdeutsch:

- Wann haben Sie Plattdeutsch gelernt?
- Von wem?
- Wo haben Sie früher Platt gesprochen?

##### 3. Heutige Situation:

- Mit wem sprechen Sie heute noch Platt?
- Wo?
- Wo auf keinen Fall?

##### 4. Weitergabe:

- Haben Sie mit Ihren Kindern Platt gesprochen?
- Warum/warum nicht?
- Würden Sie heute wieder genauso vorgehen?

---

<sup>12</sup> Ein eindeutiges Anzeichen für einen stattfindenden Prozess von Sprachwechsel sind Semi-Sprecher (*semi-speaker*; vgl. DORIAN 1997, 24). Im vorliegenden Aufsatz werden darunter sowohl die Sprecher einer regressiven Sprache verstanden, die nie eine muttersprachliche Sprachkompetenz erreicht haben oder diese Sprache aktuell nicht mehr sprechen, als auch die Sprecher mit ausschließlich passiver Kompetenz.

#### 5. Einstellung:

- Wie wichtig ist Ihnen Plattdeutsch?
- Was verbinden Sie damit?
- Wo sollte gesprochen werden?
- Allgemein: Wie schätzen Sie die heutige Sprachsituation ein?
- Gründe dafür?
- Wie stehen Sie dem aktuellen Rückgang des Plattdeutschen gegenüber?

Den Ort Hahlen habe ich aus rein persönlichen Gründen für diese Untersuchung ausgewählt, weil mit der Wahl dieses Ortes einige Vorteile verknüpft waren: Es ist der Geburtsort meines Vaters; außerdem verbrachte er seine Kindheit und Jugend dort. Einerseits war mir das Dorf durch meine Besuche vertraut, andererseits konnte ich auf die Hilfe einiger Familienmitglieder und auf ihre Vermittlung an Bekannte zurückgreifen. Daneben habe ich Gespräche mit dem Ortsheimatpfleger Hahlens geführt, der mich ebenfalls an weitere Sprecher verwies. Insgesamt wurden mehr Sprecher und Semi-Sprecher des Plattdeutschen als Nicht-Sprecher befragt. Nur aus Sicht der Mitglieder der Sprachgemeinschaft lässt sich angemessen untersuchen, warum eine Sprache nicht an nachfolgende Generationen weitergegeben wird.

#### **4.2. Der Gebrauch des Hahler Platt**

Dieses Kapitel schildert, wie sich der Gebrauch des Platt in Hahlen gewandelt hat. Untrennbar damit verknüpft sind die Einstellungen der Sprecher, die den Ausschlag für die Sprachwahl geben. Die Brücke zwischen beiden Aspekten schlägt die Auswertung (Abschnitt 4.3.). Die Angaben beruhen auf den Aussagen der Sprecher, die in den Interviews die sprachliche Situation von ihrer Kindheit und Jugend bis zum Zeitpunkt des Interviews reflektiert haben. Inwiefern diese Reflexion immer mit Tatsachen gleichgesetzt werden kann, ist schwer einzuschätzen. Durch gezieltes Nachfragen während der Interviews und den anschließenden Vergleich mit Aussagen anderer Sprecher ergibt sich aber ein insgesamt schlüssiges Bild.<sup>13</sup>

---

13 Die Befragten werden in diesem Aufsatz in drei Gruppen eingeteilt. Diese Kategorisierung fußt vor allem auf einer diachronen Perspektive (auf Grundlage der Geburtsjahrgänge) und unterscheidet zwischen der Vorkriegsgeneration (sechs bzw. fünf Sprecher mit den Geburtsjahren von 1925 bis 1937), der Nachkriegsgeneration (repräsentiert durch drei Sprecher, die alle 1953 geboren wurden) und der jüngeren Generation (fünf Sprecher, geboren zwischen 1962 und 1991). Neben dem Alter der Befragten spielen noch andere Kriterien eine Rolle: In der Vorkriegsgeneration war die Weitergabe des Plattdeutschen an die Kinder der übliche Weg. Die Nachkriegsgeneration hingegen weist ein heterogenes Bild auf, hier finden sich die letzten Muttersprachler. In der jüngeren Generation schließlich bilden schon Semi-Sprecher die Ausnahme, der Großteil der Mitglieder wächst einsprachig mit Hochdeutsch auf.

#### 4.2.1. Vorkriegsgeneration

Die Hahler der Vorkriegsgeneration wuchsen mit Plattdeutsch als Muttersprache auf. Hochdeutsch stand im Hintergrund und wurde nur dann gehört, wenn die Eltern beispielsweise mit Amtspersonen sprachen oder zum Arzt oder in die Kirche gingen. Einzige Ausnahme ist hier W.D., der aus Pommern stammt.

In der Schule – größtenteils wurde die Volksschule besucht – begann mit dem Lesenlernen und dem Schriftspracherwerb auch die konsequente Heranführung an Hochdeutsch. Dies bereitete jedoch niemandem Probleme und wurde als völlig natürlich empfunden. „In der Schule sprach man in der Pause auf dem Schulhof Platt, im Unterricht natürlich Hochdeutsch. Das war eben so.“ (H.R.)

Mit dem Zweiten Weltkrieg änderte sich die Situation. Die Bevölkerung Hahlens durchmischte sich, es siedelten sich kurzfristig Evakuierte und längerfristig Flüchtlinge und Vertriebene hier an. Zudem wurden natürlich auch Hahler Bürger als Soldaten eingesetzt. In beiden Fällen intensivierte sich der Kontakt mit Bevölkerungsgruppen, die kein, nur wenig oder ein anderes Platt sprachen. In solchen Situationen war das Hochdeutsche die gemeinsame Schnittmenge und fand folglich Anwendung. Nun nutzten sowohl Kinder als auch Erwachsene regelmäßig Hochdeutsch in ihrem Nahbereich: beim Spielen auf der Straße, im Gespräch mit Nachbarn und Freunden. „Mit Flüchtlingen und Evakuierten sprach man automatisch Hochdeutsch, das war quasi der gemeinsame Nenner.“ (H.B.) Viele der im Zuge des Krieges in die Region Gekommenen blieben dort auch nach 1945, Hochdeutsch drang somit nicht nur kurzfristig in den privaten Sprachgebrauch ein. Auf der anderen Seite waren es nicht die Zugezogenen, die erwarteten, dass man mit ihnen Hochdeutsch spricht. W.D. aus Pommern kam nach seiner Kriegsgefangenschaft ins Mindener Land. Zu Beginn lebte und arbeitete er drei Jahre lang auf einem Bauernhof, auf dem ausschließlich Platt gesprochen wurde. Er übernahm die Mundart. „Alle auf dem Hof sprachen Platt, da habe ich es eben mit der Zeit auch gelernt.“ (W.D.)

Weitere Domänen, die das Hochdeutsche dominierte, waren Behörden und offizielle Anlässe sowie der Arbeitsplatz. Verstärkt wurde diese Tendenz in der Zeit des Nationalsozialismus, in der Behördengänge sowie die Relevanz von Anträgen und Formularen zunahm. Zudem handelte es sich bei der Hitlerjugend und verwandten Organisationen (z. B. Bund Deutscher Mädel für die weibliche Jugend) um zentral gesteuerte Gruppen, die häufig von Nicht-Einheimischen geleitet wurden und damit standardsprachlich geprägt waren. Im beruflichen Umfeld entschied die Art der Tätigkeit darüber, welche Sprache vorherrschte. Im Handwerk hielt sich das Plattdeutsche länger als in der Verwaltung. Aber auch das Pendeln nach Minden nahm zu – und die Stadt war natürlich schon länger standardsprachlich geprägt.

Den Unterschied zwischen Stadt und Land bringt Ch.S. in ihren Erzählungen zum Ausdruck. Wenn sie in ihrer Jugend mit einer Freundin in die Stadt fuhr, redete man im Flüsterton Platt miteinander, denn: „Niemand sollte hören, dass man vom Lande kam.“ (Ch.S.) Plattdeutsch fungiert demnach als Identifikationsmerkmal für

die Dorfgemeinschaft untereinander, aber eben auch nach außen – und in dem Fall scheint es stigmatisiert gewesen zu sein. Darüber hinaus zeigt sich so ein weiteres Mal das geringe Selbstbewusstsein der Sprecher und ihre defensive Haltung. Ähnlich ist folgende Situation, wieder von Ch.S. geschildert: Wollte sie ihren in der Stadt beschäftigten Mann anrufen, tat sie dies wie selbstverständlich auf Hochdeutsch. Ch.S.' Äußerungen implizieren, dass sie sich schon sehr früh der Tatsache bewusst war, die sie wie folgt selbst ausdrückt: „Wer etwas Besseres war oder sein wollte, sprach Hochdeutsch.“ (Ch.S.)

Heute sieht die Vorkriegsgeneration Plattdeutsch als ihre Muttersprache an und verbindet es mit Heimat. Weiterhin findet die Nutzung in der Regel im Nahbereich statt, wobei sie auch dort zurückgegangen ist. Mit alten Bekannten und Nachbarn aus dem Dorf wird wie bisher Platt gesprochen. „Mit alten Hahlern [alteingesessenen Hahlern, C.T.], Freunden und Familie spreche ich Platt.“ (H.R.) Doch insgesamt gibt es immer weniger Leute, die Platt beherrschen; somit trifft auch die Vorkriegsgeneration auf immer weniger plattdeutsche Gesprächspartner.

Ebenso verhält es sich in der Familie: Unter älteren Familienmitgliedern ist Platt noch geläufig. Häufig wird jedoch mit den Kindern Platt nicht mehr gesprochen, dann erst recht nicht mit Enkeln oder anderen jüngeren Verwandten. Diese Tendenz setzt sich ab den 1960er Jahren in Hahlen endgültig durch. Warum sie plötzlich überzeugt waren, mit den Kindern nicht mehr Platt sprechen zu sollen, wissen die Sprecher nicht. Einheitlicher Tenor ist ungefähr: „Plötzlich sprachen alle mit ihren Kindern Hochdeutsch.“ (Ch.S.) und „Es hieß, es sei besser so.“ (Er.T.)

#### 4.2.2. *Nachkriegsgeneration*

Die Nachkriegsgeneration, also die Kinder der oben beschriebenen Sprechergruppe, bildet die letzte Generation, in der Plattdeutsch als Erst- bzw. Muttersprache auftritt – wobei es sich bei solchen Sprechern schon eher um Ausnahmen handelt. Lediglich mit einem der Interviewten, U.T., ist von Geburt an Platt gesprochen worden; die Eltern von E.R. und F.H. bevorzugten Hochdeutsch. Der Fall U.T.s scheint eine Ausnahme innerhalb seiner Generation zu sein: Seine Kindheit war zu einem Großteil vom Plattdeutschen geprägt. Er wuchs im Dorfkern Hahlens inmitten einer Großfamilie auf. Im Haus seiner Großmutter, Treffpunkt der Großfamilie, wurde Platt gesprochen: „In meiner Kindheit sprachen alle in meinem engsten Umfeld Platt.“ (U.T.) Trotzdem kam er schon vor seiner Einschulung mit Hochdeutsch in Kontakt und sprach es auch – beispielsweise mit dem Dorfpolizisten oder Zugezogenen. Mit Beginn der Grundschulzeit verstärkte sich der Kontakt zur Standardsprache noch. Der Großteil der Klassenkameraden sprach ausschließlich Hochdeutsch, vor allem später auf der Realschule und auf dem Gymnasium. Plattdeutsch entwickelte sich immer mehr zu einer Sprache, die man – auch in der Familie – nur mit Älteren sprach und sprechen konnte.

Im Gegensatz zu U.T. lernten F.H. und E.R. Platt von anderen Familienmitgliedern als ihren Eltern: Von Anfang an sprach E.R. mit ihrer Großmutter diese



Mundart; F.H. freundete sich mit Plattdeutsch im Vorschulalter während eines längeren Aufenthaltes auf dem Hof älterer Verwandter an. Obwohl seine Eltern zuvor nur Hochdeutsch mit ihm gesprochen hatten, unterhielt er sich mit ihnen nach seiner Rückkehr auf Platt. Trotzdem steht fest: Bei beiden ist Hochdeutsch die Erstsprache, wobei Plattdeutsch so früh präsent war, dass es durchaus als Muttersprache fungiert, nur eben nicht als erste. Die Familiensprache erfuhr in diesen Fällen eine Zweiteilung.

Dass der Gebrauch des Plattdeutschen einem jedoch auch Anerkennung einbringen kann, haben sowohl E.R. als auch F.H. erlebt. E.R. lebt seit der Eheschließung mit ihrem Mann auf einem Hof im Zentrum Hahlens. In diesem konservativen Umfeld fand sie in ihrem Schwiegervater und einigen Nachbarn dankbare plattdeutsche Gesprächspartner. Beginnt F.H., der als Tierarzt tätig ist, bei einem Arbeitseinsatz das Gespräch auf Platt, gerade während Hausbesuchen bei Landwirten, verschafft er sich damit einen gewissen Respekt. Trotzdem ist F.H. heute derjenige, der aus dieser Gruppe am wenigsten Platt spricht. „Ich habe gar nicht erst darüber nachgedacht, mit den Kindern Platt zu sprechen“ (F.H.), merkt er selbst an. Die Familiensprache mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern ist Hochdeutsch.

U.T. und E.R. hingegen versuchen bewusst, Platt in ihren Alltag zu integrieren. E.R. ist seit einigen Jahren Mitglied der Hahler Laienspielgruppe, die plattdeutsche Stücke einstudiert. Interessanterweise ist aber auch in diesem Rahmen der Geltungsbereich des Plattdeutschen eingeschränkt: Die meisten Gespräche während der Proben und zum Beispiel Regieanweisungen finden auf Hochdeutsch statt. Trotzdem unterhalten sich sowohl U.T. als auch E.R. täglich auf Platt, und zwar zu Hause. Beide leben in einem Drei-Generationen-Haus, wobei es bei E.R. neben ihr und ihrem Mann die zwei nachfolgenden Generationen sind (ihre Tochter und deren Familie), bei U.T. die Schwiegereltern und seine engere Familie. Abgesehen davon gibt es noch weitere Parallelen: Beide Interviewten sprechen nie mit ihrem Ehepartner Platt, stattdessen aber mit den Schwiegereltern bzw. in E.R.s Fall mit dem Schwiegervater. Während es bei E.R. die Enkelkinder sind, mit denen sie heutzutage auf Platt kommuniziert, sind es bei U.T. die zwei Töchter. Seine Intention beschreibt U.T. folgendermaßen: Es gehe darum, die „Kultur des Plattdeutschen [zu] erhalten oder zumindest versuchsweise zu erhalten und den Kindern die Möglichkeit zu geben, es zumindest zu verstehen, vielleicht aber auch selber zu sprechen.“ (U.T.)

#### *4.2.3. Jüngere Generation*

In der jüngeren Generation, also unter den fünf befragten Sprechern ab dem Geburtsjahr 1962, gibt es keine Muttersprachler des Plattdeutschen mehr, bestenfalls Semi-Sprecher. Keiner der Befragten dieses Alters kam durch seine Eltern mit Platt in Berührung, eher ist das Gegenteil der Fall: Die Eltern wollten vermeiden, dass ihre Kinder die Mundart übernehmen. Trotzdem war Plattdeutsch in der Kindheit von drei Interviewten, R.T., J.T. und Ca.S., präsent. Alle entstammen schon lange in Hahlen ansässigen und dorfverbundenen Familien, in denen manche Mitglieder auch

in den 1960er Jahren und später noch regelmäßig Platt sprachen. Interessanterweise entschieden sich alle drei im Alter von ungefähr 20 Jahren bewusst dazu, von nun an auch Platt zu sprechen. Den genauen Grund kann keiner nennen; J.T. sagt, er habe irgendwann einfach „aus Jux“ (J.T.) damit begonnen. Wenn El.T.s Ehemann, R.T., Platt spricht, kommt es ihr vor „wie ein Hobby“ (El.T.). Ca.S. sprach mit ihrem Großvater Platt, R.T. und J.T., zwei Brüder, vorwiegend mit älteren Verwandten und eher selten mit ihren Eltern oder ihrem älteren Bruder. Diese drei Semi-Sprecher nutzen Platt also nur in der Kommunikation mit Älteren. Ca.S. stellt ein Beispiel der schon mehrfach beschriebenen Diskrepanz dar: Sie wünscht sich eine gleichzeitig plattdeutsche und hochdeutsche Erziehung ihrer Kinder – und da sie die Weitergabe des hiesigen Dialekts „als Aufgabe der Älteren an[sieht]“ (Ca.S.), wählt sie hierfür als Verantwortliche nicht sich selbst, sondern ihre Mutter aus. Das Standarddeutsche als Familiensprache war für sie der „Weg des geringsten Widerstands“. Auf die Frage, warum er nicht mit seinen Söhnen Platt spreche, meint R.T.: „Plattdeutsch passt nicht in den Alltag.“ (R.T.)

Die jüngste befragte Hahlerin veranschaulicht die Situation vieler in ihrer Generation, für die Platt gar nicht mehr existiert oder die es noch als Sprache ihrer Großeltern kennen. Sie weiß gar nicht mehr, wie sie es einordnen soll. Es fällt der Satz: „Das ist nur was für Ältere.“ (M.M.)

### **4.3. Auswertung**

Das fehlende Selbstbewusstsein der Plattdeutsch-Sprecher ist bereits ab dem 17. Jahrhundert belegt. Trotz dieses Problems hat sich Platt als Sprache weiter Bevölkerungsteile lange Zeit gehalten. Was ist geschehen, dass sich dieser Sachverhalt im vergangenen Jahrhundert relativ schnell geändert hat?

Hahlen ist gewachsen, seit den 1950er Jahren sogar rasant. Die Anbindung an andere Städte wird besser, man nimmt eine weitere Anfahrt zu seinem Arbeitsplatz in Kauf und orientiert sich insgesamt nicht mehr so stark wie zuvor an den anderen Bewohnern des Dorfes. Im Gegensatz zu Hemnesberget (Norwegen), einer relativ abgeschlossenen Dorf- und Sprachgemeinschaft, öffnet sich Hahlen immer stärker dem Umland. Selbst wenn diese Aspekte nicht direkt mit Sprachwechsel korrelieren, lässt sich doch eine mittelbare Wirkung postulieren. EDWARDS (1995, 117) konstatiert dazu passend: „Large socioeconomic factors can often influence language decline indirectly, through such things as speakers’ attitudes and loyalties.“ Das heutige Hahlen ist eindeutig exozentrisch orientiert.

Die Gespräche mit Mitgliedern der Vorkriegsgeneration haben gezeigt, dass für sie die genannten Indikatoren des Fortschritts auf sprachlicher Ebene nicht mit Plattdeutsch vereinbar sind. Seine negative Konnotation entwickelt sich weiter und prägt sich stärker aus: Plattdeutsch wird immer stärker in Verbindung gebracht mit Rückschritt. Auf dieser Basis kristallisiert sich nach und nach die Meinung heraus, Plattdeutsch dürfe nicht an Kinder weitergegeben werden. Aus dem diffus ungunen Ge-

fühl gegenüber der Weitergabe der Mundart bildet sich das Credo, man beschwöre damit Probleme beim Erlernen des Hochdeutschen und schulische Nachteile herauf. Dieser Prozess beginnt ansatzweise bereits vor dem Zweiten Weltkrieg, wird aber in den Jahren danach durch die Ansiedlung von Vertriebenen und die weiter ansteigende Mobilität der Bevölkerung insgesamt beschleunigt.

KREMER und VAN CAENEGHEM sind nicht der Meinung, dass die Ansiedlung von Heimatvertriebenen eine große Bedeutung gehabt hat, mit dem Hinweis auf eine besonders hohe Zuwanderungsquote sprechen sie aber u. a. Ostwestfalen-Lippe eine Sonderstellung zu. Wichtig ist der Hinweis, dass dies nur im Zusammenhang mit der steigenden Urbanisierung eine Rolle gespielt haben kann – und damit eben auch wie oben erwähnt mit der allgemein wachsenden Mobilität der Bevölkerung (vgl. KREMER / VAN CAENEGHEM 2007, 34). Der Fall W.D. zeigt, dass auch Zugezogene Platt lernen, sofern es in ihrem Umfeld von großer Relevanz ist und daraus die Notwendigkeit für sie entsteht, es ebenfalls zu sprechen. Umgekehrt war es in den meisten Fällen so, dass die Hahler Dorfgemeinschaft ihre neuen Nachbarn bereitwillig auf Hochdeutsch empfing.

In den Geburtsjahrgängen der Nachkriegsgeneration ist die Tendenz, Platt mit Rückschritt zu verbinden, schon sehr ausgeprägt: Die sprachlichen Biographien dieser Altersgruppe veranschaulichen den Wechsel der Alltagssprache. Dieses Phänomen bezeichnet Hans-Jürgen SASSE (1992, 13) als „primary language shift“ und definiert:

[T]he story begins when a substantial portion of a bilingual speech community shows a simultaneous or nearly simultaneous shift in their primary (P) language from the A[bandoned] language to the T[arget] language and a consequent shift in their secondary (S) language from the T language to the A language. (Ebd.)

Selbst wenn es in dieser Generation noch einige Personen gibt, die beide Sprachen als Muttersprache betrachten, steht das Plattdeutsche doch im Hintergrund. Im Verlauf des Lebens der befragten Personen kristallisiert sich diese Tatsache immer stärker heraus. Doch der Prozess des Sprachwechsels beginnt nicht erst mit dem *primary language shift*, wie es der Anfang von SASSES Zitat vermuten lässt. Grundsätzlich gilt: Wenn Kinder in einer Gesellschaft sozialisiert werden – und zur Sozialisation gehört auch der Spracherwerb –, übernehmen sie dabei auch Vorstellungen und Bewertungen. Der Grund dafür, dass sich die Bewertungen von Kindern in einer diglossischen Sprachgemeinschaft über diese beiden Sprachen und ebenso deren Gebrauch ändern, ist also in mindestens einer Generation früher zu verorten: “Note, however, that here the fact that children do not acquire a language any more is viewed as a *symptom*, and not a *cause*, of language endangerment.” (HIMMELMANN 2009, 3)<sup>14</sup>

---

14 Gleiches gilt entsprechend für Semi-Sprecher.

Gleichzeitig bleibt bis heute das Phänomen bestehen, sich über den regionalen Dialekt zu identifizieren. Der Tierarzt F.H. spricht häufig mit Bauern Platt und wird dadurch als „einer von uns“ (WIRRER 1992, 124) wahrgenommen. BLOM und GUMPERZ nutzen den Begriff des *local team* (vgl. Abschnitt 2), um auf diese soziale Funktion von Sprache hinzuweisen. Auch wenn Platt mit Attributen wie Rückschrittlichkeit assoziiert wird, bleibt der Aspekt der Identifikationsmöglichkeit bestehen.

Inwiefern das Verhalten der Semi-Sprecher aus der jüngeren Generation einer natürlichen und alltäglichen Sprachnutzung gleicht, ist fraglich. In einigen Punkten gleicht es eher dem von REERSHEMIUS beschriebenen Alibi-Codeswitching (vgl. Abschnitt 3.): Zwar reden R.T., J.T. und Ca.S. tatsächlich Platt und bauen nicht nur einige Wörter und Phrasen in ihr Standarddeutsch ein, wie es von REERSHEMIUS beobachtet wird. Dennoch erinnert ihre Verwendung der Mundart insofern an Alibi-Codeswitching, als sie kein neues Umfeld schafft und nur dann auftritt, wenn die Voraussetzungen günstig sind, nämlich im Kontakt mit Älteren. Mit Kindern wird wie selbstverständlich Hochdeutsch gesprochen.

Oberflächlich gesehen stellt die Mundartwelle ab den 1970er Jahren den Umschwung zu einer positiven Bewertung des Plattdeutschen dar. Kritisch betrachtet handelt es sich hierbei jedoch um eine ‚Pseudo-Mundartwelle‘: Sie schlägt sich größtenteils lediglich in der mittlerweile wieder besseren Bewertung von Dialekten nieder, nicht im tatsächlichen Gebrauch.

Allgemein besteht eine eindeutige „linguistic insecurity“ (ERDMANN 1992, 83). Die Sprecher sind sich häufig nicht sicher, ob das Plattdeutsche in der aktuellen Situation angemessen ist. Andersherum formuliert besteht für diese Sprecher nur dann eine „linguistic safety“ (ebd.) des Plattdeutschen, wenn sie sich sicher sein können, dass ihre Interaktionspartner aktive Platt-Sprecher sind und die Mundart in der betreffenden Situation anwenden.

Dieser Blick auf die Sprachnutzung unterschiedlicher Generationen in Hahlen zeigt, dass sich letztlich EDWARDS' Aussage bewahrheitet:

A ‚cultural loyalty‘ is often more widespread than a narrower ‚language loyalty‘ [...]. It may be seen as another perspective on the tension between old and new, tradition and change in that, while acting to support a declining language may be risky, stigmatizing and unproductive, retaining (or developing) an interest in other cultural manifestations is easier. (EDWARDS 1995, 112)

Ähnlich KREMERS und VAN CAENEGHEMS These vom Plattdeutschen als „Kultur-dialekt“ (vgl. Abschnitt 3) lässt sich im Falle des Plattdeutschen in Hahlen folgern: Es fungiert heute weniger als Kommunikationsmittel denn als Symbol. Statt von einem Kultur-dialekt sollte man in diesem Fall allgemeiner von einem Kulturgut sprechen: Beim Plattdeutschen kommt es nicht mehr so sehr darauf an, dass es ein Kommunikationsmittel ist. Vielmehr liegt der Fokus auf dem Symbol, mit dem man seine Zugehörigkeit zur Dorfgemeinschaft (und damit u. a. auch zu seiner Familie) ausdrücken kann.

Den Gedanken, dass eine Sprache statt als sprachliches Mittel vielmehr als Symbol begriffen werden kann, formuliert EDWARDS:

Language loyalty can become a less-focused cultural loyalty when the status of the language itself changes. The distinction I have in mind here is that between language in its ordinary *communicative* sense and language as a *symbol*. For ‘mainstream’ speakers of strong languages these two facets co-exist [...]. However, the two aspects are separable, and a symbolic value [...] can be sustained indefinitely after communicative language shift has occurred. (EDWARDS 1995, 114)

Auch unter den Hahlern hat die Sprachloyalität dermaßen abgenommen, dass sie nicht mehr ausreicht, um Plattdeutsch als alltägliches Kommunikationsmittel in allen Generationen und Domänen aufrechtzuerhalten. Ab und an Platt als Symbol zu verwenden, stellt eine effiziente und einfache Möglichkeit gerade für die jüngeren Hahler dar, mit wenig Aufwand ihre Identifikation mit ihrem Heimatort zum Ausdruck zu bringen. Sprachwechsel ist zwar Identitätswechsel – in Hahlen ist er es aber in der Hinsicht, dass sich Vorstellungen und Identifikationen, die für die Sprachwahl relevant sind, verschieben. Die Zukunft des Plattdeutschen in Hahlen besteht folglich vor allem in seiner Bewahrung als Kulturgut.

## 5. Literaturverzeichnis

- BLOM, Jan-Petter / GUMPERZ, John J. (1972): *Social Meaning in Linguistic Structure: Code-Switching in Norway*. In: GUMPERZ, John J. / HYMES, Dell (Hg.): *Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication*. New York, S. 407–434.
- BRANDHORST, Hans Eberhard (1996): *Die „Geburtsurkunde“ Hahlens vom 13. Juni 1296*. In: Ders. et al. (Hg.), S. 11–18.
- BRANDHORST, Hans Eberhard et al. (1996): *Vorwort*. In: Dies. (Hg.), S. 7–9.
- BRANDHORST, Hans Eberhard et al. (Hg.) (1996): *700 Jahre Hahlen. Beiträge zur Dorfgeschichte und Neuzeitliches im Jubiläumsjahr*. Hahlen.
- BREZINGER, Matthias (2000): *Language Contact and Language Displacement*. In: COULMAS (Hg.), S. 273–284.
- COULMAS, Florian (Hg.) (2000): *The Handbook of Sociolinguistics*. Oxford.
- Council of Europe (1992): *European Charter for Regional or Minority Languages*. Straßburg.
- CRYSTAL, David (2005): *Language Death*. Cambridge.
- DORIAN, Nancy C. (1981): *Language Death. The life cycle of a Scottish Gaelic dialect*. Philadelphia.
- DORIAN, Nancy C. (1997): *The Problem of the Semi-Speaker in Language Death*. In: *International Journal of the Sociology of Language* 12, S. 23–32.
- EDWARDS, John (1995): *Multilingualism*. London.

- ERDMANN, Ursula M. (1992): *Language Maintenance versus Assimilation. A Study of the Fate of Low German in Northeast Lower Saxony since World War II*. Stuttgart.
- FASOLD, Ralph (1984): *The Sociolinguistics of Society*. Oxford.
- FERGUSON, Charles A. (1973): *Diglossia*. In: GIGLIOLI, Pier Paolo (Hg.): *Language and Social Context*. Harmondsworth, S. 232–251.
- FISHMAN, Joshua A. (1965): *Who speaks what language to whom and when?* In: *La Linguistique* 1, S. 67–88.
- FRANKE, Gerhard (1972): *Bewegung, Schichtung und Gefüge der Bevölkerung im Landkreis Minden*. Münster.
- FREDERKING, Christian (2005): *Plattdeutsches Dorfwörterbuch des Dorfes Hahlen bei Minden in Westfalen. Wortschatz, Spruchweisheit, Volkskunde*. Unveränderter Neudruck von 1939. Minden.
- GOOSSENS, Jan: *Niederdeutsche Sprache – Versuch einer Definition*. In: Ders. (Hg.) (1973): *Niederdeutsch. Sprache und Literatur*. Neumünster, S. 9–27.
- GOOSSENS, Jan (2005): *Über das Niederdeutsche und seine Erforschung*. In: STELLMACHER, Dieter (Hg.): *Zur Wissenschaft vom Niederdeutschen. Beiträge zu einem Fachjubiläum und Dokumentation eines Kapitels germanistischer Frühgeschichte an der Georg-August-Universität Göttingen*. Neumünster, S. 31–42.
- GROBKOPF, Beate (1993): *Wie gefragt ist Niederdeutsch? Die Rezeption des niederdeutschen Kulturangebots. Ergebnisse der GETAS-Befragung 1984*. Bielefeld.
- GUMPERZ, John J. (1977): *Social Network and Language Shift*. In: MOLONY, Carol et al. (Hg.): *Deutsch im Kontakt mit anderen Sprachen. German in Contact with other Languages*. Kronberg, S. 83–103.
- HARTWIG, Hermann (1953): *Dreierlei Platt in einer Stadt. Sprachliche und volkskundliche Studien aus Alt-Minden*. Minden.
- HIMMELMANN, Nikolaus P. (2009): *Reproduction and Preservation of Linguistic Knowledge: Linguistics' Response to Language Endangerment*. In: *Annual Review of Anthropology* 37, S. 338–350.
- HYMES, Dell H. (1968): *The ethnography of speaking*. In: FISHMAN, Joshua A. (Hg.): *Readings in the Sociology of Language*. Den Haag, S. 99–138.
- KREMER, Ludger / Veerle VAN CAENEGHEM (2007): *Dialektschwund im Westmünsterland. Zum Verlauf des niederdeutsch-hochdeutschen Sprachwechsels im 20. Jahrhundert*. Vreden.
- KULICK, Don (1992): *Language shift an cultural reproduction. Socialization, self, and syncretism in a Papua New Guinean village*. Cambridge.
- MATTHEIER, Klaus J. (1980): *Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen*. Heidelberg.
- MELLADO BLANCO, Carmen (1998): *Zum Status des Niederdeutschen heute und gestern: Dialekt oder Sprache?* In: *Wirkendes Wort* 48, S. 420–433.

- MENGE, Heinz H. (1995a): *Rehabilitierung des Niederdeutschen. Erwartungen an die europäische Sprachenpolitik*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 23, S. 33–52.
- MENGE, Heinz H. (1995b): „*Wie ist es bei Gesprächen mit Ihren Kindern ...?*“ *Zu Frage 26 der GETAS-Umfrage von 1984*. In: CAJOT, José et al. (Hg.): *Lingua Theodisca. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft*. Jan Goossens zum 65. Geburtstag. Bd. 2. Münster, S. 655–668.
- MENGE, Heinz H. (2007): *Sprachenpolitik und das Prestige des Plattdeutschen*. In: GOLTZ, Reinhard et al. (Hg.): *Kulturraum und Sprachbilder. Plattdeutsch gestern und morgen. Beiträge zum Symposium des Instituts für niederdeutsche Sprache und der Vereinigung Quickborn am 23. Oktober 2004 in Hamburg*. Leer, S. 135–146.
- MYERS-SCOTTON, Carol (2000): *Code-switching*. In: COULMAS (Hg.), S. 217–237.
- NIEBAUM, Hermann (1986): *Niederdeutsch in Geschichte und Gegenwart*. In: SCHUPPENHAUER, Claus / Wolfgang LINDOW (Hg.): *Niederdeutsch. Fünf Vorträge zur Einführung*. Leer, S. 7–33.
- POPLACK, Shana (2007): *Sometimes I'll start a sentence in Spanish y termino en español: toward a typology of code-switching*. In: WEI, Li (Hg.): *The Bilingualism Reader*. New York, S. 205–240.
- REERSHEMIUS, Gertrud (2002): *Bilingualismus oder Sprachverlust? Zur Lage und zur aktiven Verwendung des Niederdeutschen in Ostfriesland am Beispiel einer Ortsgemeinschaft*. In: *ZDL* 69, S. 163–181.
- REERSHEMIUS, Gertrud (2004): *Niederdeutsch in Ostfriesland. Zwischen Sprachkontakt, Sprachveränderung und Sprachwechsel*. Stuttgart.
- SASSE, Hans-Jürgen (1992): *Theory of language death*. In: BRENZINGER, Matthias (Hg.): *Language Death: Factual and Theoretical Explorations with Reference to East Africa*. Berlin, S. 7–30.
- SCHILLING-ESTES, Natalie / Walt WOLFRAM (1999): *Alternative Models of Dialect Death: Dissipation vs. Concentration*. In: *Language* 75, S. 486–523.
- SCHULTE KEMMINGHAUSEN, Karl (1939): *Mundart und Hochsprache in Norddeutschland*. Neumünster.
- STELLMACHER, Dieter (1987): *Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute*. Leer.
- TABOURET-KELLER, Andrée (2000): *Language and Identity*. In: COULMAS (Hg.), S. 315–326.
- WEINREICH, Uriel (1964): *Languages in Contact. Findings and Problems*. Third Printing. Den Haag.
- WIRRER, Jan (1992): „*So herrli klingt mi keen Musik und singt keen Nachdial*“. *Niederdeutsch gestern, Niederdeutsch heute: Perzeptionen und Bewertungen*. In: *NdW* 32, S. 109–135.
- WIRRER, Jan (1998): *Zum Status des Niederdeutschen*. In: *ZGL* 26, S. 308–340.
- WIRRER, Jan (2000): *Niederdeutsch*. In: Ders. (Hg.): *Minderheiten- und Regionalsprachen in Europa*. Wiesbaden, S. 127–143.

Markus Denkler, Münster

## Schwa-Apokope und Zentralisierung Zum Wandel des Nebensilbenvokalismus im Münsterländischen

### 1. Einleitung

In Wettringen im Kreis Steinfurt (nördliches Münsterland) wurden im Jahr 1999 Sprachdaten von acht Dialektsprechern erhoben. Die Tonaufnahmen zeigen übereinstimmend, dass im dortigen Platt [ˈkœstə] ‘Küster’, [ˈnɔ:bə] ‘Nachbar’, [ˈkɪnə] ‘Kinder’ und [ˈbɛtə] ‘besser’ gesagt wird. In diesen Wörtern wird demnach auslautend der Schwa-Laut gesprochen und nicht etwa, wie man vielleicht erwarten könnte, der halboffene Zentralvokal [ɐ]<sup>1</sup> oder ein silbisches [ɾ] oder [ʀ]. Dies ist allerdings keine Besonderheit allein des Dialekts von Wettringen, wie beispielsweise ein Transkript von NÖRRENBURG (1933, 40, 43) zum Dialekt von Rorup (bei Dülmen) im Kreis Coesfeld zeigt: Dort heißt es [bɪɪtə] ‘besser’ und [hɛrə] ‘lauter’.<sup>2</sup> Zu diesem Phänomen gibt es bislang keine Untersuchung. Bei der bisherigen Erforschung der westfälischen Dialekte stand der Nebensilbenvokalismus im Vordergrund. Der Nebensilbenvokalismus kann als kaum erforscht gelten.

Ziel dieses Beitrags ist es, die räumliche Verbreitung von [-ə] in Wörtern wie ›Köster‹ ‘Küster’ zu bestimmen sowie diese Entwicklung zu erklären. Eine besondere Rolle spielt hierbei die Frage danach, ob in den betroffenen Dialekten Wörter wie ‘Wasser’ oder ‘Kinder’ hinsichtlich des auslautenden Vokals nun mit Wörtern wie ‘Katze’ oder ‘Woche’ zusammengefallen oder weiterhin voneinander geschieden sind. Zu thematisieren ist daher auch die Verbreitung der Schwa-Apokope im Westfälischen. Im Folgenden sollen zunächst Aspekte des phonetischen Wandels [r] > [ʀ] angesprochen werden, besonders was seine Diffusion in den westfälischen Dialekten betrifft. Anschließend wird das Thema der r-Vokalisierung im Westfälischen angerissen, vor allem im Hinblick auf den Wandel von auslautendem [-ər] zu [-ɐ]. Danach soll die Schwa-Apokope und ihre Verbreitung in den westfälischen Dialekten angesprochen werden, um abschließend das Phänomen des [ə]-Auslauts in Wörtern wie ›Wäter‹ ‘Wasser’, seine Verbreitung und seine Entstehung, in den Blick zu nehmen.

---

1 LAUF (1993, 99) schreibt, dass im Münsterländischen der Zentralvokal [ɐ] nicht aufträte. Damit generalisiert sie allerdings ihre Befunde, die auf Sprachdaten ihrer Versuchspersonen aus Schöppingen (Kreis Borken), Seppenrade und Lüdinghausen (Kreis Coesfeld) sowie Münster fußen.

2 NÖRRENBURGs (dort detailliert erläuterte) Lautschrift wurde in IPA umgesetzt. Dies gilt auch für alle anderen Übernahmen aus älteren Arbeiten.



## 2. Ersatz von [r] durch [ʀ] in den westfälischen Dialekten

Man wird davon ausgehen dürfen, dass in den westfälischen Dialekten bis in die Neuzeit beispielsweise ‘Wasser’ [‘vɑ:tər] bzw. [‘vɑ:tʀ] ausgesprochen wurde, also mit einem apiko-alveolaren ein- oder mehrschlägigen Vibranten (Zungen-*r*) im Auslaut. Für die weitere Entwicklung der Nebensilbe sind vor allem der Ersatz des Zungen-*r* durch das Zäpfchen-*r* und die Vokalisierung des postvokalischen /r/ von Bedeutung.

Zum Ursprung des uvularen Vibranten [ʀ] (Zäpfchen-*r*)<sup>3</sup> im Deutschen, zur Diffusion des Zäpfchen-*r* in Mitteleuropa sowie zum Wandel der standarddeutschen Aussprachenorm bezüglich des /r/ sind zahlreiche Untersuchungen angefertigt worden, die hier nicht referiert zu werden brauchen. Es sei nur darauf hingewiesen, dass längst nicht mehr von einem alleinigen Ursprung des Zäpfchen-*r* in französischen Adelskreisen ausgegangen wird. Möglicherweise hat französischer Einfluss die Ausbreitung von in deutschen regionalen Varietäten bereits vorhandenen uvularen *r*-Varianten begünstigt oder befördert (vgl. TRUDGILL 1974, 218–221; WIESE 2003, 39f.). Der Lautersatz von [r] durch [ʀ] bzw. [ʁ] überrascht nicht, da segmentale Merkmale wie der Artikulationsort für das /r/ ausnehmend irrelevant in Bezug auf phonologische Regularitäten zu sein scheinen (vgl. WIESE 2003, 41).

Im Deutschen existieren zahlreiche *r*-Varianten (vgl. GÖSCHEL 1971, 114–120; WIESE 2003, 29–36), die mit den Begriffen ‚Zungen-*r*‘ und ‚Zäpfchen-*r*‘ nur äußerst grob beschrieben sind. Auf diese Begriffe muss man allerdings zurückgreifen, versucht man die Verbreitung von *r*-Varianten in den westfälischen Dialekten zu ermitteln. Außerdem ist hierfür zunächst die Beschränkung auf die prä vokalische Position erforderlich. Als Grundlage bietet sich nämlich vor allem die Lauttabelle des Westfälischen Wörterbuchs (Beiband 1969, 66–127) an, in der lediglich zwischen Zäpfchen-*r* und Zungen-*r* unterschieden wird.<sup>4</sup>

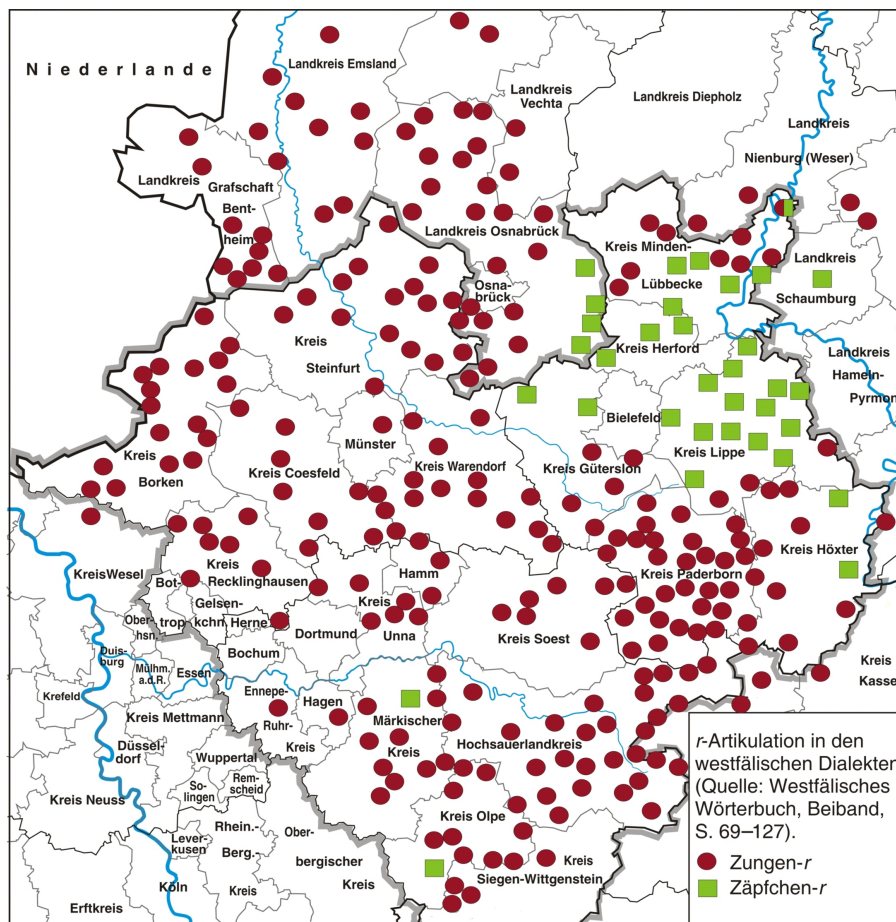
Karte 1 wurde auf der Grundlage der Angaben dieser Lauttabelle erstellt. Die Daten stammen aus unsystematisch vorgenommenen Erhebungen aus den dreißiger bis fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Die Karte zeigt, dass im ursprünglichen Bearbeitungsgebiet des Westfälischen Wörterbuchs das Zungen-*r* überwiegt. Abgesehen von zwei einzelnen Meldungen im Sauerland wird das Zäpfchen-*r* in einem ostwestfälischen Dreieck zwischen Minden – Vermold (Kreis Gütersloh) – Marienmünster (Kreis Höxter) gesprochen. Hierzu stimmen auch die Angaben von WIX (1921, § 427): Der Westzipfel des Zäpfchen-*r*-Gebietes ist dort detaillierter auszumachen, die Verteilung von uvularen und alveolaren *r*-Lauten weicht kaum vom etwas späteren Befund des Westfälischen Wörterbuchs ab.<sup>5</sup> Das Zäpfchen-*r* inner-

3 Unter der Bezeichnung ‚Zäpfchen-*r*‘ werden auch uvulare Approximanten und Frikative ([ʁ] bzw. [ʀ]) gefasst.

4 In den Orts- und Gebietsgrammatiken aus der Zeit um 1900 werden teilweise sehr genaue Angaben zur *r*-Artikulation gemacht, vgl. z. B. HERDEMANN (1921/2006, § 151).

5 Übereinstimmend auch die Angaben bei BRAND (1914, 11–13) zu den *r*-Varianten an der lippisch-paderbörnischen Grenze.

halb dieses Dreiecks stellt ganz offensichtlich die Neuerung dar: Das Zäpfchen-*r* hat sich von Osten aus in dem benannten Gebiet verbreitet. Einmal mehr zeigt sich also, dass sich Neuerungen im 19. und 20. Jahrhundert von Osten aus in den westfälischen Dialekten verbreiteten. Es liegt auf der Hand, dass sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Zäpfchen-*r* weiter nach Westen ausgebreitet hat.<sup>6</sup>



Karte 1: Zäpfchen-*r* und Zungen-*r* in den westfälischen Dialekten

Es ist bereits des Öfteren notiert worden, dass es bei der Diffusion des uvularen [R] bzw. [ʀ] sehr häufig zu Stadt-Land-Gegensätzen kommt bzw. Städte als An-

<sup>6</sup> HERDEMANN (1921/2006, § 159a) berichtet, dass in Teilen des Westmünsterländischen das uvulare [R] zunächst nur in velarer Umgebung gesprochen wurde.

ziehungspunkte fungieren (vgl. BEHAGHEL 1928, 389; TRUDGILL 1974, 218–221; WERLEN 1980, 54; SCHRAMBKE 2010, 62–64). Für Westfalen trifft dies ebenfalls zu. So wird im Gegensatz zum jeweiligen Umland z. B. für Münster (vgl. KAUMANN 1884, § 78), Gütersloh (vgl. WIX 1921, § 181), Iserlohn (vgl. WORTMANN 1977, 110) und Soest (vgl. HOLTHAUSEN 1886, § 32) das Zäpfchen-*r* gemeldet, auch weit abseits des ostwestfälischen [ʀ]-Gebietes. Auch im Westmünsterland haben z. B. die Dialekte von Borken und Bocholt das Zäpfchen-*r* (vgl. KOCK 1903, 38). Dies wird dort von Bewohnern der umliegenden Orte mit Phrasen wie *För en Grossen Brödekes* oder *Rättken in 't Ströttken* verspottet (vgl. BÜLD 1939, 109, 146). Bei dem Gegensatz zwischen Zungen- und Zäpfchen-*r* handelt es sich also um einen sozio-stilistisch relevanten Gegensatz (vgl. hierzu auch GABRIEL 1973; WERLEN 1980, 59f.; MACHA / WEGER 1983, 285f.).

### 3. *r*-Vokalisierung im Westfälischen

In weiten Teilen der westfälischen Dialekte (und natürlich darüber hinaus) ist es – nach HAAS (1983, 1114) aufgrund einer „artikulatorischen Vernachlässigung der Vibrans“ – zu einer Vokalisierung des postvokalischen /r/ gekommen.<sup>7</sup> Generell wird angenommen, dass zwischen der *r*-Vokalisierung und der im vorigen Abschnitt dargestellten Ersetzung von [r] durch [ʀ] ein Zusammenhang besteht. So erwähnt KOHLER (1995, 165), dass die Vokalisierung des /r/ „besonders charakteristisch für die [ʀ]-Sprecher ist“. Es liegt also nahe anzunehmen, dass sich in den Dialekten die *r*-Vokalisierung zumindest in Teilen gemeinsam mit dem Ersatz von Zungen-*r* durch Zäpfchen-*r* ausgebreitet hat, sei es, weil die Übernahme des Zäpfchen-*r* eine Vokalisierung befördert hat, sei es, weil die *r*-Vokalisierung die Übernahme des – artikulatorisch und akustisch ähnlichen – uvularen [ʀ] begünstigt hat (vgl. SCHIRMUNSKI 2010, 437f.).

Das Vokalisierungsprodukt ist nicht in allen Dialekten identisch. So wurde nach HAAS (1983, 1114) etwa im Ripuarischen auslautendes *-er* zu [-ə] vokalisiert, wie in [hø:ənə] ‘Hörner’, im Niederdeutschen dagegen zu [-e], wie in [doxdɛ] ‘Tochter’.<sup>8</sup> Die Angaben von WIX (1921, § 432) über das münsterländisch-ostwestfälische Übergangsgebiet im Süden des Teutoburger Waldes legen die Vermutung nahe, dass die Entwicklung von auslautendem [-ər] zu [-e] mit der Ersetzung des Zungen-*r* durch das Zäpfchen-*r* einhergeht: Das Gebiet, in dem im Jahr 1921 [-e] gesprochen wurde, ist fast identisch mit dem Gebiet, in dem [ʀ] galt. Auch in der Stadt Soest, wo 1886 bereits das uvulare [ʀ] vorherrschte, erscheint die *r*-Vokalisierung, z. B. in

7 Die *r*-Vokalisierung ist allerdings hochgradig abhängig von der Folgekonsonanz, vgl. hierzu HERDEMANN (1921/2006, § 159c); HAAS (1983, 1113f.). Unter phonologischem Blickwinkel betont MAAS (2006, 188), dass die *r*-Vokalisierung im Sinne einer „Sonoritätsmaximierung“ operiert.

8 Hier muss eingeräumt werden, dass auch Vokalisierungsprodukte entstanden sein können, die zwischen [ə] und [e] angesiedelt sind. Andererseits ist davon auszugehen, dass auch noch offenere Vokale als [e] vorkommen.

[xRøtə] ‘größer’ (vgl. HOLTHAUSEN 1886, § 138).<sup>9</sup> Es gibt allerdings auch Gegenbeispiele zu dieser Kookkurrenz (vgl. z. B. HERDEMANN 1921/2006, 159c), die nahelegen, dass vor allem im Westen Westfalens die Vokalisierung des postvokalisches /r/ auch bei bewahrtem Zungen-*r* eingetreten ist und sich damit [-e] auch dort weiter durchgesetzt hat.<sup>10</sup>

Viele westfälische Dialekte dürften demnach über zwei verschiedene zentralisierte Vokale verfügen, die in unbetonten Silben erscheinen können: [ə] und [ɐ]. Sie bilden Oppositionen wie in *laiw[ə] Lü* ‘liebe Leute’ vs. *dat is mi laiw[ɐ]* ‘das ist mir lieber’. Phonologisch gesehen mag es allerdings sinnvoll sein, das ‚vokalisierte r‘ [ɐ] als Allophon von /r/ aufzufassen (vgl. WIESE 1996, 252–258; MAAS 2006, 243f.). Andererseits lässt sich [ɐ] auch neben [i] und [u] stellen; alle drei Vokale kommen in der ‚erweiterte[n] Reduktionssilbe‘ vor (MAAS 2006, 252f.).

#### 4. Münsterländische Schwa-Apokope

Bei der Frage danach, ob tatsächlich in weiten Teilen der westfälischen Dialekte wie in der Standardsprache [ə] und [ɐ] am Wortauslaut vorkommen, rückt die Schwa-Apokope in den Blick. Sie wird im folgenden Abschnitt bei der Erläuterung der Entwicklung [-e] > [-ə] die entscheidende Rolle spielen.

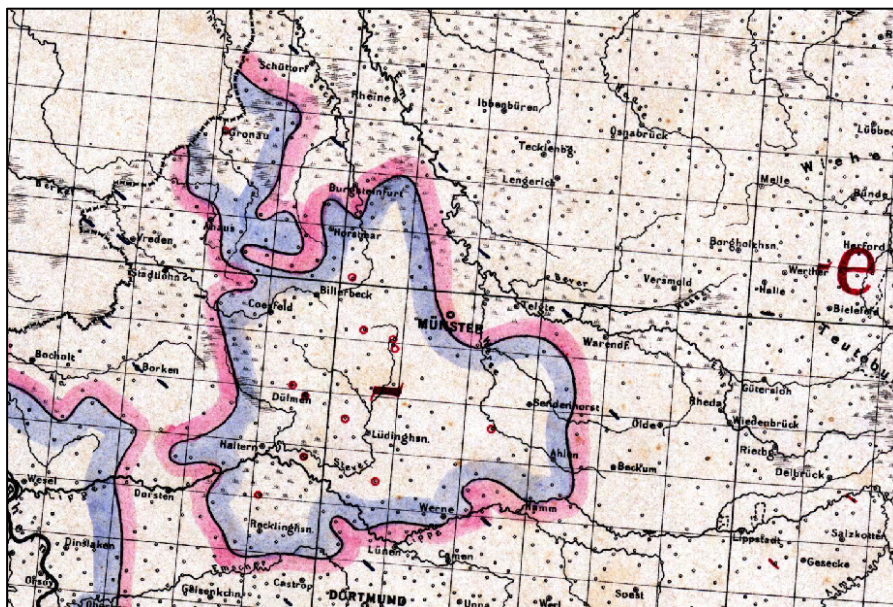
Karte 2 zeigt die Verbreitung der [ə]-Apokope in den westfälischen Dialekten am Beispiel ›Äpe‹ ‘Affe’ (vgl. DiWA, Karte 162, Sigle VI-3); sie dürfte beispielhaft für die Schwa-Apokope bei Substantiven im Nom. Sg. und Pl. stehen. Im westlichen und südlichen Teil des Münsterländischen sowie im angrenzenden Vest Recklinghausen gilt *Aap* o. *Ä.* ohne auslautendes [-ə]. Obwohl die Apokope im Dialekt von Münster nicht eingetreten ist, gelten im Münsterland die apokopierten Formen vielfach als ‚richtiges‘ münsterländisches Platt; jedenfalls werden von Sprechern aus dem Apokope-Gebiet die zweisilbigen Formen mit Schwa gebrandmarkt bzw. verspottet und nicht umgekehrt (vgl. BÜLD 1939, 187; DENKLER 2001, 131).<sup>11</sup>

Vorausgesetzt, überall in dem umrissenen Apokope-Gebiet ist auslautendes *-er* zu [-e] vokalisiert worden, kommt dort nur noch ein zentralisierter Vokal vor (vgl. hierzu MAAS 2006, 244f.), und zwar [ɐ]. Hier setzt nun die Entwicklung [-e] > [-ə] ein.

9 *r*-Vokalisierung nach Vokal und uvulares [R] sind auch für das ravensbergische Hiddenhausen belegt (vgl. SCHWAGMEYER 1908, §§ 11, 16, 104, 116).

10 Alveolares [r], mehr oder weniger starke *r*-Vokalisierung nach Vokal, aber Erhalt des [r] im auslautenden *-er* sind belegt für das sauerländische Assinghausen und das münsterländische Ostbevern: [va:tʀ] ‘Wasser’ (vgl. GRIMME 1910, § 40).

11 Der übliche Sprachspott lautet: *Korre, Bene, Föte* (‘Karre, Beine, Füße’). Die Spottenden selbst sagen *Kaor, Been* und *Fööi*. So belegt in Hullern und Lavesum, wo der Dialekt der Stadt Haltern im Kreis Recklinghausen verspottet wird (vgl. BÜLD 1939, 155).



Karte 2: [ə]-Apokope im Westfälischen am Beispiel ›Äpe‹ (DiWA, K. 162)

### 5. [-e] > [-ə] im Apokopegebiet

Die nahe liegende Hypothese zur Entstehung von [-ə] in Wörtern wie [ˈva:tə] ‘Wasser’ im Münsterländischen lautet wie folgt: Das auslautende Schwa ist weder direkt durch die Vokalisierung des /r/ (wie im Ripuarischen) entstanden, noch mit einem bereits vorhandenen auslautenden [-ə] zusammengefallen (vgl. dazu aber den folgenden Abschnitt), sondern erst nach der Schwa-Apokope aus [-e] entstanden. Die Apokope eröffnete die Möglichkeit zur (vollständigen) Zentralisierung des offenen Schwa [e]. Diese Zentralisierung des Nebensilbenvokals bedeutete eine Optimierung des phonologischen Wortes.

Um diese Hypothese zu überprüfen, ist zunächst eine Karte zu erstellen, auf der die geografische Verbreitung sowohl der [ə]-Apokope als auch der Zentralisierung von [-e] verzeichnet ist. Stimmen beide Gebiete überein, darf davon ausgegangen werden, dass ein Zusammenhang zwischen beiden Phänomenen existiert (vgl. hierzu GOOSSENS 1969, 58). Eine solche Karte lässt sich allerdings nicht ohne Probleme anfertigen, denn es liegen leider nicht genügend Tonaufnahmen bzw. phonetische Transkripte westfälischer Dialekte vor, die als Grundlage für die Kartierung dienen könnten. Als Ausweg muss auf Dialektdaten aus indirekten, d. h. schriftlichen Erhebungen zurückgegriffen werden. Man wird annehmen dürfen, dass die Schwa-Apokope relativ gut anhand von Fragebogendaten untersucht werden kann. Was die





maligen Bearbeitungsgebiet des Westfälischen Wörterbuchs verschickt wurde und 1.458 Antworten erbracht hat.<sup>12</sup> Dargestellt ist die Verbreitung der [ə]-Apokope wie auch von [-ə] < -er. Zugrunde gelegt wurden einerseits ›Bī<sup>̇</sup>ke‹ ‘Bach’, ›Kā<sup>̇</sup>se‹ ‘Käse’ und ›We<sup>̇</sup>a<sup>̇</sup>ke‹ ‘Woche’ sowie andererseits ›Bu<sup>̇</sup>ter‹ ‘Butter’, ›Eier‹ ‘Eier’ und ›Wā<sup>̇</sup>ter‹ ‘Wasser’. Ein roter Kasten steht für einen Beleg bzw. Belege ohne <-e> in den ersten drei Wörtern, wie etwa <Biek> oder <Wiäk>. Die Länge des Kastens variiert, je nachdem ob in einem der drei Wörter, in zweien oder in allen dreien das <e> ‚fehlt‘. Ein grüner Kasten steht für einen <-e>-Beleg bzw. für <-e>-Belege in den anderen drei Wörtern, also etwa <Wate> oder <Buote>. Auch hier wird die Beleganzahl durch die Länge des Kastens wiedergegeben.

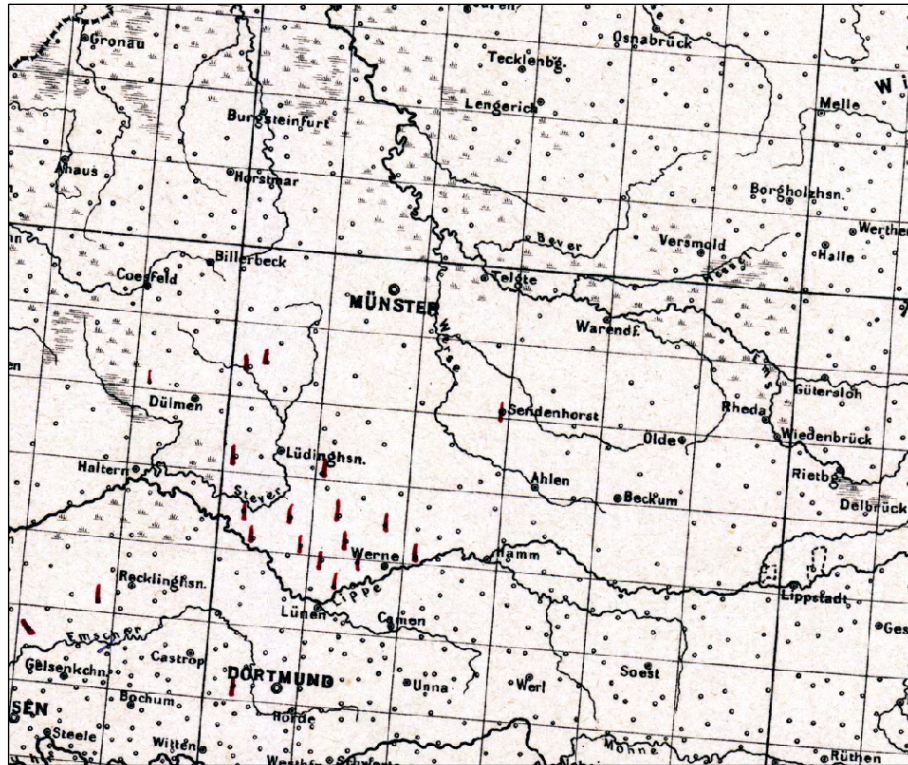
Die roten Kästen zeigen das Apokopegebiet, wie es auch in Karte 2 zu ersehen ist. Die grünen Kästen sind zwar ein wenig weiter verstreut verbreitet, insgesamt kommen aber ca. 62 % von ihnen aus einem Ort, an dem auch die Schwa-Apokope belegt ist. Angesichts der Erwartung, dass das auslautende [-ə] in Wörtern wie ›Wā<sup>̇</sup>ter‹ ‘Wasser’ von den Informanten meist mit <-er> wiedergegeben wird, erscheint dieser Wert als sehr hoch. Der vermutete Zusammenhang darf meines Erachtens somit als erwiesen gelten.

Der hier präsentierte Erklärungsansatz für die Entwicklung von [-ə] in [ˈkɪnə] ‘Kinder’ usw. lässt sich dem intralinguistischen Ansatz für die Erklärung von Sprachwandel zuordnen. Die weitgehende Koinkidenz der beiden Verbreitungsgebiete lässt, wie bereits erwähnt, den Schluss eines kausalen Zusammenhangs zu (vgl. hierzu GOOSSENS 1969, 57–66). Durch die Schwa-Apokope wurde die Möglichkeit zu der Lautentwicklung von [-e] zu [-ə] geschaffen, sie scheint eine notwendige Bedingung hierfür zu sein. Seinen Ursprung hat der Wandel offenbar im Süden des Apokope-Gebietes gehabt: Karte 4, die einen Ausschnitt aus der DiWA-Karte (*hint*)*er* (Karte 370, Sigle VI-19) zeigt, weist vor allem zwischen Lüdinghausen und der Lippe einige Meldungen für <Ächte> und <Achte> auf. Die Ausbreitung dieses Lautwandels endete im 20. Jahrhundert weitgehend an den Grenzen des Apokope-Gebietes, wodurch sich die Koinkidenz der Verbreitungsgebiete ergeben hat.

Die Apokope ist aber keine hinreichende Bedingung für die Entwicklung zu [-ə] in [ˈvɑ:tə] ‘Wasser’ usw.; sie führte zu keinem ‚Zwang‘ für einen kompensierenden Lautwandel. Man muss daher davon ausgehen, dass der Wandel zu einer sprachstrukturellen Optimierung geführt hat. Diese Optimierung betraf meines Erachtens die Struktur des phonologischen Wortes: Der Nebensilbenvokalismus in phonologischen Wörtern wie [ˈkɪnə] ist nicht optimal, er ist dem Tonsilbenvokalismus zu ähnlich, sodass sich, nachdem die [ə]-Apokope die Möglichkeit hierfür geschaffen hatte, [-e] zu [-ə] entwickelte.

---

12 Die ausgefüllten Bogen liegen im Archiv der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens in Münster.



Karte 4: <Ächte> und <Achte> 'hinter' nördlich der Lippe (DiWA, K. 370)

In der sprachtypologischen Forschung wird davon ausgegangen, dass in Wortsprachen – Sprachen, in denen das phonologische Wort die prosodische Grundeinheit bildet (vgl. AUER 2001, 1393) – wie dem Deutschen die Tendenz besteht, unbetonte und betonte Silben deutlich voneinander abzuheben: Die betonte Silbe wird exponiert, die unbetonte Silbe wird reduziert (vgl. AUER 2001, 1396; SZCZEPANIAK in NÜBLING et al. 2006, 29f.). Nun ist das halboffene Schwa [ɐ] peripherer als der Zentralvokal [ə], bei dem sich die Zunge in „Ruhelage“ befindet (MAAS 2006, 253). Silben, die auf [-ɐ] enden, sind also keine Reduktionssilben im engeren Sinne.<sup>13</sup> [ɐ] kommt zwar nicht in betonten Silben vor, weist aber eine größere Nähe zu den nicht zentralisierten Vokalen auf, die in betonten Silben vorkommen, als [ə]. Der Wandel von [-ɐ] zu [-ə] lässt sich somit als Beitrag zur Profilierung des phonologischen Wortes interpretieren: Er bewirkt, dass in den betroffenen Wörtern die Vokale der betonten und unbetonten Silben maximal voneinander unterschieden sind.

13 MAAS (2006, 252f.) führt den Begriff „erweiterte Reduktionssilbe“ ein. Eine erweiterte Reduktionssilbe enthält zwar nicht den Zentralvokal [ə], allerdings einen ‚zentralisierten‘ Vokal, wie eben [ɐ].



## 6. Exkurs: Suffixzusammenfall in der Adjektivflexion

Um die Zusammenhänge zwischen dem Wandel [e] > [ə] und der Schwa-Apokope zu analysieren, wird in dem vorliegenden Beitrag dialektgeografisch argumentiert. Hier wird demnach keine detaillierte Studie zu den Strukturen der unbetonten Vokale und des phonologischen Wortes in einer betroffenen Ortsmundart geliefert. In diesem Abschnitt soll dagegen kurz die Flexionsmorphologie thematisiert werden, die von dem besprochenen Lautwandel betroffen ist, genauer gesagt die Adjektivflexion.

Dialekte, in denen das auslautende Schwa erhalten ist und /r/ vokalisiert wurde, weisen in der Adjektivflexion zwei verschiedene vokalische Suffixe auf, wie das oben schon aufgeführte Beispiel zeigt: *laiw[ə]* *Lii* ‘liebe Leute’ vs. *dat is mi laiw[e]* ‘das ist mir lieber’. In dem münsterländischen Apokope-Gebiet ist nun das [-ə] beim flektierten Adjektiv nicht apokopiert worden. Dies zeigen z. B. die Belege aus Rorup (Kreis Coesfeld): Apokopiert wurde das Schwa in [se:ɪp] ‘Seife’, [fø:ɪt] ‘Füße’, [χa:ɪz] ‘Gänse’, [hy:z] ‘Häuser’, [fənda:χ] ‘heute’, [bɔl] ‘bald’ und [kla:ɪf] ‘(ich) glaube’. Es ist dagegen erhalten geblieben in [vɪtə] ‘weiße (Akk. Sg. Fem.)’, [ʃχø:ɪnə] ‘schöne (Akk. Pl.)’, [ni:ə] ‘neue (Akk. Pl.)’ sowie in [alə] ‘alle’ (vgl. NÖRREBERG 1933, 40–44). Dies bedeutet, dass in der Adjektivflexion zwei Suffixe zusammengefallen sind, denn auch der Komparativ weist ein [ə]-Suffix auf: [bɪɪtə] ‘besser’ und [hɛrə] ‘lauter’. Nachdem durch das Ausbleiben der Apokope in der Adjektivdeklinationsstrukturen dort also intakt geblieben sind, ist dieser die Komparation betreffende Zusammenfall offensichtlich ‚in Kauf genommen‘ worden. Er dürfte auch keine Kommunikationsprobleme nach sich ziehen, denn zum einen ist der Komparativ oft durch Vokalalternanz vom Positiv unterschieden, und zum anderen sorgt der syntaktische Kontext für eine Disambiguierung der Adjektivformen.

## 7. Schluss

Im westlichen und südlichen Teil des Münsterländischen ist u. a. bei Substantiven im Nom. Sg. und Pl. das auslautende [ə] apokopiert worden. In dem gleichen Gebiet wurde später der offenere Zentralvokal [e] weiter zu [ə] zentralisiert. Hier sagt man also beispielsweise einerseits [ʃtrɔ:t] ‘Straße’ und andererseits [ˈvɑ:tə] ‘Wasser’. Während die Schwa-Apokope älteren Datums zu sein scheint, hat sich der Wandel von [e] zu [ə] vor allem Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ereignet.

Die Koinzidenz der beiden Verbreitungsgebiete legt den Schluss nahe, dass ein kausaler Zusammenhang zwischen den beiden Lautentwicklungen besteht, dass die ältere [ə]-Apokope Voraussetzung für den Wandel [e] > [ə] in Wörtern wie ›Köster‹ ‘Küster’ war. Erklären lässt sich dieser Wandel aber nur, wenn man annimmt, dass durch die Zentralisierung des auslautenden [-e] das phonologische Wort profiliert wurde, indem bei diesem nun die Vokale der betonten und unbetonten Silben maximal voneinander unterschieden sind.

Im Münsterländischen, wo bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts der Dialektgebrauch zwar schon rückläufig, aber im Vergleich zu anderen westfälischen Regionen noch stark war, haben sich durch die beschriebenen Entwicklungen Divergenzen ergeben: Die Gemeinsamkeiten der nordwestfälischen Dialekte im Bereich der Phonologie und Morphologie sind deutlich zurückgegangen; ein Gebiet mit merklich eigenem ‚Zuschnitt‘ der Wortstruktur ist entstanden. Damit hat sich dort auch der strukturelle Abstand zum Standard vergrößert.

## 8. Literatur

- AUER, Peter (2001): *Silben- und akzentzählende Sprachen*. In: HASPELMATH, Martin et al. (Hgg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien*. Ein internationales Handbuch. Teilband 2. Berlin New York (HSK, Bd. 20.2), S. 1391–1399.
- BEHAGHEL, Otto (1928): *Geschichte der deutschen Sprache*. 5., verb. und stark erw. Aufl. Mit einer Karte. Berlin Leipzig (Grundriss der germanischen Philologie, Bd. 3).
- BRAND, Joseph (1914): *Studien zur Dialektgeographie des Hochstiftes Paderborn und der Abtei Corvey*. Mit einer Dialektkarte der Kreise Paderborn, Büren, Warburg und Höxter. Münster.
- BÜLD, Heinrich (1939): *Volk und Sprache im nördlichen Westfalen. Westfälische Ortschaften im Spiegel ihrer Sprache*. Münster [Auch unter dem Titel: *Sprache und Volkstum im nördlichen Westfalen. Sprachgrenzen und Sprachbewegungen in der Volksmeinung*].
- DENKLER, Markus (2001): *Dialektdivergenzen im nördlichen Münsterland: e-Apokope und davon beeinflusste Erscheinungen*. In: *NdW* 41, S. 111–135.
- DIWA = *Digitaler Wenker-Atlas*. Erste vollständige Ausgabe von Georg WENKERS „Sprachatlas des Deutschen Reichs“. 1888–1923 handgezeichnet von Emil MAURMANN, Georg WENKER und Ferdinand WREDE, hg. von Jürgen Erich SCHMIDT und Joachim HERRGEN, bearb. von Alfred LAMEL, Alexandra LENZ, Jost NICKEL, Roland KEHREIN, Karl-Heinz MÜLLER, Stefan RABANUS. Marburg 2001ff. URL: [www.diwa.info](http://www.diwa.info) (abgerufen am 10. 03. 2011).
- GABRIEL, Eugen (1973): „Appellphonologie“ und Soziolinguistik. In: *Dialekt als Sprachbarriere? Ergebnisbericht einer Tagung zur alemannischen Dialektforschung*. Tübingen (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 33), S. 71–76.
- GÖSCHEL, Joachim (1971): *Artikulation und Distribution der sogenannten Liquida r in den europäischen Sprachen*. In: *Indogermanische Forschungen* 76, S. 84–126.
- GOOSSENS, Jan (1969): *Strukturelle Sprachgeographie. Eine Einführung in Methodik und Ergebnisse*. Mit 30 Karten. Heidelberg.
- GRIMME, Hubert (1910): *Plattdeutsche Mundarten*. Leipzig (Sammlung Göschen, Nr. 461).

- HAAS, Walter (1983): *Vokalisierung in den deutschen Dialekten*. In: BESCH, Werner u. a. (Hgg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Zweiter Halbband. Berlin New York (HSK, Bd. 1.2), S. 1111–1116.
- HERDEMANN, Ferdinand (2006): *Versuch einer Lautlehre der westmünsterländischen Mundart*. Nach der handschriftlichen Fassung von 1921 unter Mitarbeit von Erhard MIETZNER hg. von Ludger KREMER und Timothy SODMANN. Vreden (Westmünsterland. Quellen und Studien, Bd. 14).
- HOLTHAUSEN, Ferdinand (1886): *Die Soester Mundart. Laut- und Formenlehre nebst Texten*. Norden Leipzig (Forschungen, hg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 1).
- KAUMANN, Julius (1884): *Entwurf einer Laut- und Flexionslehre der münsterischen Mundart in ihrem gegenwärtigen Zustande*. Erster Teil: Lautlehre. Münster.
- KOCK [o. V.] (1903): *Die Mundarten im nordwestlichen Münsterlande, mit besonderer Berücksichtigung des Kreises Ahaus*. In: *Aus alter Zeit. Organ des Vereins für Geschichtsforschung und Altertumskunde des Kreises Ahaus* 1, S. 33f., S. 37f.
- KOHLER, Klaus J. (1995): *Einführung in die Phonetik des Deutschen*, 2., neubearb. Aufl. Berlin (Grundlagen der Germanistik, Bd. 20).
- LAUF, Raphaela (1993): *Phonetische Aspekte des Vokalismus münsterländischer Dialekte. Eine auditive und akustische Analyse vokalischer Merkmale mit einem Ansatz zu ihrem Vergleich mit der Standardsprache*. Stuttgart (ZDL, Beihefte 81).
- MAAS, Utz (2006): *Phonologie. Einführung in die funktionale Phonetik des Deutschen*. 2., überarb. Aufl. Mit zahlreichen Abbildungen und Schautafeln. Göttingen (Studienbücher zur Linguistik, Bd. 2).
- MACHA, Jürgen / Thomas WEGER (1983): *Mundart im Bewußtsein ihrer Sprecher*. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 47, S. 265–301.
- NÖRRENBURG, Erich (1933): *10 Wenkersche Sätze in 13 westfälischen Ortsmundarten*. In: *Korrespondenzblatt des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung* 46, S. 38–45.
- NÜBLING, Damaris in Zusammenarbeit mit Antje DAMMEL, Janet DUKE und Renata SZCZEPANIAK (2006): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. Tübingen.
- SCHIRMUNSKI, Victor M. (2010): *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten*, hg. und kommentiert von Larissa NAIDITSCH unter Mitarbeit von Peter WIESINGER. Aus dem Russischen übersetzt von Wolfgang FLEISCHER. Frankfurt a. M. u. a.
- SCHRAMBKE, Renate (2010): *Realisierungen von /r/ im alemannischen Sprachraum*. In: *Dialectologia et Geolinguistica* 18, S. 52–72.
- SCHWAGMEYER, Friedrich (1908): *Der Lautstand der Ravensbergischen Mundart von Hiddenhausen*. Berlin.

- TRUDGILL, Peter (1974): *Linguistic change and diffusion: description and explanation in sociolinguistic dialect geography*. In: *Language in Society* 2, S. 215–246.
- WERLEN, Iwar (1980): R im Schweizerdeutschen. In: *ZDL* 47, S. 52–76.
- Westfälisches Wörterbuch*. Beiband (1969). Einführung – Abkürzungen – Anlage der Artikel – Lauttabelle – Übersichtskarten, bearb. von Felix WORTMANN, hg. von William FOERSTE und Dietrich HOFMANN. Neumünster.
- WIESE, Richard (1996): *The Phonology of German*. Oxford.
- WIESE, Richard (2003): *The Unity and Variation of (German) /r/*. In: *ZDL* 70, S. 25–43.
- WIX, Hans (1921): *Studien zur Dialektgeographie im Süden des Teutoburgerwaldes*. Mit einer Karte. Marburg (Deutsche Dialektgeographie, Heft 9).
- WORTMANN, Felix (1977): *Überlegungen zum Entwurf einer Karte der westfälischen Mundarten*. In: *NdW* 17, S. 85–114.



Michael Elmentaler, Kiel

## **Arealität, Situativität und innersprachliche Steuerungsfaktoren Überlegungen zu einem mehrdimensionalen Atlas der norddeutschen Regionalsprache (am Beispiel der *t*-Apokope)**

### **1. Neue Dialektologie – neue Methodologie**

Die europäische Dialektologie und Dialektgeografie hat in den letzten drei Jahrzehnten eine bemerkenswerte Erweiterung ihres Gegenstandsbereiches erfahren (ELEMENTALER 2006a; 2006b; i. Dr.). War sie traditionell noch auf die alten Basisdialekte der ländlichen Bevölkerung fokussiert, so traten nun sukzessive auch andere, historisch jüngere, auch in Stadtregionen und auch von anderen Sprechergruppen gesprochene Varietäten in den Blick. So wurde im areallinguistischen Zweig der Dialektologie mit dem ‚Wortatlas der deutschen Umgangssprachen‘ (im Folgenden: WDU) (EICHHOFF 1977–2000), dem ‚Wortatlas der städtischen Umgangssprache‘ (PROTZE 1997), den Studien zur ‚Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen‘ (DINGELDEIN/FRIEBERTSHÄUSER 1988) und dem ‚Wortatlas zur Alltagssprache der ländlichen Räume Hessens‘ (DINGELDEIN 2010) sowie dem internetbasierten ‚Atlas der deutschen Alltagssprache‘ (im Folgenden: ADA) (ELSPAß/MÖLLER 2003ff.) lexikalische Variation im Bereich des Alltagsdeutschen erfasst. Und Werner KÖNIG hat mit seinem ‚Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland‘ (1989) eindrücklich gezeigt, dass sich sogar bei maximal kontrolliertem Sprechen, beim Vorlesen von Einzelwörtern, noch regionale Marker in erheblichem Umfang nachweisen lassen. Dementsprechend umfassen Konzepte wie das der ‚Regionalsprache‘, wie es etwa dem groß angelegten Marburger REDE-Projekt zugrunde liegt, faktisch den gesamten Bereich der gesprochenen Sprache.

Diese Ausweitung auf das gesamte Sprachspektrum ist in methodischer Hinsicht eine große Herausforderung für die Dialektgeografie. Denn mit den herkömmlichen Methoden der Fragebuch- oder Fragebogenerhebung sind Informationen über die modernen Regionalsprachen nur bedingt zu erfassen. Zwar ist es prinzipiell möglich, neben den Besonderheiten im Wortschatz auch Phänomene aus dem Bereich der Phonologie und Grammatik abzufragen. Dies belegen die genannten Wortatlanten, die ja auch einige Karten zu lautlichen, morphologischen oder grammatischen Phänomenen enthalten. Erfasst werden kann jedoch mit diesem Erhebungsverfahren immer nur die Kenntnis bestimmter, vom Befragten als regionaltypisch eingestufte Varianten, nicht deren Gebrauch. Damit aber kann eine Reihe von Informationen nicht gewonnen werden, die aus Sicht einer soziolinguistisch und pragmatisch fundierten Variationslinguistik als besonders relevant gelten müssen:

(1) Erstens erfahren wir nichts über die Gebrauchsfrequenz einer Variante, also darüber, ob eine Variante, die von einem Befragten als ortstypisch genannt wird, tatsächlich noch regelmäßig oder nur noch gelegentlich verwendet wird.

(2) Zweitens können die sprachinternen Steuerungsfaktoren nicht erfasst werden, die das Auftreten einer Variante begünstigen. Denn nur die Analyse des Variantengebrauchs im syntagmatischen Kontext lässt Rückschlüsse darauf zu, inwiefern etwa die lautliche Umgebung, der Lexembezug oder die Betonungsverhältnisse das Auftreten einer Variante begünstigen.

(3) Über Befragungen lassen sich nur subjektive Aussagen darüber gewinnen, in welchen Situationen ein Sprecher eine Variante zu gebrauchen meint und in welchen er sie meidet. Der tatsächliche situationsgebundene Gebrauch lässt sich hierüber nicht erschließen. Insbesondere lassen sich Varianten mit geringer Salienz, die die Sprecher selbst möglicherweise gar nicht wahrnehmen, per Fragebogenerhebung grundsätzlich kaum erfassen. Damit aber entgehen uns wichtige Informationen über die Akzeptabilität, die bestimmte regionalsprachliche Marker in der Alltagskommunikation oder in formelleren Interaktionskontexten im Rahmen regionaler Sprechnormen besitzen.

(4) Schließlich wurde bei areallinguistischen Erhebungen oftmals auch dem Aspekt der individuellen Variation zu wenig Rechnung getragen. Da der Fokus meist darauf lag, eine möglichst hohe Ortsnetzdichte zu erreichen, wurde häufig nur eine Gewährsperson pro Ort befragt, so dass individuelle Variation kaum in den Blick geraten konnte.

Das, was das alltägliche Sprechen ausmacht, lässt sich nur durch quantitativ gestützte Variationsanalysen unter Berücksichtigung situativer Kontexte und individueller Unterschiede genauer erfassen. Hierbei kann sich eine Areallinguistik der Alltagssprache an methodologischen Standards orientieren, wie sie in der Sozio- und Variationslinguistik erarbeitet und in ortspunktbezogenen Analysen vielfach erprobt worden sind (vgl. den Überblick bei MIHM 2000 sowie die Studien von LENZ 2003; LAMELI 2004; SPIEKERMANN 2008; MÖLLER 2009). In der Untersuchungsanlage impliziert das

(1) den Rückgriff auf spontansprachliche Daten, also auf frei formulierte sprachliche Äußerungen,

(2) die Erfassung des Sprachgebrauchs in kommunikativen Konstellationen von unterschiedlichem Formalitätsgrad,

(3) die Aufnahme mehrerer Gewährspersonen pro Ort zur Kontrolle individueller Unterschiede.

In Hinblick auf die Datenauswertung erfordert eine Anlehnung an variationslinguistische Methoden vor allem den Einsatz variablenlinguistischer Analyseverfahren, bei denen regionalsprachliche Variation präzise quantifiziert und unter Berücksichtigung kontextueller Faktoren differenziert beschrieben wird. Dementsprechend müssen auch bei der kartografischen Umsetzung Variantenhäufigkeiten angemessen dargestellt werden. Vorbilder bieten neben KÖNIGs Ausspracheatlas, in dem prozentuale Anteile mit Strichsymbolen dargestellt werden, auch sprachhistori-

sche Karten, auf denen die variative Vielfalt der spätmittelalterlichen Schreibsprachen dargestellt werden muss. Zu nennen wäre hier der ‚Historische Südwestdeutsche Sprachatlas‘ (KLEIBER / KUNZE / LÖFFLER 1979) mit Tortendiagrammen zur Darstellung graphematischer Variation, oder Jan GOOSSENS’ berühmte Karte (1983, 65, Karte 2), auf der er das Verhältnis der Schreibvarianten *ons* und *uns* in räumlicher und zugleich zeitlicher Perspektive in Form von Balkengrafiken veranschaulicht (Abb. 1). Dieses Verfahren wurde in dem noch unpublizierten ‚Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete‘ von Robert PETERS aufgegriffen und weiterentwickelt.

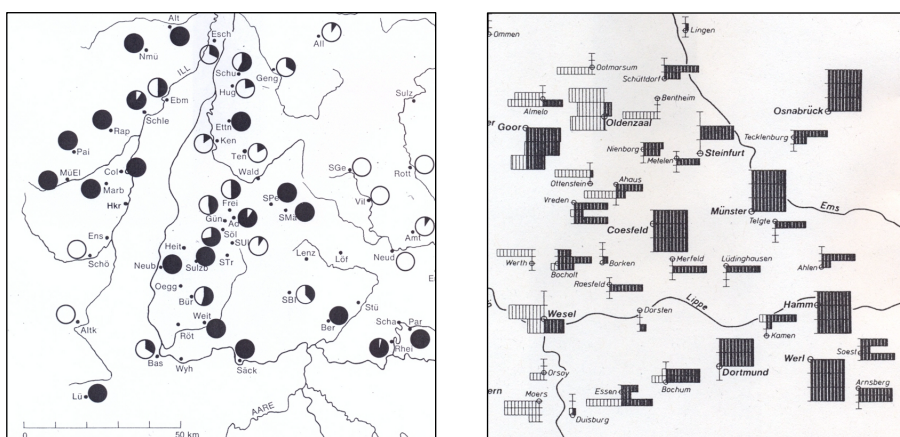


Abbildung 1: Darstellung schreibsprachlicher Variation im ‚Historischen Südwestdeutschen Sprachatlas‘ (KLEIBER/KUNZE/LÖFFLER 1979, Bd. II, Karte 138) und auf der *ons/uns*-Karte von Jan GOOSSENS (1983, 65, Karte 2) (Ausschnitte)

## 2. Das Forschungsprojekt ‚Sprachvariation in Norddeutschland‘ (SiN): zum Untersuchungsdesign

Im Folgenden wird es nun um ein Forschungsprojekt gehen, das dem beschriebenen, mehrdimensionalen Untersuchungsdesign verpflichtet ist: ‚Sprachvariation in Norddeutschland‘ (SiN) (vgl. SCHRÖDER/ELMENTALER 2009; ELMENTALER et al. 2006). Dieses Projekt wurde auf der Tagung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens im Jahre 2004 schon einmal vorgestellt, ist jedoch seither personell und konzeptionell stark erweitert worden. Seit 2008 wird es durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziert. Eine Besonderheit besteht darin, dass das Projekt in Kooperation von Sprachwissenschaftlern aus sechs Universitäten betrieben wird (Michael Elmentaler, Kiel; Joachim Gessinger, Potsdam; Jürgen Macha, Münster; Peter Rosenberg, Frankfurt/Oder; Ingrid Schröder, Hamburg; Jan Wirrer, Bielefeld). Neben den Projektleitern sind ungefähr ein Dutzend Mitarbeite-



rinnen und Mitarbeiter und mehr als zwanzig wissenschaftliche und studentische Hilfskräfte darin beschäftigt. Die Erhebungsphase wurde im Februar 2010 abgeschlossen, seither werden die Aufnahmen analysiert und ausgewertet.

Ziel des Projekts ist eine Bestandsaufnahme der norddeutschen Sprachsituation, die das Gesamtspektrum zwischen niederdeutschem Dialekt und gesprochenem Standard erfasst. Hierzu wurden in 18 Regionen des norddeutschen Raumes, also des Gebietes nördlich der Benrather Linie, Sprachaufnahmen durchgeführt (vgl. Karte 1). Pro Region wurden zwei Orte mit etwa 2000–8000 Einwohnern ausgewählt. Aus jedem Ort wurden vier Gewährspersonen berücksichtigt. Somit liegen nach Abschluss der Erhebungsphase Aufnahmeserien von insgesamt 144 Personen vor. Als Gewährspersonen wurden Frauen zwischen 40 und 55 Jahre ausgewählt, die am jeweiligen Ort aufgewachsen sind und in der Regel über einen mittleren Schulabschluss verfügen. Die Parameter ‚Geschlecht‘, ‚Alter‘, ‚Ortsfestigkeit‘ und ‚Schulbildung‘ wurden somit möglichst konstant gehalten, um eine gute Vergleichbarkeit der Daten zu gewährleisten. Variiert wurden hingegen drei Parameter:

- (1) die Region;
- (2) die Dialektkompetenz: Es wurden, soweit möglich, zwei dialektkompetente und zwei nicht-dialektkompetente Sprecherinnen ausgewählt;
- (3) die Situation: Zur Überprüfung des Sprachgebrauchs in informellem Kontext wurden die Gewährspersonen in vertrauter, häuslicher Umgebung im Rahmen eines Kaffeetrinkens aufgenommen (‚Tischgespräch‘). Diese Sprachdaten können mit denen aus einem eher formellen, leitfadengesteuerten Interview verglichen werden, das der Explorator zuvor mit der Probandin geführt hat. Um auch die extremen Pole des sprachlichen Spektrums der Gewährsfrauen zu erfassen, wurden darüber hinaus ein Übersetzungstest zur Überprüfung der Dialektkompetenz und ein Vorlesetest zur Erfassung der individuell standardnächsten Sprachlage durchgeführt. Schließlich haben die Probandinnen noch mehrere Tests zur Wahrnehmung und Bewertung sprachlicher Merkmale absolviert.

Aus den Aufnahmen wurden Stichproben gezogen und orthographisch transkribiert, die unter verschiedenen Aspekten analysiert werden. Hierbei werden in drei Teilprojekten unterschiedliche Themenkomplexe bearbeitet, wobei jeweils zwei Projektstandorte eng zusammenarbeiten. In Teilprojekt 1 (Kiel und Frankfurt/Oder) werden im Rahmen einer Variablenanalyse areale Differenzen zwischen den situationsgebundenen Sprachausprägungen beschrieben, interpretiert und in einem Sprachatlas dokumentiert. Teilprojekt 2 (Münster und Hamburg) beschäftigt sich mit individuellen Aspekten der Sprachvariation und mit Sprachbewegungen zwischen Dialekt und Standard in der Alltagsinteraktion (SCHRÖDER 2011; KÖNIG/LANWER 2008; MACHA 2007/2008; DENKLER 2007). In Teilprojekt 3 (Potsdam und Bielefeld) werden, auf der Basis der biografischen Interviews und der durchgeführten Tests, die Spracherfahrungen, das Sprachwissen und die Spracheinstellungen der Probandinnen analysiert (GESSINGER 2010; 2008a; 2008b; WIRRER 2009; ELMENTALER / GESSINGER / WIRRER 2010).



Im Zentrum der folgenden Ausführungen steht das erste, dialektgeografisch orientierte Teilprojekt. Die Kieler Projektgruppe hat in Zusammenarbeit mit den Kollegen aus Frankfurt/Oder im Frühjahr 2010 mit den Auswertungsarbeiten begonnen. Nach Abschluss der Erhebungsphase liegen von den Aufnahmen unserer Gewährsfrauen jeweils Stichproben im Umfang von 2500 Wörtern aus den Tischgesprächen und den Interviews in orthographischer Transkription vor. Dazu gibt es die Aufnahmen der Lesetexte (563 Wörter) sowie der Wenkersätze aus dem Dialekttest (474 Wörter). Die Texte wurden mit den an der Universität Hamburg entwickelten Programmen EXMARaLDA und EXAKT aufbereitet und ausgewertet (SCHMIDT i. Dr.; SCHMIDT/WÖRNER 2009).

Ziel des Teilprojekts 1 ist die Erstellung eines zweibändigen Sprachatlases. Der erste Band wird sich mit niederdeutschen Interferenzen in den norddeutschen Umgangssprachen bzw. gesprochenen Regionalstandards befassen. Zugrunde gelegt wird ein auf phonologische Phänomene konzentrierter Variablenkatalog, der norddeutsche Aussprachebesonderheiten umfasst wie etwa im konsonantischen Bereich die Lenisierung von *p, t, k* (*Pabbe, Wegger*), den lexemspezifischen Erhalt von unverschobenem *p, t, k* (*Appel, dat, wat, icke*), die Spirantisierung von *g* (*janz, verjessen, Tach, aufgereecht, fraren, Rejen*), die Realisation von auslautendem *ng* als [ŋk] (*Dink*), die Assimilation von inlautendem *nd, ld* (*Kinner, Anmellung*), die Realisierung von *sp, st* als [sp, st] (*s-pitzer S-tein*), die Koronalisierung [ç] zu [ʃ] (*spreschen, Milsch*), und im Vokalismus z. B. die Verdampfung von [a:] zu [ɔ:] (*Johre, egool*), die Diphthongierung von [e:], [o:]; [ø:] (*gewe<sup>i</sup>sen, Ro<sup>u</sup>se, bö<sup>i</sup>se*), die Senkung, Hebung oder Rundung von kurzem *i, u, ü* vor Konsonantenverbindungen (*Kiinder, Kender, Künder, Könder, Konst, Künstler*), den Gebrauch von Kurzvokalen statt standarddeutscher Länge in einigen Lexemen (*Glass, widder, kricht*), die Hebung von [ɛ:] zu [e:] (*Meedchen, Treener*), die Realisierung von *-er* im Auslaut z. B. als [ɛ] oder [a] (*Kindä, Kinda*), die Senkung von Langvokalen vor *r* (*Lährer*) und die Verwendung von Kontraktionsformen wie *hasse, willze, so'ne, sonne*.

Im zweiten Band geht es in umgekehrter Perspektive um Konvergenzbewegungen der niederdeutschen Basisdialekte in Richtung auf das Standarddeutsche. Durch Kontrastierung der modernen Dialektaufnahmen mit historischen Dialektgrammatiken und dem Material der Wenkerbögen aus dem späten 19. Jahrhundert sollen Sprachwandelprozesse rekonstruiert werden. Hierfür kommt ein zweiter Variablenkatalog zur Anwendung, der (oft durch eine Orientierung am Hochdeutschen erklärbar) Neuerungen wie den Spirantenverschluss von intervokalischem *v* zu *b* (*över > öber* 'über'), die Durchsetzung von velarem [ʁ] statt apikalem [r] und von [z] statt stimmlosem [s], der Wandel von [s] zu [ʃ] vor *l, m, n, w* (*slapen > schlapen* 'schlafen') und vor *p, t* (*s-präken > schpräken* 'sprechen'), die Aufhebung von Assimilationen bei *nd, ld* und *ks* (*Kinner, Biller, wassen > Kinder, Bilder, wachsen*), der Wegfall von Hiattilgungen (*schniggen > schnien* 'schneien'), die Vermeidung von Umlaut- und Rundungsformen (*Dörp, söss, bün > Dorp, sess, bin* 'Dorf, sechs, bin'), die Durchsetzung von hd. [i:, y:, u:] statt nd. [e:, ø:, o:] (*leef, sööt, ropen > lief, süüt, rupan* 'lieb, süß, rufen') oder die Aufhebung der Schwa-Apokope (*Aap,*

*Stuuf* > *Ape*, *Stuve* ‘Affe, Stube’) erfasst (vgl. dazu auch ELMENTALER 2008; 2009; SCHRÖDER 2011).

Im Folgenden soll die im SiN-Projekt entwickelte Methode der mehrdimensionalen Areallinguistik exemplarisch an einem einzigen Phänomen aus dem ersten Variablenkatalog verdeutlicht werden: der Dental-Apokope, also dem Ausfall des gesprochenen *t* am Wortende, wie z. B. in *nich* statt *nicht*, *is* statt *ist*, *Punk* statt *Punkt*, *gebrach* statt *gebracht* oder *sin* statt *sind*.

### 3. Die Durchführung der Dental-Apokope in Norddeutschland

#### 3.1. Zur Methodik

In traditionellen dialektologischen Erhebungen per Fragebuch oder Fragebogen wird für jede abgefragte Variable von den Gewährspersonen je eine Variante (manchmal mehrere) angegeben, die als besonders charakteristisch für den betreffenden Dialekt angesehen wird. Nach Durchführung der Erhebung liegt somit der gesamte zu kartierende Variantenbestand bereits vor. Bei einer Korpusanalyse hingegen müssen die zu beschreibenden Varianten erst einmal im Korpus, d. h. in den transkribierten Aufnahmen, aufgefunden werden. Dies ist keine triviale Aufgabe, sondern stellt einen wichtigen und aufwändigen ersten Arbeitsschritt dar, der zunächst mit einer präzisen Variablendefinition beginnt. Im Falle der Variable ‚*t*-Apokope‘ bestand das Ziel darin, alle relevanten Kontexte zu erfassen, in denen ein *t*-Ausfall erwartbar war, aber auch nur diese. Auszuschließen waren Formen wie *\*mi*, *\*Strei*, *\*bun*, *\*kal* statt *mit*, *Streit*, *bunt*, *kalt*,<sup>1</sup> da nach Vokalen und nach *n*, *r* oder *l* eine *t*-Tilgung nicht erwartbar ist. Vor der Variablenanalyse wurde daher zunächst im Rahmen von Probeannotationen eine Formel entwickelt, aufgrund derer in den Transkripten ausschließlich die Wörter herausgefiltert werden, die für die gegebene Fragestellung relevant sind:

$$\begin{aligned} & (\backslash\text{b}(\text{und}|\text{send})\backslash\text{b}[\text{A-Za-z}\ddot{\text{O}}\ddot{\text{U}}\ddot{\text{a}}\ddot{\text{o}}\ddot{\text{u}}\ddot{\text{B}}]+\text{md}\backslash\text{b}[\text{A-Za-z} \\ & \ddot{\text{O}}\ddot{\text{U}}\ddot{\text{a}}\ddot{\text{o}}\ddot{\text{u}}\ddot{\text{B}}]+(?<!(\text{a}|\text{e}|\text{i}|\text{o}|\text{u}|\ddot{\text{a}}|\ddot{\text{o}}|\ddot{\text{u}}|\text{y}||\text{r}|\text{n}|\text{d}|\text{t}|\text{h}|\text{e}|\text{h}|\text{i}|\text{h}|\text{o}|\text{h}|\text{u}|\text{h}|\text{y}|\text{h}|\ddot{\text{a}}|\ddot{\text{o}}|\ddot{\text{u}}|\text{h})) \\ & \text{t}\backslash\text{b}\{W?\})\_ \backslash\text{b}[\text{^dtzDTZ}][\text{A-Za-}\ddot{\text{O}}\ddot{\text{U}}\ddot{\text{a}}\ddot{\text{o}}\ddot{\text{u}}\ddot{\text{B}}]+\backslash\text{b} \end{aligned}$$

Mithilfe dieser Formel werden alle Wörter mit finalem <t> gefunden, wobei folgende Kontexte unberücksichtigt bleiben: (1) <t> nach Vokal und nach den Konsonanten <t>, <d>, <l>, <r> oder <n>, (2) <t> vor <d>, <t> oder <z> im Folgewort. Hierdurch werden Fälle ausgesondert, in denen das auslautende *t* in der Regel mit dem Plosiv des Folgewortes verschmilzt, wie bei *nicht\_tun* [niçtu:n]. Darüber hinaus werden mit dieser Formel die Wörter *und* und *sind* erfasst, bei denen nach Ausweis der Forschungsliteratur ebenfalls mit einem Ausfall des phonetischen [t] im

1 Zur Verbesserung der Lesbarkeit wird auf eine Wiedergabe der Wortbelege in Lautschrift weitgehend verzichtet.

Auslaut zu rechnen ist. Das Analyseprogramm EXAKT liefert uns bei Anwendung der Formel eine Konkordanzliste aller relevanten Belege. In der Liste steht das betreffende Wort jeweils in der Mitte, links und rechts davon ist der unmittelbare Satzkontext angegeben. Der zweite Schritt besteht nun darin, alle relevanten Belege zu annotieren (vgl. Abb. 2).

ich wusste jetzt gar	<i>nicht</i>	ob das bei euch auch	10a	SUB
das Plattdeutsche wäre	<i>ist</i>	glaube ich die	10e	SUB
er macht Theke ne. ja	<i>sonst</i>	kannst du da auch	10l	SUB
ja aber wenn du	<i>jetzt</i>	mal guckst ein	10m	SUB
man mit Freunden spricht	<i>und</i>	man spricht ja schon	10q	
die ja auch nicht von hier	<i>sind</i>	und die spricht ja in	10r	
ob du da irgendetwas von	<i>hinkriegst</i>	.	10s	SUB
ja warum	<i>hättest</i>	ja nichts anderes	10s	SUB
dran ne. Spüllappen ja.	<i>heißt</i>	Plattdeutsch Schutteplag	10t	SUB
was	<i>habt</i>	ihr denn da gemacht	10u	
Stunden haben wir damit	<i>verbracht</i>	diese ganzen Fragebogen	10v	
ist schon ähnlich dem die	<i>direkt</i>	hier hinter der Grenze	10x	
du im Prinzip ganz	<i>schlecht</i>	übersetzen oder.	10x	
die haben ja auch ihr	<i>Dialekt</i>	wenn die früher	10x	

Abbildung 2: Konkordanzliste für die Variable *t*-Apokope (Ausschnitt)

Hierbei wird jedem Beleg eine Sigle zugewiesen. So erhalten alle Belege mit *nicht* die Sigle 10a, mit *ist* die Sigle 10e usw.; Verben in der 2. Ps. Sg., die auf *-st* auslauten, werden unter der Sigle 10s zusammengefasst, alle Verben mit Partizip Präteritum unter der Sigle 10v. Unter 10x werden auf *-t* endende Adjektive, Adverbien und Substantive verzeichnet. Nach der Siglenzuordnung wird notiert, ob das *t* gemäß der Standardnorm realisiert wird (bleibt unmarkiert) oder ob es ausfällt (markiert als SUB = Substandard). Diese Prozedur wird für alle Stichproben aus Tischgespräch und Interview sowie auch für die Proben zur Vorleseausssprache der Gewährspersonen durchgeführt. Da die Transkripte mit der Tondatei verknüpft sind, kann die lautliche Realisierung von den Annotatoren durch einen Klick auf das Wort ermittelt werden. Nach Abschluss der Annotationen werden die Konkordanzlisten sortiert und weiter ausgewertet. Hierbei werden die Informationen in eine Excel-Tabelle eingetragen, die die Grundlage bildet für weitere Analysen sowie für die Generierung der Karten.

Nach diesem gerafften Überblick über das Vorgehen bei der Datenanalyse sollen im Folgenden erste Ergebnisse aus diesen Untersuchungen referiert werden. In den Stichproben der 122 hochdeutschen Tischgespräche kamen insgesamt 20 232 variablenrelevante Belege vor. Davon wurden 8150 entsprechend der Aussprachenorm mit auslautendem Dental realisiert, während 11 794, also durchschnittlich 58,3 %, mit

eine Dental-Apokope aufwiesen.<sup>2</sup> Die Tilgung des auslautenden Dentals kommt in der norddeutschen Alltagssprache also häufig vor.

Aus der dialektologischen Literatur ist bekannt, dass der Ausfall des Dentals nicht in allen Kontexten und Wörtern gleichermaßen verbreitet ist. So lässt sich aus den Karten des WDU und des ADA ersehen, dass die Formen mit Dental-Ausfall bei den Wörtern *nicht* und *ist* häufiger angegeben wurden als z. B. bei *sind*. Anhand unseres Korpus soll nun überprüft werden, ob sich diese Feststellungen auch in der tatsächlichen Verwendungshäufigkeit der Formen niederschlagen und inwieweit hierbei noch regionale Bindungen ausschlaggebend sind. Dabei werden auch Formen berücksichtigt, die in den Atlanten nicht abgefragt wurden, etwa die Dental-Apokope in Adjektiven oder Substantiven, wie sie aus regionalen Merkversen wie *Lich un Luf gibt Saf un Kraf* bekannt sind. Im Folgenden wird zunächst auf die Verbreitung und diachrone Entwicklung der *t*-Apokope bei *nicht* und *ist* eingegangen (Abschnitt 3.2.). Anschließend werden einige exemplarische Ergebnisse hinsichtlich der arealen und situativen Verteilung apokopierter Varianten bei einigen weiteren Kategorien und Wortformen dargestellt (Abschnitt 3.3.). Schließlich werden anhand des Korpus der Tischgespräche potenzielle innersprachliche Steuerungsfaktoren für den Gebrauch der apokopierten Varianten überprüft (Abschnitt 3.4.), bevor dann die Ergebnisse in einem kurzen Fazit resümiert werden (Abschnitt 4.).

### 3.2. Die *t*-Apokope in den Lexemen *nicht* und *ist*: areale Verbreitung und diachroner Wandel

Die hohe Frequenz der apokopierten Variante *nich* in der rezenten norddeutschen Alltagssprache, aber auch im gesprochenen Standard, wurde bereits in zahlreichen Untersuchungen konstatiert (vgl. MEINHOLD 1973, 27f., 99, 109f.; PROTZE 1997, 169f., 269; BEREND 2005, 153–156). Auf Karte 116 im zweiten Band des WDU sind nördlich der Benrather Linie 44 Orte mit *nicht* und 104 Orte mit *nich* angegeben, wobei sich die Varianten einigermaßen gleichmäßig über den Raum verteilen. Die apokopierte Variante wird also in etwa 70 % aller Belegorte als Variante der Alltagssprache angegeben. In unserem Korpus wiederum, also knapp vier Jahrzehnte nach Eichhoffs Erhebungen, ist *nich* in allen 36 Untersuchungsorten die eindeutig dominierende Variante. Die Häufigkeit der apokopierten Variante liegt durchweg bei über 90 % (durchschnittlich 97,5 % = 3080 von 3386 Belegen), so dass umgekehrt – wie bereits MEINHOLD (1973, 109) feststellt – „die Formen mit /t/ als Ausnahmeformen und überraschende (nicht angemessene) Korrektheiten erscheinen“.

Aussagekräftige regionale Differenzen sind für das Lexem *nicht* nicht beobachtbar, vielmehr hat sich die apokopierte Variante, ungeachtet früherer dialektaler Dif-

2 In 288 Belegen (1,4 %) wurden spezifische Varianten realisiert, wie etwa *ni*, *nit*, *Hemp*, *jetze*, die gesondert untersucht wurden.

ferenzen, als überregionale Form des neuen Substandards etabliert. Dahingegen ist die Form *nit*, die z. B. für die Dialekte des südlichen Niederrheins typisch ist, dort kein einziges Mal belegt. Das gleiche gilt für die ostfriesische Dialektvariante *neit*, die in der Alltagssprache nicht vorkommt, obwohl dieselben Gewährspersonen das Merkmal noch gebrauchen, wenn sie Dialekt sprechen (Wenkersätze). Dies ist ein Indiz dafür, dass die Substandardvariante *nich* sich mittlerweile vollständig von ihren dialektalen Pendanten emanzipiert hat.

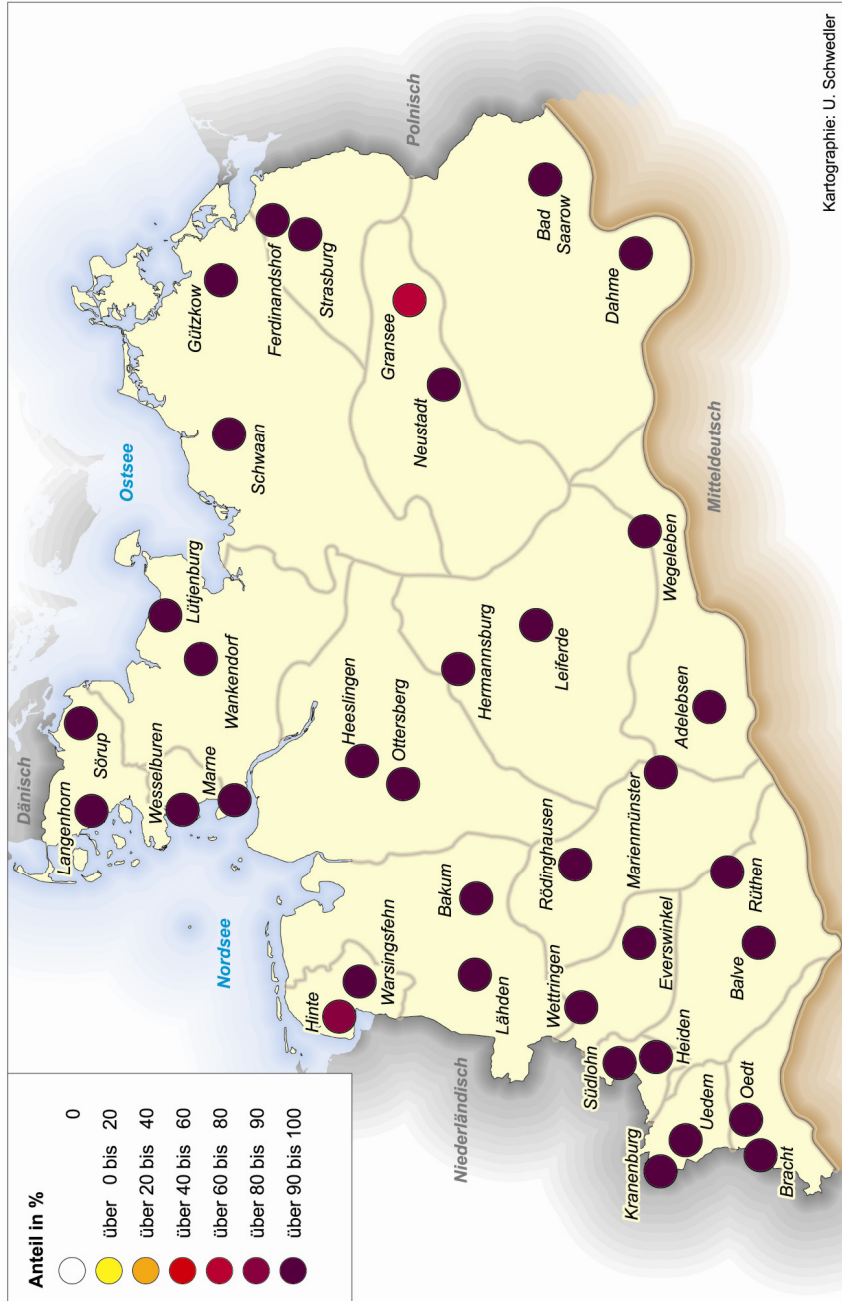
Ein ganz ähnliches Bild bietet sich für die Formen *ist* vs. *is* (vgl. BEREND 2005, 156f.). Im WDU (Bd. 4, Karte 64) wird *ist* für 34 Orte angegeben, die Variante *is* für 89 Orte, was etwa 72 % entspricht. Auf der SiN-Karte hingegen ist die apokopierte Form *is* in allen Belegorten dominant (Karte 2). Sie weist bis auf zwei Ausnahmen<sup>3</sup> immer einen Anteil von mehr als 92 % auf, im Schnitt sind es 98,5 %. Insgesamt werden von den 3850 Belegen für *ist* nur 59 gemäß der Aussprachenorm realisiert. Hierbei sei daran erinnert, dass die Fälle, in denen *nicht* oder *ist* vor einem Wort mit anlautendem Dental steht, bereits ausgesondert wurden.

Lässt sich aus dem Vergleich der SiN-Daten mit den Daten aus dem WDU, die in den 1970er Jahren erhoben wurden, tatsächlich auf einen Rückgang der Standardvariante in den letzten vier Jahrzehnten schließen? Dies zu beurteilen ist schwierig, denn die Zahlen sind aufgrund der unterschiedlichen Erhebungsmethoden nicht unmittelbar vergleichbar – bei den WDU-Daten handelt es sich um (teils schriftliche) Selbstauskünfte im Fragebogen, bei unseren Daten um Tokenfrequenzen in einem Korpus. Allerdings deutet einiges darauf hin, dass tatsächlich im letzten Jahrhundert ein Rückgang der vollen ‚Zitierformen‘ der Wörter mit *-t* stattgefunden hat. Dies belegen z. B. die Ergebnisse der Studie von Helmut SPIEKERMANN (2008), die sich auf Material aus dem südwestdeutschen Raum stützt. SPIEKERMANN hat in seiner Untersuchung die Sprachdaten von insgesamt 104 Gewährspersonen der Jahrgänge 1893 bis 1983 ausgewertet. Ich habe seine Ergebnisse dekadeweise neu arrangiert, um den diachronen Wandel deutlicher hervortreten zu lassen (vgl. Abb. 3).<sup>4</sup> Im Generationenvergleich ist klar zu erkennen, dass der Anteil der nicht-apokopierten Variante *nicht* (bzw. *nischt*) kontinuierlich zurückgeht, von durchschnittlich über 80 % bei den Vertretern der Jahrgänge 1900–1939 auf etwa 40–60 % bei den Jahrgängen 1940–1969 bis herunter auf 16 % bei den Jahrgängen 1970–79 und nur noch 4 % bei den 1980–83 Geborenen. Parallel dazu steigt der Anteil der apokopierten Substandardvariante *nich* von unter 5 % (Jahrgänge vor 1920) auf 96 % (Jahrgänge ab 1980) an.

---

3 Gransee in Nordbrandenburg: 63 %, Hinte in Ostfriesland: 89 %.

4 Helmut SPIEKERMANN möchte ich herzlich danken für seine freundliche Bereitschaft, mir die Basisdaten seiner Untersuchung für diese Berechnung zur Verfügung zu stellen.



Kartographie: U. Schwedler

Karte 2: Anteil der apokopierten Variante is in den Tischgesprächen (n = 3856)



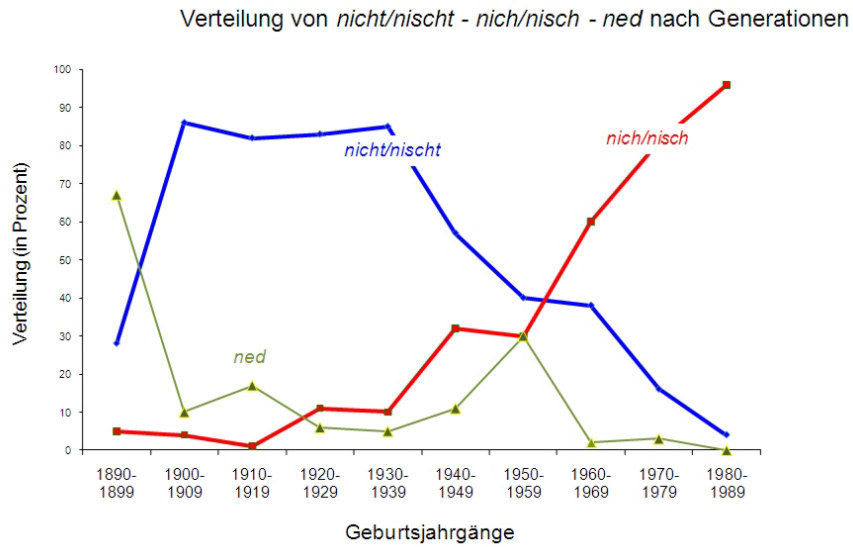


Abbildung 3: Häufigkeit der Varianten *nicht/nischt*, *nich/nisch* und *ned* im Regionalstandard des südwestdeutschen Sprachraums (nach SPIEKERMANN 2008)

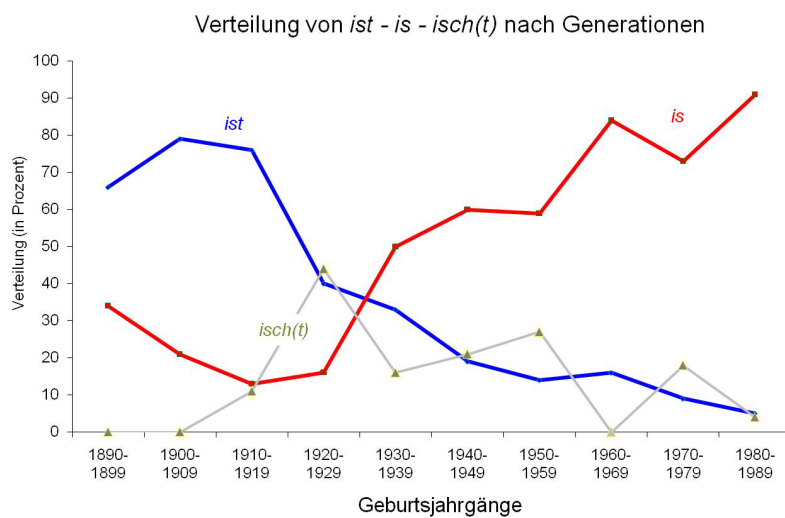


Abbildung 4: Häufigkeit der Varianten *ist*, *is* und *isch(t)* im Regionalstandard des südwestdeutschen Sprachraums (nach SPIEKERMANN 2008)

Ähnlich verhält es sich mit den Varianten *ist* vs. *is* (vgl. Abb. 4). Hier steigt der Anteil der apokopierten Form von unter 40 % (Jahrgänge vor 1930) auf bis zu 90 %

(Jahrgänge 1980–83). Im Vergleich mit den Daten aus der SiN-Erhebung ist zu beachten, dass SPIEKERMANNs Aufnahmen in eher formellen Situationen entstanden, in denen generell eine eher standardnahe Realisierung anzunehmen ist. Tischgespräche waren hingegen möglicherweise immer schon stärker durch die Vermeidung der Standardformen gekennzeichnet.<sup>5</sup> Hierzu sind weitere diachrone Untersuchungen notwendig. Da an den im SiN-Projekt initiierten Tischgesprächen neben unseren Gewährsfrauen häufig auch deren Eltern und Kinder teilnahmen, lassen sich zumindest Apparent-time-Studien durchführen, um gegebenenfalls generationsspezifischen Sprachgebrauch nachzuweisen.

### 3.3. Außersprachliche Steuerungsfaktoren der *t*-Apokope

Von den in der soziolinguistischen und dialektologischen Forschung etablierten externen Steuerungsfaktoren für sprachliche Variation können hier aufgrund des spezifischen Zuschnitts des SiN-Projekts (mit weitgehender Konstanthaltung der Parameter Alter, Geschlecht und Bildungsgrad) nur zwei systematisch in Betracht gezogen werden: die potenzielle Stützung durch die lautlichen Verhältnisse im Basisdialekt und der Einfluss des situativen Kontexts. Während sich bei den in Abschnitt 3.2. behandelten Lexemen *nicht* und *ist* keine arealen und nur ansatzweise situative Differenzierungen ausmachen lassen, lässt sich bei anderen Lexemen bzw. Wortformen durchaus eine Abhängigkeit der *t*-Apokope von den Parametern Raum und Situation erkennen. Dies soll im Folgenden anhand einiger ausgewählter Beispiele verdeutlicht werden.

#### 3.3.1. Basisdialektale Stützung

In den Basisdialekten des norddeutschen Raumes ist die Apokope des *t* in Wörtern und Wortformen wie *nicht*, *ist*, *Durst* oder *fest* in unterschiedlichem Maße verankert. Um zu prüfen, ob diese Differenzen auf der dialektalen Ebene sich heute noch im Grad des Dentalschwunds in der hochdeutschen Alltagssprache niederschlagen, wurden im Rahmen des SiN-Projekts zunächst alle Realisierungen der einschlägigen Wortformen aus den um 1880 erhobenen Wenkerbögen der 36 Untersuchungsorte ermittelt. Zur Absicherung dieser Ergebnisse wurden darüber hinaus je fünf zusätzliche Wenkerbögen aus der näheren Umgebung des jeweiligen Untersuchungsortes ausgewertet, so dass insgesamt Daten aus 223 Wenkerbögen berücksichtigt wurden.<sup>6</sup>

5 Einen Hinweis auf die Verbreitung dieser Variante schon im 19. Jahrhundert geben die Ergebnisse von ELSPAB (2005, 442), der in den Auswandererbriefen 70 Belege für *nich* nachweisen konnte, davon 50 im niederdeutschen Sprachgebiet.

6 In 32 Fällen wurden neben dem Wenkerbogen des Untersuchungsortes fünf weitere von Orten aus der näheren Umgebung ausgewertet. Für die rheinischen Orte Kranenburg, Uedem und Oedt wurden darüber hinaus auch die in Art und Reihenfolge der Sätze abweichenden Wenkerbögen aus der älteren rheinischen Erhebung berücksichtigt. Für Langenhorn (Nordfriesland) und Umgebung lagen nur vier niederdeutsche Wenkerbögen sowie ein gemischt niederdeutsch-friesischer Bogen vor. Hier

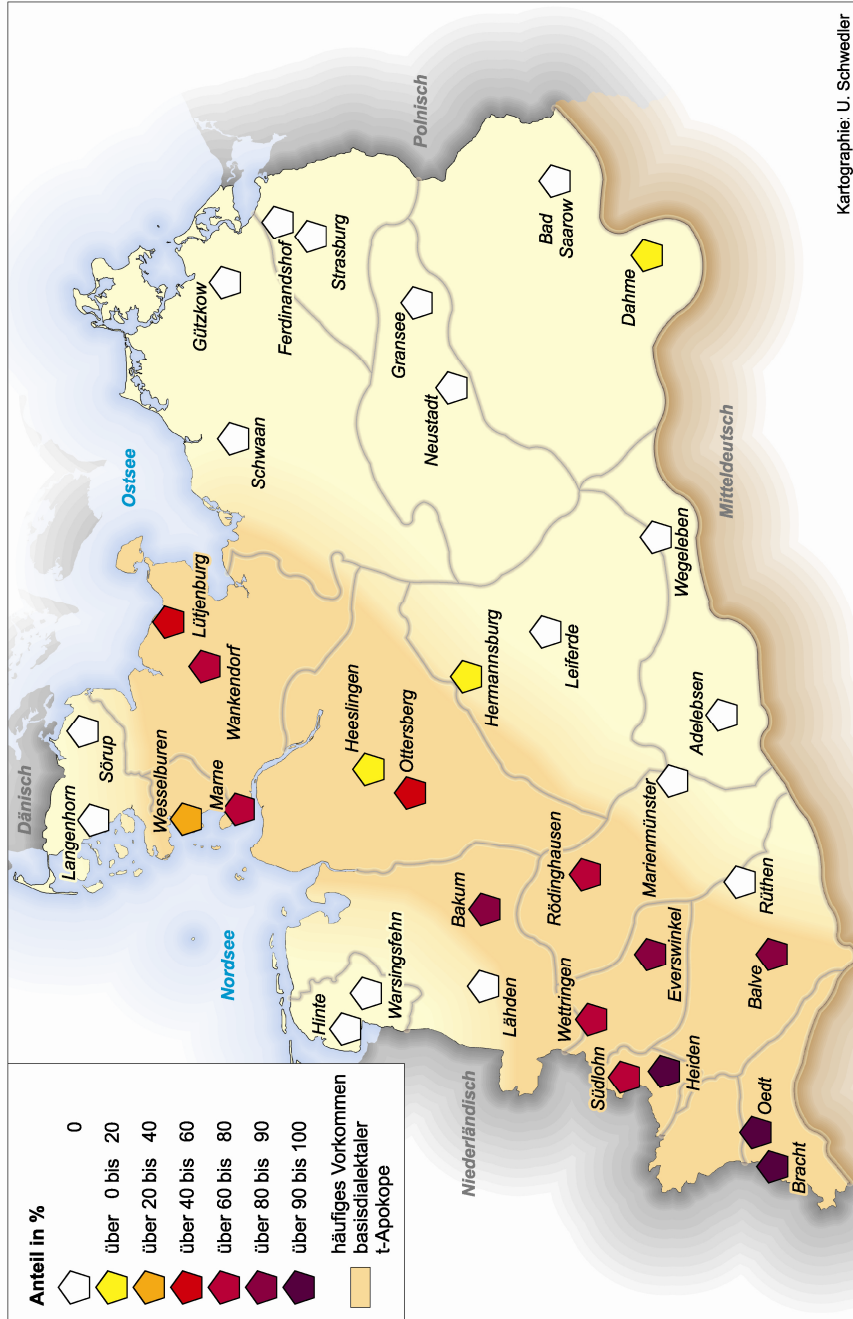
Dieser dialektale Sprachstand wurde mit den Befunden aus der Analyse der hochdeutschen Tischgespräche verglichen. In Abschnitt 3.2. wurde bereits festgestellt, dass die zahlreichen altdialektalen Varianten für das Lexem *nicht* (n=1506), vor allem diejenigen, die durch Erhalt des Dentals mit Tilgung des Frikativs gekennzeichnet sind wie *nit* (172), *ni* (130), *net* (55), *neit* (34), *nüt* (21), *neet* (14) oder *niet* (9), in der hochdeutsch basierten Alltagssprache nicht vorkommen. In diesem Falle ist somit die alte dialektale Gliederung durch die überregionale Ausbreitung der Variante *nich* (die auch in den Wenkerbögen bereits 985-mal belegt ist) vollständig nivelliert worden. Hier hat sich das Verhältnis von arealer Variation und inner-varietärem Variationsspielraum gewissermaßen umgekehrt. Auf der Ebene der Basisdialekte ist die areale Variation sehr vielfältig, bei einem gleichzeitig vergleichsweise eingeschränkten innerdialektalen Variationsspielraum. In der hochdeutschen Alltagssprache dagegen ist areale Variation kaum noch vorhanden, Varianten wie *nit* oder *net* zählen nicht zum Bestand der rezenten norddeutschen Umgangssprachen. Die überregionale Variante *nich* steht jedoch der individuellen Sprecherin neben der Standardvariante als stilistische Alternative zur Verfügung. Darin unterscheidet sich ein modernes Substandardmerkmal wie *nich* von seinem dialektalen Pendant: Es ist ein funktional einsetzbares, soziostilistisches Merkmal, das innerhalb der Varietät der Alltagssprache mit der Standardrealisierung konkurriert. Dies gilt in ähnlicher Weise auch für andere Varianten, etwa das unverschobene *dat* und *wat* im Ruhrgebiet, das heute nicht mehr selbstverständlich verwendet wird, wie in seinem ursprünglichen niederdeutschen Kontext, sondern durch den Kontrast zum standarddeutschen *das* und *was* zum Marker für Informalität wurde.

Im Folgenden seien nun die Ergebnisse zu zwei weiteren Wortformen dargestellt, die durch die Wenkersätze dokumentiert werden: *bist* (stellvertretend für die 2. Ps. Sg. der Verben) und *Nacht*, *Luft*, *Wurst* (stellvertretend für den Bereich der Substantive).

Die Verbform *bist* ist in den Wenkersätzen Nr. 15 (*Du hast heute am meisten gelernt und bist artig gewesen ...*) und Nr. 16 (*Du bist noch nicht groß genug ...*) belegt. In den 223 ausgewerteten Wenkerbögen kommt sie insgesamt 413-mal vor, in den Schreibvarianten *bist* (164), *büst* (110) und *best* (13) sowie den auf eine *t*-Apokope verweisenden Varianten *büs* (58), *bis* (41), *bös* (19), *bus* (3), *böös* (2), *bos* (2) und *bes* (1). Die unterschiedliche Stellung des Verbs vor Vokal (*bist artig*) bzw. vor Konsonant (*bist noch*) hat keinen Einfluss auf die Wahl der Variante, vielmehr wird auf fast allen Bögen für beide Sätze exakt dieselbe Variante gebraucht. Dagegen zeigt sich jedoch eine deutliche regionale Verteilung (vgl. Karte 3):

---

wurden, soweit es für das entsprechende Phänomen möglich war, fünf weitere Bögen in friesischer Sprache ausgewertet.



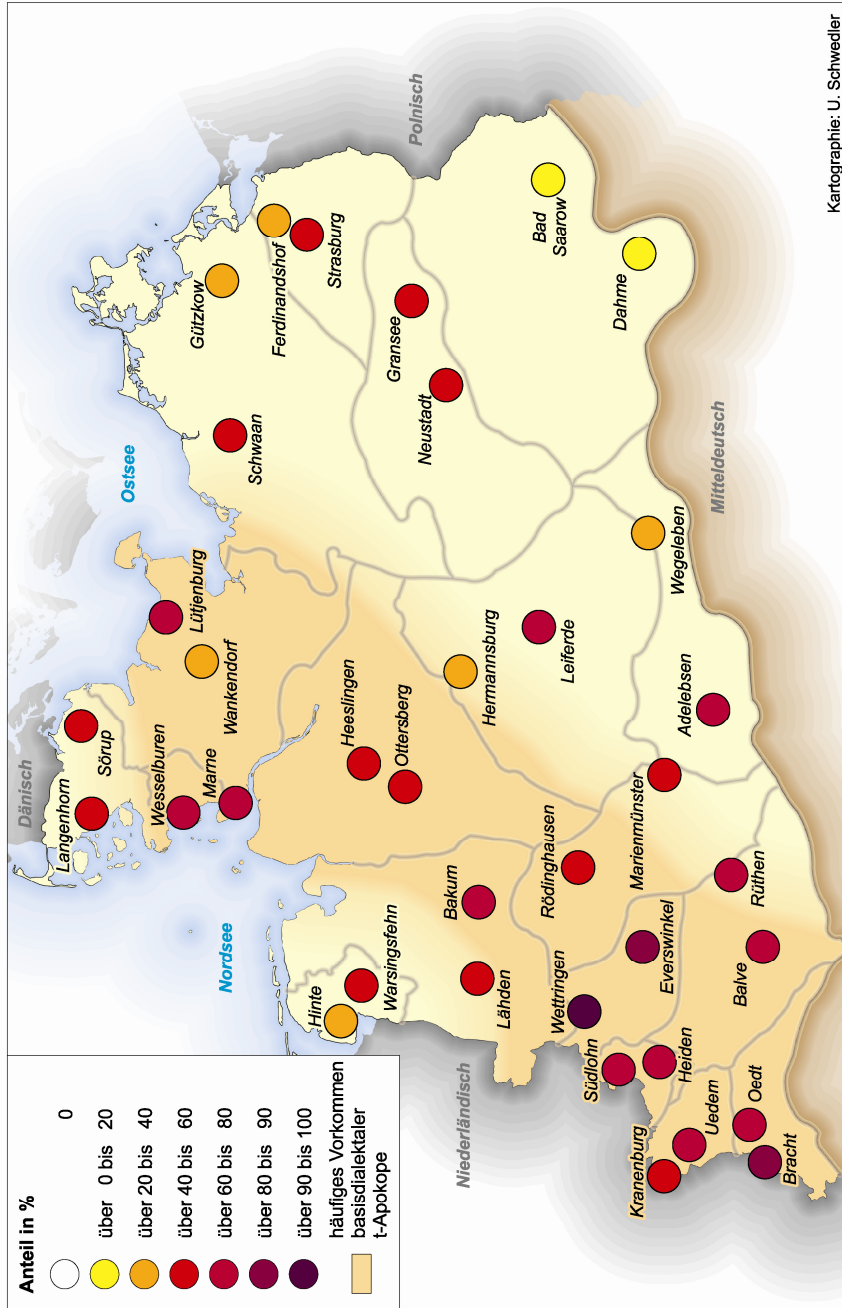
Kartographie: U. Schwedler

Karte 3: Anteil apokopierter Varianten für *du bist* in den Wenkerbögen um 1880 (n = 413)

Im gesamten ostniederdeutschen Raum, im Ostfälischen sowie in den östlicher gelegenen Untersuchungsorten Süd- und Ostwestfalens (Rüthen, Marienmünster) werden fast ausschließlich die Varianten auf *-t* verwendet, ebenso auch in den niederdeutschen ‚Kolonialgebieten‘ Schleswig (Langenhorn, Sörup) und Ostfriesland (Hinte, Warsingsfehn) und im emsländischen Lähden (Apokopierungsanteile 0–9 %). Dagegen werden im gesamten Südwesten (südlicher Niederrhein, Westmünsterland, Münsterland, westliches Südwestfalen, westliches Ostwestfalen) überwiegend die apokopierten Formen gebraucht (67–100 %), die auch im Oldenburgischen, Nordhannoverschen, Holsteinischen und Dithmarsischen noch frequent belegt sind (17–73 %).

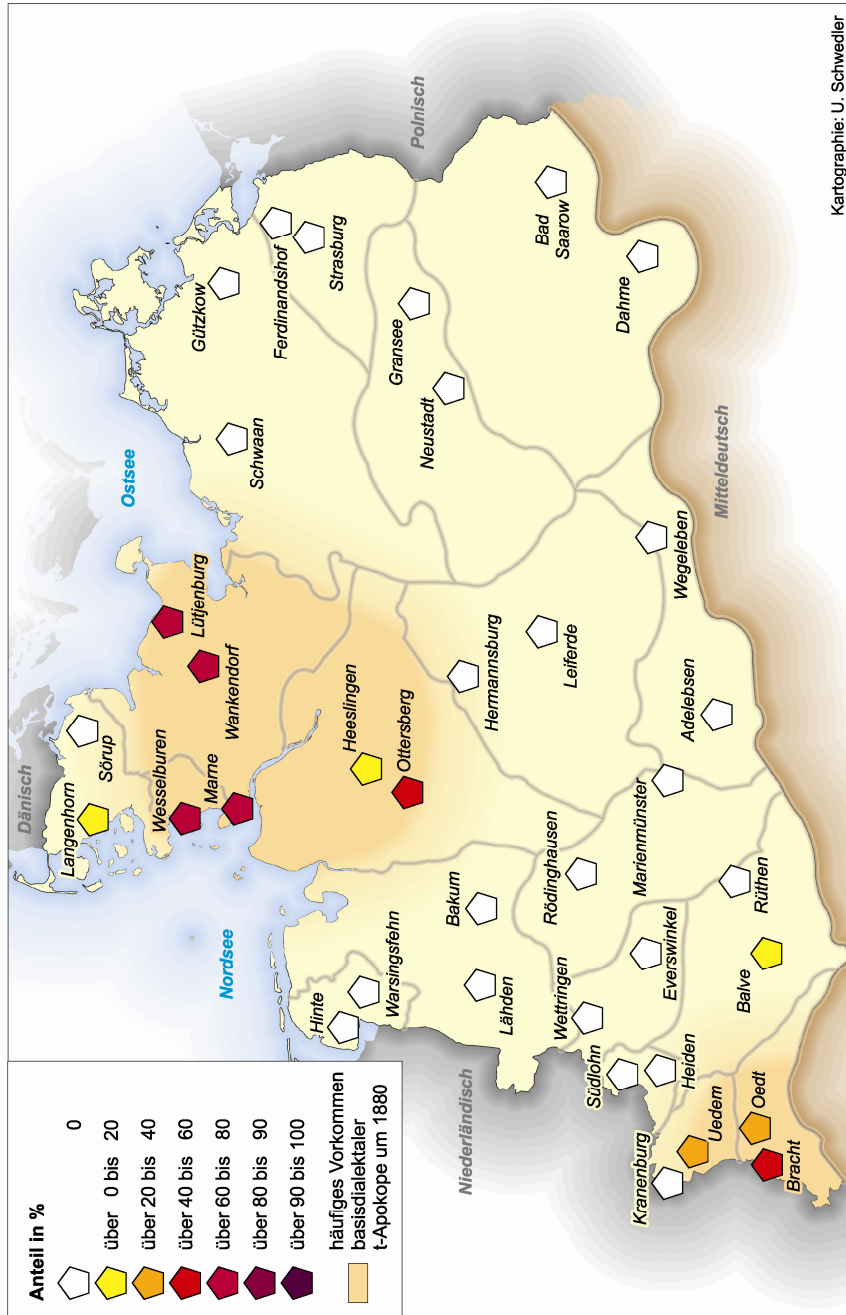
Vergleichen wir damit nun die Ergebnisse für die Realisierung der 2. Ps. Sg. in den hochdeutschen Tischgesprächen, so werden einige Übereinstimmungen in der arealen Verteilung der Varianten sichtbar (vgl. Karte 4). Aus dem Kartenbild lässt sich einerseits erkennen, dass es kein Gebiet gibt, in denen in der hochdeutschen Alltagssprache das *t* im Auslaut der 2. Ps. Sg. konsequent gesprochen würde. Andererseits sind jedoch Parallelen zu den arealen Mustern in den alten Dialekten nicht zu übersehen. Zur besseren Vergleichbarkeit wurde das Gebiet, in dem die *t*-Apokope basisdialektal frequent vorkommt, auch hier farblich unterlegt. Von den insgesamt 19 Untersuchungsorten außerhalb dieses Gebietes weisen neun einen Apokopierungsanteil von weniger als 50 % auf, sieben weitere einen Anteil von 50–60 % und nur drei einen Anteil von 64–77 % (Rüthen, Leiferde, Adelebsen); im Durchschnitt beträgt der Apokopierungsanteil 46 %. Ganz anders dagegen verhält es sich mit den 17 Untersuchungsorten im farblich markierten Gebiet, für die im Basisdialekt höhere Apokopierungswerte nachgewiesen wurden. Hier beträgt der Apokopierungsanteil in zwölf Orten zwischen 60 und 91 %, in vier weiteren Orten 50–60 % und nur in einem Ort 29 % (Wankendorf); der Durchschnitt liegt hier bei 67 %. Die dialektale Gliederung spiegelt sich im Kartenbild also noch deutlich wider. Dies ist insofern bemerkenswert, als einige der dialektkompetentesten Gewährsfrauen in dieser Auswertung gar nicht berücksichtigt werden konnten, da sie in den Tischgesprächen niederdeutsch gesprochen haben. Die dialektale Gliederung kommt also auch in der Alltagssprache vieler Sprecherinnen ohne Dialektkompetenz noch klar zum Ausdruck. Die dialektalen Tendenzen zur Realisierung oder Nicht-Realisierung auslautender Dentale haben sich somit offenbar als Teil der Norm der hochdeutschen Regionalsprachen verfestigen können.

Die Spuren dialektaler Apokopierungstendenzen lassen sich, wenn auch weniger ausgeprägt, auch im Bereich der Substantive nachweisen, bei denen das auslautende *t* Bestandteil des lexikalischen Morphems ist. Auf Karte 5 sind die durchschnittlichen Anteile der apokopierten Formen für die drei in den Wenkerbögen vorkommenden Lexeme *Luft*, *Nacht* und *Wurst* angegeben.



Kartographie: U. Schwedler

Karte 4: Anteil apokopierter Varianten für Verben in der 2. Ps. Sg. in den Tischgesprächen (n = 1118)



Kartographie: U. Schwedler

Karte 5: Anteil apokopierter Varianten für *Luft* (n = 221), *Nacht* (n = 221), *Würst* (n = 218) in den Wenkerbögen um 1880

Die Hauptgebiete für das Auftreten apokopierter Formen wie *Nach*, *Nech*, *Nooch* ‘Nacht’, *Luf*, *Lof*, *Loog* ‘Luft’ oder *Wuss*, *Wursch*, *Worsch* ‘Wurst’ sind einerseits der Niederrhein, andererseits der Raum Nordhannover/Holstein/Dithmarschen, mit Prozentanteilen von 25–78 %. Dagegen sind im münsterländisch-westfälischen und oldenburgischen Raum, anders als im Falle der Verbform *bist*, für die drei Substantive fast keine Apokopierungen in den Wenkerbögen notiert, und ebensowenig im restlichen Untersuchungsgebiet, in dem schon die Apokope bei der 2. Ps. Sg. nicht auftrat. Dieses areale Verteilungsmuster ist in der heutigen Alltagssprache nicht mehr ohne weiteres wiederzufinden (vgl. Karte 6).

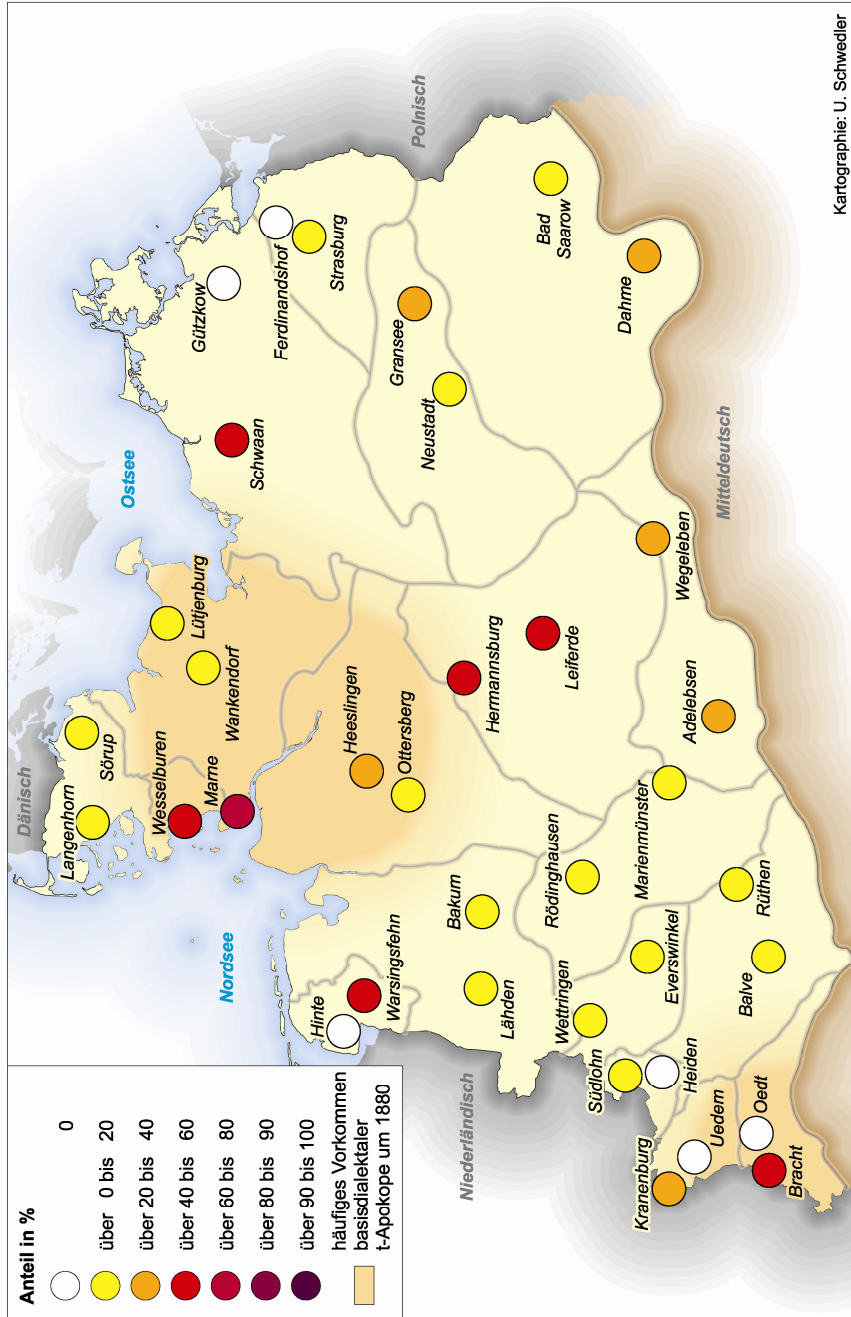
Zwar sind an den Belegorten Bracht (südlicher Niederrhein) sowie Marne und Wesselburen (Dithmarschen) relativ hohe Apokopierungswerte nachzuweisen, doch gilt dies nicht für alle Orte innerhalb der alten Apokopierungsgebiete. Andererseits gibt es auch in den Gebieten, in denen eine Apokopierung nicht dialektal bodenständig ist, einzelne Orte mit hohen Apokopierungsanteilen (Schwaan, Leiferde und Hermannsburg mit jeweils 50 %, Warsingsfehn mit 60 %), und in geringerem Maße sind apokopierte Formen fast im gesamten Raum belegt. Von der Vielfalt der dialektalen Formen sind nur diejenigen belegt, die mit der Standardvariante konvergieren, also *Luf*, *Nach* und *Wurs*. Wie es scheint, ist die Apokopierung hier vielfach zu einer bloßen realisationsphonetischen bzw. stilistisch motivierten (informelleren) Variante geworden, die keine spezifisch dialektale Konnotation mehr besitzt, ähnlich wie es bereits für *nich* und *is* beobachtet werden konnte.

### 3.3.2. Formalitätsgrad der Kommunikation

Der neue Status der modernen Substandardmerkmale als stilistische Varianten ist ein Grund dafür, warum im SiN-Projekt systematisch überprüft wird, wie die Gewährsfrauen in verschiedenen Situationen sprechen und wie sie selbst den Gebrauch dieser Merkmale einschätzen. Für den Bereich der hochdeutsch basierten Alltagssprache liegen uns die Aufnahmen aus dem Tischgespräch, dem Interview sowie aus einem Vorlesetest vor. Im Vergleich von Tischgespräch und Interview lässt sich klären, welche Substandardmerkmale von einer Sprecherin auch in einer eher formellen Situation für akzeptabel gehalten werden und welche bereits dort so stark abgebaut werden, dass man auf ihren funktionalen Status als Informalitätsmarker schließen kann. Das Vorkommen einer Substandardvariante im Vorlesetest wiederum lässt Rückschlüsse darauf zu, wie stark sie überhaupt als abweichend wahrgenommen wird.

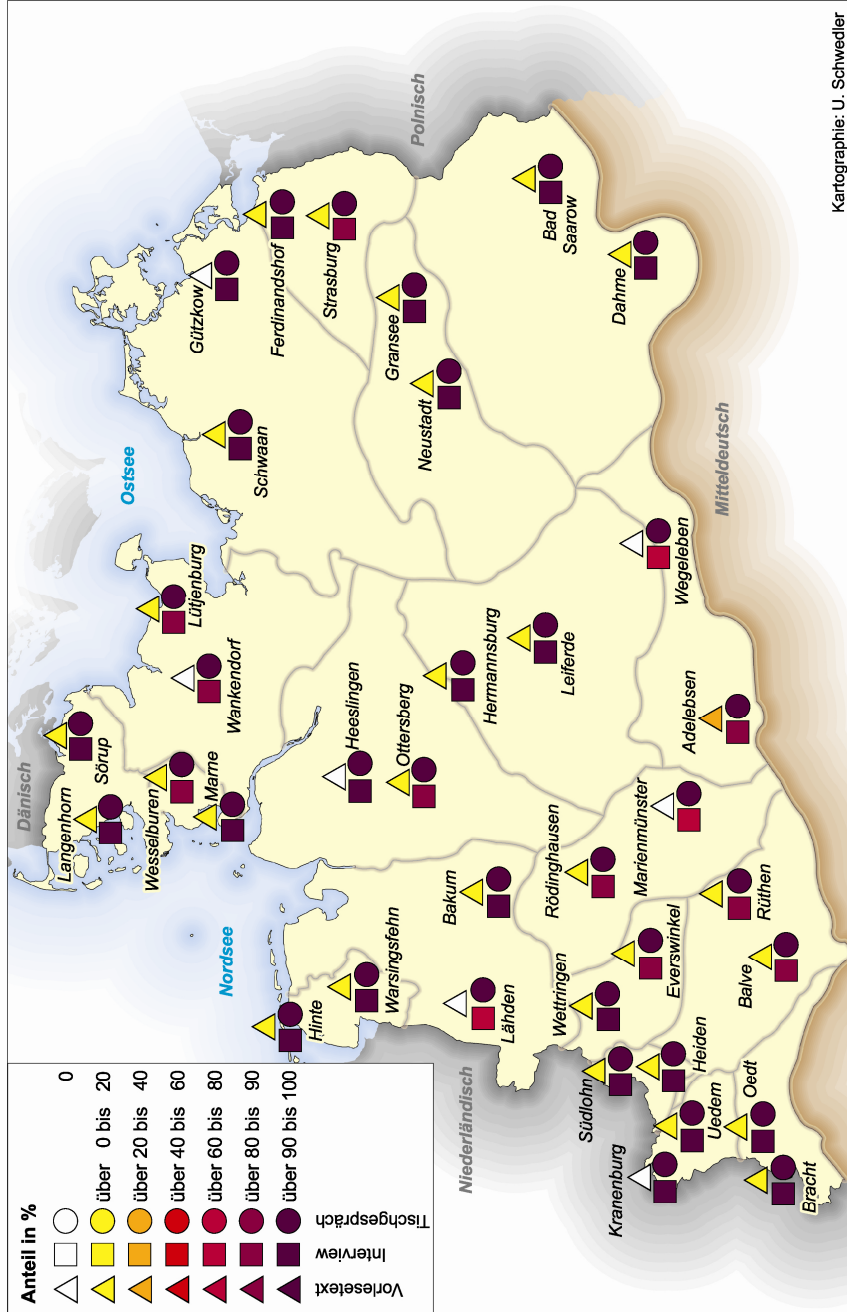
Karte 7 zeigt die Auftretenshäufigkeit von *nicht* im Vergleich der drei Situationen. Deutlich ist zunächst, dass die Häufigkeit der *t*-Tilgung im Interview nur unwesentlich zurückgeht, von durchschnittlich 97,5 % auf 91,6 %. Das belegt, dass die Form *nich* heute auch in einer formelleren Gesprächssituation als akzeptiert gilt, was sicherlich vor einigen Jahrzehnten noch nicht der Fall war, wie die zitierte Untersuchung von SPIEKERMANN (2008) gezeigt hat. Deutlich ist weiterhin, dass die Häu-





Kartographie: U. Schwedler

Karte 6: Anteil apokopierter Varianten für Substantive in den Tischgesprächen (n = 564)



Karte 7: Anteil der apokopierten Variante *nich* im Vorlesetext, in den Interviews und Tischgesprächen (n = 9641)

figkeit von *nich* im Vorlesetest massiv zurückgeht, auf durchschnittlich 8,8 %. Die Variante kann also durchaus kontrolliert und vermieden werden, wenn es darum geht, einen Text korrekt vorzulesen, wobei sicherlich auch die Wahrnehmung des geschriebenen Buchstaben <ɫ> eine Rolle spielt.

Für die Verbform *ist* ist die Verteilung ähnlich (98,5 % im Tischgespräch, 96,3 % im Interview), allerdings hat die Variante *is* hier auch im Vorlesetest noch einen Anteil von 23,8 %.

Eine noch größere situationsübergreifende Stabilität ist für das Lexem *jetzt* festzustellen, wo die apokopierte Variante auch beim Vorlesen noch zu knapp 73 % verwendet wird – von 128 Token dieses Wortes im Vorlesetest wurden nur 35 standardsprachlich korrekt realisiert (vgl. Abb. 5). Auf der anderen Seite gibt es auch Fälle, in denen bereits im Interview ein starker Rückgang der Gebrauchshäufigkeit festzustellen ist. Apokopierte Varianten wie *sons* oder *ers* werden von einigen Gewährsfrauen in dem formelleren Interviewkontext stärker vermieden als im Tischgespräch.

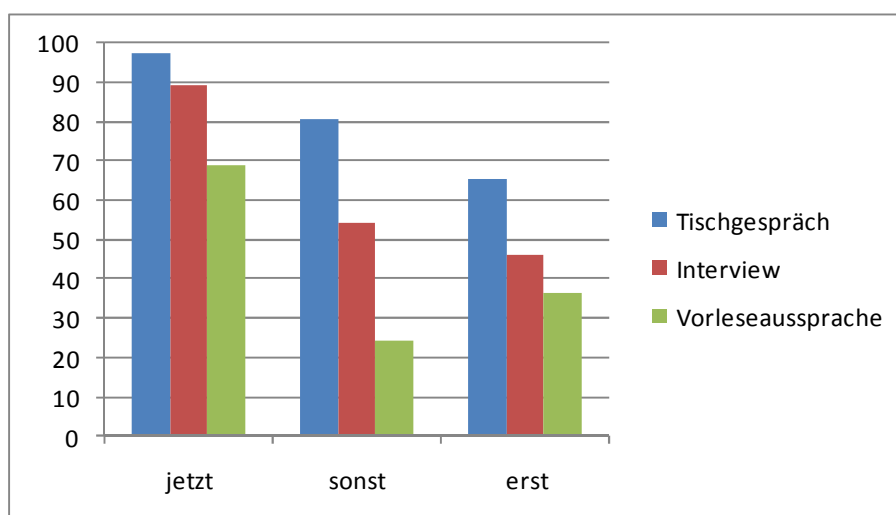


Abbildung 5: Anteil apokopierter Varianten bei den Lexemen *jetzt* (n=4223), *sonst* (n=619) und *erst* (n=713) in Prozent

Möglicherweise gibt es andere, innersprachliche Faktoren, die dafür verantwortlich sind, dass die einzelnen Lexeme eine unterschiedliche Apokopierungsaffinität besitzen. Diesen potenziellen Steuerungsfaktoren soll abschließend in Abschnitt 3.4. nachgegangen werden.

### 3.4. Innersprachliche Steuerungsfaktoren der *t*-Apokope

In der Literatur ist seit den 1980er Jahren in einer Reihe von Arbeiten möglichen Steuerungsfaktoren für die *t*-Apokope in verschiedenen germanischen Sprachen nachgegangen worden. Für das Englische prüft Gregory R. GUY (1980) auf der Grundlage eines Korpus aus William LABOVs Projekt zur gesprochenen Sprache in Philadelphia einige Faktoren, die die Tilgung von auslautendem *-t* begünstigen könnten.<sup>7</sup> Als potenzielle innersprachliche Einflussfaktoren nennt er die morphologische Struktur (z. B. *-t* in Flexiven vs. *-t* im Auslaut des Wortstamms), die Qualität des nachfolgenden und des vorangehenden Lautsegments, die Betonungsverhältnisse, das Sprechtempo und den Umfang des auslautenden Konsonantenclusters. Hierbei fasst er die Ergebnisse seiner eigenen und früherer Untersuchungen von LABOV, WOLFRAM und FASOLD zusammen. Im selben Forschungskontext steht die Untersuchung von Helene NEU (1980), die anhand eines Korpus von jeweils zehnmütigen Aufnahmen spontanen Sprachgebrauchs von 15 Gewährspersonen statistische Analysen zur *t*-Apokope durchführt (n=2217) und hierbei die meisten der von GUY angeführten Faktoren überprüft.

In Bezug auf das Niederländische haben Antonie GOEMAN und Piet VAN REENEN eine umfassende Analyse zur *t*-Apokope vorgelegt (GOEMAN 1999, Kap. 6). Zugrunde liegen Aufnahmen westniederländischer Dialekte aus den Jahren 1980–84 (ebd., 161). Die Daten dokumentieren kein freies Sprechen, vielmehr wurde den Gewährspersonen eine Wortliste mit 1800 Items dargeboten, die mündlich in den Dialekt übersetzt werden sollten. Insgesamt wurden die Fragebögen von 52 Gewährspersonen ausgewertet (n=8659). GOEMAN und VAN REENEN überprüfen zwei Parameter, die sich teilweise mit einigen der bei GUY (1980) angesetzten Parametern decken: die konzeptuelle bzw. phonische Prominenz und die artikulatorische Komplexität. Darüber hinaus testen sie auch den Zusammenhang zwischen dem Auftreten der *t*-Apokope und der Tokenfrequenz.

Für den deutschsprachigen Raum hat Joachim HERRGEN (2005, 285–291) das Auftreten der *t*-Apokope in pfälzischen und alemannischen Dialekten untersucht, auf der Grundlage der Daten des Digitalen Wenker-Atlases im Vergleich mit den Befunden aus drei neueren Regionalatlanten.<sup>8</sup> HERRGEN versucht am Beispiel der Verbform *hast* (2. Ps. Sg. Präs.) zu belegen, dass die *t*-Tilgung die Kontrastivität im Flexionsparadigma erhöht, da hierdurch „die morphologischen Kontraste zwischen den Flexionsformen deutlicher markiert werden“ (ebd., 288–290); dies betrifft vor allem die Abgrenzung der 2. von der 3. Ps. Sg. wie in *du hosch* (< *hoscht*) vs. *er hot*. Durch die *t*-Tilgung werde zugleich auch ein „Paradigmenausgleich in Richtung auf eine einheitliche Morphemstruktur CVC vollzogen“ (ebd.).

7 GUY (1980) berücksichtigt alle Fälle von phonischem *-t* im Auslaut, also auch graphisches <-d> wie in *walked, fished*.

8 Herangezogen wurde der ‚Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben‘, der ‚Südwestdeutsche Sprachatlas‘ und der ‚Mittelrheinische Sprachatlas‘.

Eine besondere Aufmerksamkeit wird in der Forschungsdiskussion der 3. Ps. Sg. des Verbs *brauchen* gewidmet, die in der gesprochenen Alltagssprache häufig in der apokopierten Form *er/sie brauch* erscheint. Hier wurde u. a. von Gabriele DIEWALD (1997, 116) und Heiko GIRNTH (2000, 115–136) die These vertreten, dass die *t*-Apokope in diesem Falle morphologisch bedingt sei und einen Wechsel von *brauchen* in die Klasse der Modalverben indiziere, die in der 3. Ps. Sg. ebenfalls kein auslautendes *-t* enthalten. Gestützt wird diese Hypothese durch den Wegfall des *zu* (*Das brauchst du nicht tun*), der ebenfalls eine „Annäherung an die formalen Eigenschaften der Modalverben“ darstelle (DIEWALD 1997, 116). Demgegenüber gehen Péter MAITZ und Krisztián TRONKA (2009, 190) davon aus, dass es sich um einen „primär phonetisch-phonologisch, nicht aber morphologisch gesteuerten Prozess“ handle, da die *t*-Apokope auch bei anderen Wortformen in der Stellung nach Frikativen auftreten könne. Hierbei vermuten sie, dass auslautendes *-t* vor allem bei geringer Akzentuierung der betreffenden Silbe getilgt werde („Der Abbau der Form ist unter Akzentlosigkeit eher erwartbar als unter Akzent“, MAITZ/TRONKA 2009, 197). Beide Thesen werden allerdings nicht durch eigene Analysen überprüft, „wegen der gegenwärtig bescheidenen Lage entsprechender spontansprechsprachlicher Korpora“ (ebd., 198).

Nach Sichtung der Literatur sind somit zur Klärung der Frage, unter welchen Umständen eine *t*-Apokopierung mit besonderer Wahrscheinlichkeit eintritt, vor allem folgende innersprachliche Parameter in Betracht zu ziehen:<sup>9</sup>

- 1) Tokenfrequenz
- 2) Umfang des Konsonantenclusters
- 3) Qualität des linken Lautkontexts
- 4) Qualität des rechten Lautkontexts
- 5) Akzentverhältnisse
- 6) Morphologische Struktur
- 7) Kontrastivität im Paradigma

Mit dem SiN-Korpus sind ideale Bedingungen für eine systematische Überprüfung dieser Einflussfaktoren gegeben. Aus arbeitsökonomischen Gründen wurden diese Kontextanalysen nur für das Korpus der Tischgespräche durchgeführt. Für die einzelnen Faktoren werden zunächst die Ergebnisse der quantitativen Auswertung dargestellt, bei denen die relative Häufigkeit von nicht-apokopierten und apokopierten Varianten unter bestimmten Rahmenbedingungen berechnet wurde. Zur Absicherung dieser Analysen wurde darüber hinaus eine Regressionsanalyse (*ordinary least*

---

<sup>9</sup> Der von GUY (1980, 9) genannte (aber wegen der Unsicherheit der Messverfahren nicht überprüfte) Parameter Sprechtempo wurde bisher in keiner Untersuchung berücksichtigt. Er kann auch in der vorliegenden Studie nicht einbezogen werden.

*squares*-Regression) durchgeführt, durch die der Einfluss des jeweiligen Parameters unter Konstanthaltung der anderen Parameter bemessen werden kann.<sup>10</sup>

### 3.4.1. Tokenfrequenz

Angesichts der hohen Apokopierungswerte für die jeweils hochfrequenten Wortformen *ist* und *nicht* liegt die Annahme nahe, dass eine hohe Tokenfrequenz das Auftreten von apokopierten Formen begünstigt. In der Forschungsliteratur ist diese Hypothese jedoch nur selten anhand eines größeren Korpus untersucht worden. Die wohl umfassendste Analyse hierzu ist innerhalb der bereits zitierten Studie von GOEMAN und VAN REENEN für niederländische Dialekte durchgeführt worden (GOEMAN 1999, 179–184). Grundlage bildete die Untersuchung von 136 Wortformen aus den Verbkategorien 2./3. Ps. Sg. Präs. (*jij/hij koopt* ‘du kaufst/er kauft’), Partizip Präteritum (*gemaakt* ‘gemacht’) und Prät. Sg. unregelmäßiger Verben (*jij wist* ‘du wusstest’, *jij dacht* ‘du dachtest’) sowie aus der Gruppe der Substantive und Adjektive (*helft* ‘Hälfte’, *slecht* ‘schlecht’) und der regelmäßigen Superlativformen (*armst* ‘ärmstes’, *slechtst* ‘schlechtestes’). Die Autoren konnten für die Verben der 2./3. Ps. Sg. sowie für die Präteritumformen der unregelmäßigen Verben einen positiven Zusammenhang zwischen der Tokenfrequenz und dem Auftreten der *t*-Apokope nachweisen, der sich bei Verben mit dem finalen Cluster [st] und [xt] als signifikant erweist. So ist bei hochfrequenten Wortformen wie *moest* ‘musste’, *zegt* ‘sagt’ oder *dacht* ‘dachte’ die *t*-Apokope deutlich häufiger belegt (27–42 %) als bei selteneren Wortformen wie *vliegt* ‘fliegt’, *buigt* ‘biegt’ oder *dorst* ‘wagte’ (10–17 %) (ebd., 182, Tab. 8). Allerdings hat das Adjektiv *echt* trotz seiner hohen Tokenfrequenz (134 Belege) nur einen geringen Apokopierungsanteil, ebenso wie die Superlativformen, was die Autoren auf die starke „Expressivität“ dieser Wortformen zurückführen, die eine Apokopierung verhindere (ebd., 183). Eine hohe Tokenfrequenz ist also nicht in allen Fällen ausschlaggebend für die Tilgung des Dentals, da andere Parameter intervenieren können.

Im Rahmen der vorliegenden Analyse wurden zunächst sämtliche Wortformen überprüft, die auf ein *-t* auslauten und mindestens 100-mal im Korpus der 122 hochdeutschen Tischgespräche belegt sind. Es handelt sich um folgende 16 Fälle:

Lexem/Wortform	Tokenzahl	Anteil der apokopierten Belege
1. <i>ist</i>	3856	98,5 % (3795)
2. <i>nicht</i>	3386	97,5 % (3080)
3. <i>jetzt</i>	1647	97,2 % (1590)
4. <i>gesagt</i>	410	16,1 % (66)
5. <i>erst</i>	340	65,6 % (223)
6. <i>sagt</i>	336	7,4 % (25)

10 Für die Durchführung dieser statistischen Analysen danke ich ganz herzlich meiner Kollegin Dr. Jana Brunner, SiN-Mitarbeiterin am Standort Potsdam.

7. <i>gemacht</i>	228	10,1 % (23)
8. <i>gibt</i>	219	22,8 % (50)
9. <i>hast</i>	218	49,1 % (107)
10. <i>sonst</i>	211	80,6 % (170)
11. <i>vielleicht</i>	193	29,5 % (57)
12. <i>macht</i>	188	8,0 % (15)
13. <i>kannst</i>	153	79,7 % (122)
14. <i>überhaupt</i>	134	41,8 % (55)
15. <i>gedacht</i>	107	21,5 % (23)
16. <i>musst</i>	104	44,2 % (46)

Die Auswertung bestätigt zunächst, dass es keinen einfachen Zusammenhang zwischen der Auftretenshäufigkeit von Wortformen und deren Apokopierung gibt. Zwar ist bei den drei bei weitem am häufigsten belegten Wortformen auf *-t* (*ist*, *nicht*, *jetzt*) auch eine hohe Apokopierungsquote festzustellen, blickt man jedoch auf die nächsthäufigeren Wortformen der Plätze 4 bis 16, so wird erkennbar, dass neben der Tokenfrequenz auch die Frage von Bedeutung ist, in welchem Kontext das auslautende *-t* auftritt (im Suffix *-st*, im Suffix *-t* oder als Teil des Wortstamms). Bei den Verbformen der 2. Ps. Sg. (*hast*, *kannst*, *musst*, 44–80 %) sind die Apokopierungswerte deutlich höher als bei den Formen des Partizips Präteritum (*gesagt*, *gemacht*, *gedacht*, 10–22 %) und der 3. Ps. Sg. (*sagt*, *gibt*, *macht*, 7–23 %). Auch die Zahlen für die Adverbien *erst*, *sonst*, *vielleicht*, *überhaupt* (29–81 %) liegen auf einem relativ hohen Niveau. Für eine sinnvolle Überprüfung des Einflusses der Tokenfrequenzen erscheint es somit notwendig, eine Reihe von Subkategorien zu definieren, für die jeweils gesondert das Verhältnis von Vollformen und apokopierten Formen berechnet wird. Es wurden daher folgende Kategorien unterschieden, die im Folgenden jeweils getrennt analysiert werden:

- *t*-Apokope bei den Verbformen der 2. Ps. Sg. (Präs. oder Prät.)
- *t*-Apokope bei den Verbformen der 3. Ps. Sg. Ind. Präs.
- *t*-Apokope bei den Verbformen im Partizip Präteritum
- *t*-Apokope bei Substantiven
- *t*-Apokope bei Adjektiven und Adverbien

Ausgeklammert werden im Folgenden die Wörter *nicht*, *ist* und *jetzt*, da hier die Apokopeformen so stark dominieren, dass eine Überprüfung weiterer Einflussfaktoren nicht sinnvoll erscheint. Die Apokope tritt hier in allen untersuchten Folgekontexten auf, und die Formen *is* und *nich* werden selbst dort gebraucht, wo sie basisdialektal nicht gestützt werden, z. B. in den Regionen, in denen der Basisdialekt die Form *nit* aufweist (am südlichen Niederrhein).

Bei den Verben der 2. Ps. Sg. ist ein tendenzieller Zusammenhang zwischen der Tokenfrequenz und dem Auftreten der *t*-Apokopierung zu erkennen. Gliedert man die 132 im Korpus auftretenden Verbformen (1119 Token) nach dem Kriterium

ihrer Tokenfrequenz in vier Gruppen, so lässt sich für die Gruppe 4 (Verben mit der geringsten Tokenfrequenz) ein um etwa 10 Prozentpunkte geringerer Anteil von Apokopierungsformen nachweisen als für die anderen drei Gruppen:

Verbformen der 2. Ps. Sg.	Gruppe 1: > 100 Token	Gruppe 2: 20–99 Token	Gruppe 3: 4–19 Token	Gruppe 4: 1–3 Token
Anzahl der Verbformen:	3 ( <i>hast, kannst, musst</i> )	9 (z. B. <i>bist, willst, kriegst, brauchst, weißt</i> )	22 (z. B. <i>sollst, sagst, darfst, nimmst, siehst</i> )	98 (z. B. <i>heißt, isst, gibst, mixt, wärst, lachst</i> )
Gesamttokenzahl:	n=475	n=313	n=202	n=129
Apokopierungsanteil:	57,9 % (275 Token)	59,1 % (185 Token)	57,9 % (117 Token)	46,5 % (60 Token)

Für die Gruppen 1–3 lassen sich allerdings trotz der stark unterschiedlichen Tokenzahlen keine größeren Differenzen im Anteil der Apokopierung erkennen.

Bei den Verben der 3. Ps. Sg. (175 Verbformen, 1688 Token) lässt sich kein Zusammenhang zwischen der Tokenfrequenz und dem Grad der Apokopierung nachweisen; vielmehr ist hier in der Gruppe der mittelhäufig belegten Wortformen (20–99 Token) ein besonders hoher Apokopierungsanteil festzustellen:

Verbformen der 3. Ps. Sg.	Gruppe 1: > 100 Token	Gruppe 2: 20–99 Token	Gruppe 3: 4–19 Token	Gruppe 4: 1–3 Token
Anzahl der Verbformen:	3 ( <i>sagt, gibt, macht</i> )	12 (z. B. <i>heißt, schmeckt, kriegt, braucht, spricht</i> )	29 (z. B. <i>lässt, bringt, fängt, merkt, riecht</i> )	131 (z. B. <i>liest, benutzt, nervt, raucht, reißt</i> )
Gesamttokenzahl:	n=743	n=499	n=274	n=172
Apokopierungsanteil:	12,1 % (90 Token)	20,1 % (100 Token)	10,9 % (30 Token)	10,4 % (18 Token)

Die bei GOEMAN (1999) für die Verben der 3. Ps. Sg. beschriebene Tendenz lässt sich somit für die norddeutsche Alltagssprache nicht bestätigen.

Bei den Formen des Partizips Präteritum wiederum (276 Verbformen, 1635 Token) ist der Anteil der Apokopen gerade in der Gruppe der mittelhäufig belegten Wortformen (20–99 Token) besonders gering, während zwischen den hochfrequenten Wortformen der Gruppe 1 und den niedrigfrequenten der Gruppe 4 kein signifikanter Unterschied im Apokopierungsgrad festzustellen ist:



Verbformen im Partizip Präteritum	Gruppe 1: > 100 Token	Gruppe 2: 20–99 Token	Gruppe 3: 4–19 Token	Gruppe 4: 1–3 Token
Anzahl der Verbformen:	3 ( <i>gesagt, gemacht, gedacht</i> )	6 (z. B. <i>gehabt, gefragt, gekriegt, gekauft, geguckt</i> )	32 (z. B. <i>gebracht, überlegt, gezeigt, geschafft, geschickt</i> )	235 (z. B. <i>abgeguckt, angemacht, besetzt, gepflegt, eingepackt</i> )
Gesamttokenzahl:	n=745	n=324	n=241	n=325
Apokopierungsanteil:	15,0 % (112 Token)	12,3 % (40 Token)	15,4 % (37 Token)	16,0 % (52 Token)

Für die Gruppe der Substantive ist gerade bei den häufigsten Lexemen (*Nacht, Licht*) der geringste Anteil an Apokopierungen festzustellen:

Substantive	Gruppe 1: > 100 Token	Gruppe 2: 20–99 Token	Gruppe 3: 4–19 Token	Gruppe 4: 1–3 Token
Anzahl der Wortformen:	–	2 ( <i>Nacht, Licht</i> )	35 (z. B. <i>Arzt, Angst, Lust, Rest, Post, Recht, Stift</i> )	157 (z. B. <i>Fest, Apfelsaft, Brust, Gast, Geschäft</i> )
Gesamttokenzahl:	–	n=48	n=303	n=213
Apokopierungsanteil:	–	6,3 % (3 Token)	24,1 % (73 Token)	17,8 % (38 Token)

Für die hochfrequenten Adverbien *erst, sonst, vielleicht, überhaupt* ist der Apokopierungsanteil recht hoch (57,5 %), ansonsten lässt sich jedoch zwischen den drei anderen Gruppen keine systematische Abstufung erkennen:

Adjektive und Adverbien	Gruppe 1: > 100 Token	Gruppe 2: 20–99 Token	Gruppe 3: 4–19 Token	Gruppe 4: 1–3 Token
Anzahl der Wortformen:	4 ( <i>erst, sonst, vielleicht, überhaupt</i> )	8 ( <i>echt, schlecht, acht, oft, fast, selbst, direkt, unbedingt</i> )	9 ( <i>leicht, recht, dicht, einst, längst, zumindest, feucht, verrückt, zu-recht</i> )	33 (z. B. <i>bewusst, dreist, nächst, zuletzt, beleidigt, beliebt, betäubt</i> )
Gesamttokenzahl:	n=878	n=385	n=63	n=55
Apokopierungsanteil:	57,5 % (505 Token)	18,7 % (72 Token)	27,0 % (17 Token)	20,0 % (11 Token)

Insgesamt lässt die quantitative Analyse keinen besonders ausgeprägten Zusammenhang zwischen der Tokenfrequenz und dem Auftreten von Apokopierungsvarianten erkennen. Ein anderes Ergebnis erbringt hier allerdings die Regressionsanalyse. Wenn alle übrigen potenziellen Einflussfaktoren konstant gehalten werden, erweist sich die Tokenfrequenz als ein signifikanter Einflussfaktor ( $p < .003$ ). Das folgende Diagramm (Abb. 6) zeigt die berechnete Auftretenshäufigkeit der *t*-Apokope bei Konstanthaltung der Parameter Wortformenkategorie (hier: 3. Ps. Sg.), linker Kontext (hier: S = Sibilant), Lautkomplexität (hier: 2 = V+K+K+<ϕ>), rechter Kontext (hier: F = Frikativ) und Akzent (hier: 0 = Akzent nicht auf der Silbe). Unter gleichbleibenden Bedingungen steigt die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Apokopen mit zunehmender Tokenfrequenz (von Gruppe 1: Wortformen mit 1–3 Token bis Gruppe 4: Wortformen mit über 100 Token) linear an. Die hier veranschaulichte Tendenz trifft in gleicher Weise auch für die anderen definierbaren Bedingungen zu. Dies bestätigt einige der Ergebnisse GOEMANS (1999) für die niederländischen Dialekte.

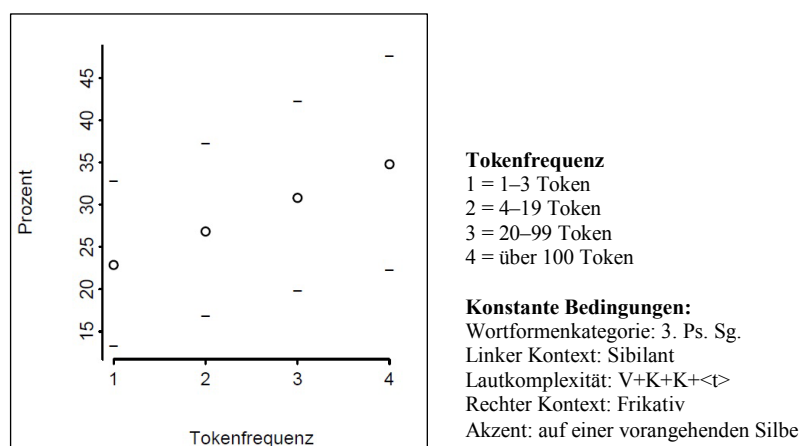


Abbildung 6: Partielle Effekte des Regressionsmodells für den Parameter Tokenfrequenz

### 3.4.2. Umfang des Konsonantenclusters

GUY (1980, 9) formuliert die Hypothese, dass der Umfang des auslautenden Konsonantenclusters das Auftreten der *t*-Apokope begünstigt, verzichtet jedoch auf eine Analyse, da Wortformen des Typs *mixed*, *instinct* oder *risked* mit komplexem, aus drei finalen Konsonanten bestehendem Cluster ([ksd], [ŋkt], [skd]) in seinem Korpus zu selten belegt seien und es sich seiner Einschätzung nach um ein *minor constraint* handle. GOEMAN (1999, 168) nennt die Hypothese ebenfalls, überprüft sie

allerdings nur unter Einbeziehung des nachfolgenden Kontexts, insofern ein aus zwei Komponenten bestehender Cluster  $K+\langle t \rangle$  wie in *spricht* [çt] vor Konsonanten zu einem komplexeren Cluster  $K+\langle t \rangle+K$  (*spricht kurz* [çtk]) oder  $K+\langle t \rangle+K+K$  (*spricht klar* [çtkl]) erweitert wird. Diese Zusammenhänge mit dem Folgekontext werden unten in Abschnitt 3.4.4. untersucht.

In Bezug auf die Tischgespräche aus dem SiN-Projekt wurden hinsichtlich des auslautenden Konsonantenclusters drei Komplexitätsstufen unterschieden:<sup>11</sup>

- Komplexität 1:  $V+K+\langle t \rangle$  (Beispiele: *ha-s-t*, *mu-ss-t*, *brau-ch-t*, *gera-ff-t*, *pfusch-t*, *lo-b-t*, *Se-k-t*, *geha-ck-t*, *Konze-p-t*, *si-ng-t*, *hü-pf-t*, *verle-tz-t*).
- Komplexität 2:  $V+K+K+\langle t \rangle$  (Beispiele: *A-r-z-t*, häufig bei der 2. Ps. Sg.: *ka-nn-s-t*, *wi-ll-s-t*, *wi-r-s-t*, *brau-ch-s-t*, *fä-ll-s-t*, *hā-l-ts-t*, *schwī-mm-s-t*, *Sa-n-k-t*).
- Komplexität 3:  $V+K+K+K+\langle t \rangle$  (Beispiele: *se-l-b-s-t*, *de-n-k-s-t*).

Aufgrund des hohen Analyseaufwands musste hier wie in den folgenden Abschnitten auf ein nochmaliges Abhören der Belege und damit auf eine phonetische Kontextanalyse verzichtet werden. Die vorgenommenen Klassifikationen beziehen sich vielmehr auf die verwendeten Graphien. In Hinblick auf die Feststellung der Komplexität des auslautenden Konsonantenclusters ist dies größtenteils unproblematisch, da die Konsonantengraphien in der Regel auch eine konsonantische Lautqualität indizieren. Lediglich der Graphie  $\langle r \rangle$  dürfte häufig ein vokalisiertes *r* (bzw. eine Ersatzdehnung des vorangehenden Vokals) entsprechen (*Arzt* [a:tst], *fährst* [fe:rəst], *lernst* [lɛənst]). Da diese Fälle aber auf alle drei Komplexitätskategorien verteilt sind, ist hierdurch keine Verzerrung der Ergebnisse zu erwarten.

Bei den Verbformen der 2. Ps. Sg. mit der Struktur  $V+K+K+\langle t \rangle$  ist ein um ca. 13 Prozentpunkte höherer Anteil an Apokopen festzustellen als bei den Verbformen mit der Struktur  $V+K+\langle t \rangle$ . Dies stützt die Hypothese einer tendenziellen Zunahme von Apokopierungen bei komplexerem Konsonantencluster im Auslaut. Die wiederum geringeren Werte für die Verbformen mit der Struktur  $V+K+K+K+\langle t \rangle$  sind aufgrund der geringen Belegzahlen wenig aussagekräftig:

Verbformen der 2. Ps. Sg.	Gruppe 1: $V+K+\langle t \rangle$	Gruppe 2: $V+K+K+\langle t \rangle$	Gruppe 3: $V+K+K+K+\langle t \rangle$
Anzahl der Verbformen:	44 (z. B. <i>arbeitest</i> , <i>bist</i> , <i>frisst</i> , <i>gehst</i> , <i>hast</i> )	80 (z. B. <i>ahnst</i> , <i>bringst</i> , <i>erzählst</i> , <i>fliegst</i> , <i>gibst</i> )	8 (z. B. <i>darfst</i> , <i>denkst</i> , <i>lernst</i> , <i>merkst</i> , <i>nervst</i> )
Gesamttokenzahl:	n=563	n=527	n=29
Apokopierungsanteil:	50,6 % (285 Token)	63,9 % (337 Token)	51,7 % (15 Token)

<sup>11</sup> Graphien wie  $\langle ch \rangle$ ,  $\langle sch \rangle$ ,  $\langle ng \rangle$ ,  $\langle ff \rangle$ ,  $\langle nn \rangle$ ,  $\langle pf \rangle$ ,  $\langle tz \rangle$  usw. werden nur als ein Konsonant gewertet, da sie ein einziges Phon bezeichnen.

Ein vergleichbarer Zusammenhang lässt sich bei den Verbformen der 3. Ps. Sg. nicht nachweisen; allerdings sind dort die Zahlenwerte für Verben mit komplexerem Auslautcluster recht gering:

Verbformen der 3. Ps. Sg.	Gruppe 1: V+K+<ɪ>	Gruppe 2: V+K+K+<ɪ>	Gruppe 3: V+K+K+K+<ɪ>
Anzahl der Verbformen:	144 (z. B. <i>bricht, fetzt, heißt, mischt, neigt</i> )	31 (z. B. <i>blinkt, bremst, färbt, hilft, nervt</i> )	–
Gesamttokenzahl:	n=1606	n=82	–
Apokopierungsanteil:	14,2 % (228 Token)	12,2 % (10 Token)	–

Beim Partizip Präteritum ist eine leichte Tendenz zur Präferenz apokopierter Formen bei komplexerem Konsonantencluster nachzuweisen:

Verbformen im Partizip Präteritum	Gruppe 1: V+K+<ɪ>	Gruppe 2: V+K+K+<ɪ>	Gruppe 3: V+K+K+K+<ɪ>
Anzahl der Verbformen:	246 (z. B. <i>abgeblockt, besetzt, bewegt, gehabt, gekriegt</i> )	30 (z. B. <i>beharkt, erforscht, gefolgt, geknipst, gewürzt</i> )	–
Gesamttokenzahl:	n=1584	n=51	–
Apokopierungsanteil:	14,6 % (232 Token)	17,6 % (9 Token)	–

Deutlich klarer tritt diese Tendenz bei den Substantiven hervor, wo die Wortformen mit komplexem Konsonantencluster mehr als doppelt so viele Apokopierungen aufweisen wie diejenigen mit einfachem Cluster:

Substantive	Gruppe 1: V+K+<ɪ>	Gruppe 2: V+K+K+<ɪ>	Gruppe 3: V+K+K+K+<ɪ>
Anzahl der Wortformen:	143 (z. B. <i>Ab-sicht, Dialekt, Geschäft, Hör-test, Predigt</i> )	50 (z. B. <i>Angst, Arzt, Backobst, Herzinfarkt, Gespenst, Wurst</i> )	1 ( <i>Herbst</i> )
Gesamttokenzahl:	n=402	n=154	n=8
Apokopierungsanteil:	14,2 % (57 Token)	33,8 % (52 Token)	62,5 % (5 Token)

Noch stärker ist der Einfluss der Komplexität des Konsonantenclusters bei den Adjektiven und Adverbien beobachtbar. Hier werden die Apokopierungsformen bei den

Wortformen in Gruppe 2 und 3 fast dreimal so häufig gebraucht wie bei denen in Gruppe 1:

Adjektive und Adverbien	Gruppe 1: V+K+<ϕ>	Gruppe 2: V+K+K+<ϕ>	Gruppe 3: V+K+K+K+<ϕ>
Anzahl der Wortformen:	40 (z. B. <i>acht, bekloppt, dauerhaft, direkt, echt</i> )	12 (z. B. <i>erst, längst, nächst, prompt, sonst</i> )	1 ( <i>selbst</i> )
Gesamttokenzahl:	n=753	n=595	n=33
Apokopierungsanteil:	23,6 % (178 Token)	67,9 % (404 Token)	69,7 % (23 Token)

Das Ergebnis der Auswertung bestätigt insgesamt die These, dass die Wahrscheinlichkeit einer *t*-Apokope mit zunehmendem Umfang des auslautenden Konsonantenclusters zunimmt. Die statistische Analyse untermauert dieses Ergebnis (Abb. 7). Die Komplexität des Konsonantenclusters hat einen signifikanten Einfluss auf den Gebrauch der *t*-Apokope ( $p < .003$ ), d. h. wenn die Parameter Wortformenkategorie, Tokenfrequenz, linker Kontext, rechter Kontext und Akzent konstant gehalten werden, steigt die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Apokopen mit zunehmendem Umfang des auslautenden Konsonantenclusters.

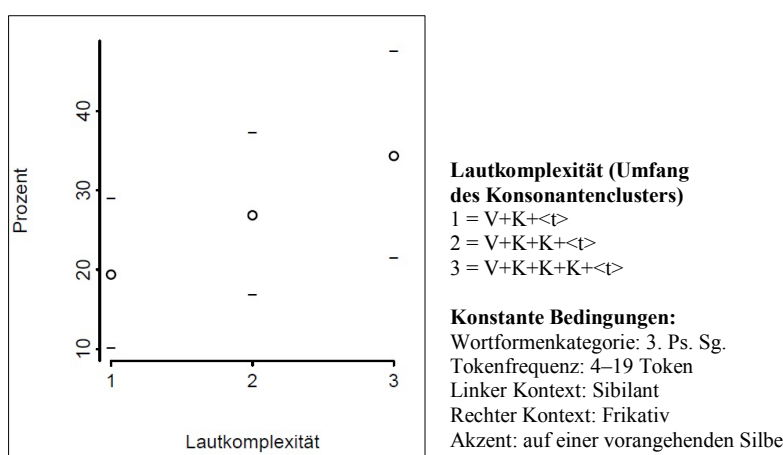


Abbildung 7: Partielle Effekte des Regressionsmodells für die Variable Lautkomplexität (Umfang des Konsonantenclusters)

### 3.4.3. Qualität des linken Lautkontexts

In der germanistischen Forschung wurde gelegentlich die These vertreten, dass die Apokope von auslautendem *t* insbesondere durch die Stellung nach Frikativ begünstigt

tigt werde (zuletzt MAITZ/TRONKA 2009, 193). Dies lässt sich mit Blick auf die Ergebnisse zu den Nachbarsprachen Englisch und Niederländisch nicht pauschal bestätigen. Für das Englische unterscheidet NEU (1980, 49f.) zwischen Sibilanten [s, z, ʃ] und anderen Frikativen [ç, f] und stellt im Kontext nach Sibilanten eine starke Tendenz zur *t*-Apokope fest (44,2 % bei Männern, 29,4 % bei Frauen; vgl. auch GUY 1980, 8, 29), während nach sonstigen Frikativen und nach Liquiden kaum apokopiert wird (im Schnitt 2,7 bis 6,4 %). Darüber hinaus konstatiert sie auch einen relativ hohen Anteil an *t*-Apokopen nach Plosiven und Nasalen (25,7 bis 33,4 %). Dies bestätigen auch die Ergebnisse von GOEMAN (1999, 175–177), der bemerkt, dass sich die Frequenz der *t*-Apokopen nach den Frikativen [x] und [f] nicht signifikant von der nach den Plosiven [k] und [p] unterscheidet. Anders als NEU (1980) stellt GOEMAN (1999, 176f.) allerdings einen geringeren Apokopierungsgrad für den Auslautcluster [st] als für die Cluster [ft, xt] bzw. [pt, kt] fest.

Angesichts der widersprüchlichen Aussagen in der Forschung erscheint es ratsam, bei der Analyse des SiN-Materials folgende linke Kontexte zu differenzieren:

- Sibilant: <ɤ> nach <s, β, sch>, z. B. *gerast, schmeißt, mischt* sowie alle Verbformen der 2. Ps. Sg. Präs. auf *-st*,
- nicht-sibilantischer Frikativ: <ɤ> nach <ch, f>, z. B. *raucht, bricht, gerafft*,
- Plosiv: <ɤ> nach <b, c (in englischen Wörtern), k, ck, p>, z. B. *lobt, Impact, Sekt, gehackt, Konzept*,
- Affrikata: <ɤ> nach <pf, z, tz, tsch>, z. B. *hüpft, Arzt, verletzt, lutscht*.

Der Kontext <g> bleibt ausgeklammert, da <g> in der Alltagssprache als Plosiv oder Frikativ realisiert werden kann, z. B. *liegt* als [li:kt] oder [li:çt], *gewagt* als [gəva:kt] oder [gəva:xt]. Ebenso unberücksichtigt blieben als linke Kontexte alle Vokale sowie <l>, <r> und <n>, da hier im Hochdeutschen ein *t*-Ausfall nicht erwartbar ist (vgl. oben Abschnitt 3.1.).

Bei den Verbformen der 2. Ps. Sg. besteht der linke Kontext fast immer aus dem Sibilanten [s], so dass hier keine vergleichende Analyse möglich ist. Der Anteil der Apokopierungen liegt hier bei 56,9 % (635 von 1116 Token). In drei Fällen liegt als linker Kontext eine Affrikate vor (*heizt, sitzt, festsetzt*).

Auch die Analyse der Verbformen der 3. Ps. Sg. belegt eine starke Apokopierungstendenz nach Sibilanten. Hier liegt der Anteil der Apokopen um 7,6 Prozentpunkte höher als nach anderen Frikativen. Dies bestätigt tendenziell die Ergebnisse von NEU (1980) zum Englischen. Auch sind die Anteile der Apokopen nach Plosiv in etwa genauso hoch wie nach Sibilanten, ähnlich wie es NEU (1980) für das Englische und GOEMAN (1999) für das Niederländische nachgewiesen hatten. Wiederum doppelt so hoch ist der Anteil der Apokopierungen nach Affrikata (36,5 %), wo sich möglicherweise derselbe Effekt auswirkt, der bereits für komplexere Konsonantencluster beobachtet werden konnte:

Verbformen der 3. Ps. Sg.	Gruppe 1: Nach Sibilant	Gruppe 2: Nach Frikativ	Gruppe 3: Nach Plosiv	Gruppe 4: Nach Affrikata
Anzahl der Verbformen:	24 (z. B. <i>bremst, heißt, wächst, mischt, rauscht</i> )	38 (z. B. <i>anruft, hilft, gleicht, kocht, lacht</i> )	58 (z. B. <i>blinkt, färbt, guckt, klappt, steckt</i> )	18 (z. B. <i>fetzt, glänzt, quatscht, schimpft</i> )
Gesamttokenzahl:	n=180	n=453	n=464	n=63
Apokopierungsanteil:	18,9 % (34 Token)	11,3 % (51 Token)	18,5 % (86 Token)	36,5 % (23 Token)

Bei den Verbformen des Partizips Präteritum zeigen sich die gleichen Tendenzen. Zum einen wird nach Sibilanten um 8,6 Prozentpunkte häufiger apokopiert als nach sonstigen Frikativen, zum anderen liegt der Anteil nach Affrikata relativ hoch:

Verbformen im Partizip Präteritum	Gruppe 1: Nach Sibilant	Gruppe 2: Nach Frikativ	Gruppe 3: Nach Plosiv	Gruppe 4: Nach Affrikata
Anzahl der Verbformen:	33 (z. B. <i>gelöst, erforscht, gefliest, vermischt</i> )	52 (z. B. <i>bedacht, gereicht, genervt, getauft, gekauft</i> )	84 (z. B. <i>abgeblockt, bedankt, betäubt, gedippt, gehakt</i> )	48 (z. B. <i>abgelutscht, ausgesetzt, bekämpft, geheizt, unterstützt</i> )
Gesamttokenzahl:	n=53	n=558	n=280	n=68
Apokopierungsanteil:	22,6 % (12 Token)	14,0 % (78 Token)	15,4 % (43 Token)	20,6 % (14 Token)

Diese Verteilung bestätigt sich auch für den Auslaut der Substantive:

Substantive	Gruppe 1: Nach Sibilant	Gruppe 2: Nach Frikativ	Gruppe 3: Nach Plosiv	Gruppe 4: Nach Affrikata
Anzahl der Wortformen:	68 (z. B. <i>Axt, Fest, Hörtest, Kunst, Wurst</i> )	91 (z. B. <i>Duft, Bleistift, Gehöft, Nacht, Magersucht</i> )	26 (z. B. <i>Effekt, Flohmarkt, Staatsakt, Zeitpunkt</i> )	6 ( <i>Arzt, Augenarzt, Kinderarzt, Tierarzt, Zahnarzt</i> )
Gesamttokenzahl:	n=214	n=233	n=82	n=32
Apokopierungsanteil:	26,6 % (57 Token)	8,6 % (20 Token)	26,8 % (22 Token)	46,9 % (15 Token)

Ebenso lässt sich in der Gruppe der Adjektive und Adverbien dieselbe Abfolge in der Frequenz der Apokopierungsformen finden:

Adjektive und Adverbien	Gruppe 1: Nach Sibilant	Gruppe 2: Nach Frikativ	Gruppe 3: Nach Plosiv	Gruppe 4: Nach Affrikata
Anzahl der Wortformen:	20 (z. B. <i>dreist, bewusst, ernst, erst, verarscht</i> )	20 (z. B. <i>acht, dicht, lebhaft, oft, schlecht</i> )	9 (z. B. <i>betäubt, perfekt, überhaupt, verrückt</i> )	1 ( <i>zuletzt</i> )
Gesamttokenzahl:	n=668	n=502	n=183	n=3
Apokopierungsanteil:	66,6 % (445 Token)	18,7 % (94 Token)	33,3 % (61 Token)	[66,7 %] (2 Token)

Der hohe Durchschnittswert in der Kategorie der Sibilanten (66,6 %) leitet sich vor allem von den hohen Apokopeanteilen bei *erst* (223 von 340 Belegen) und *sonst* (170 von 211 Belegen) her; doch auch wenn man diese beiden hochfrequenten Lexeme unberücksichtigt lässt, liegt der Apokopierungswert noch bei 45,6 %. Zugleich würde der durchschnittliche Apokopierungswert für die Kategorie Frikativ bei Ausklammerung der frequenten Lexeme *echt* (15 von 97 Belegen apokopiert) und *vielleicht* (57 von 193 Belegen) auf 9,4 % sinken.

Im Vergleich der vier untersuchten Kategorien ergibt sich eine eindeutige Abfolge. Die Tendenz zur Apokopierung ist am stärksten ausgeprägt nach Affrikaten sowie nach Sibilanten. Der Anteil der *t*-Apokopen nach Plosiven ist in zwei Kategorien (Verben der 3. Ps. Sg., Substantive) ähnlich hoch, in weiteren zwei Kategorien ist er geringer (Partizip Präteritum, Adjektive/Adverbien). Die geringsten Apokopierungsanteile wurden für die Stellung nach den Frikativen [x, ç, f] festgestellt. Auch dieses Ergebnis wird durch die statistische Analyse bestätigt (vgl. Abb. 8). Nach Affrikaten (A) und Sibilanten (S) ist die Wahrscheinlichkeit von *t*-Apokopen auch unter ansonsten konstanten Bedingungen signifikant größer ( $p=.001$ ) als nach Plosiven (P), nicht-sibilantischen Frikativen (F), nach dem Nasal [ŋ] (N) oder nach (meist plosivisch, manchmal frikativisch realisierten) <g>. Dass der Abstand zwischen den Apokopierungsanteilen nach Sibilant und nach Frikativ bei den Prozentzahlen der quantitativen Analyse höher ausfällt, hängt u. a. damit zusammen, dass die Kombination Sibilant + <t> besonders häufig in Lexemen mit hoher Tokenfrequenz vorkommt (*erst, hast, sonst, kannst, musst*), so dass sich bei Nicht-Konstanthaltung des Frequenzparameters zwei Faktoren akkumulieren, die eine Apokope begünstigen.



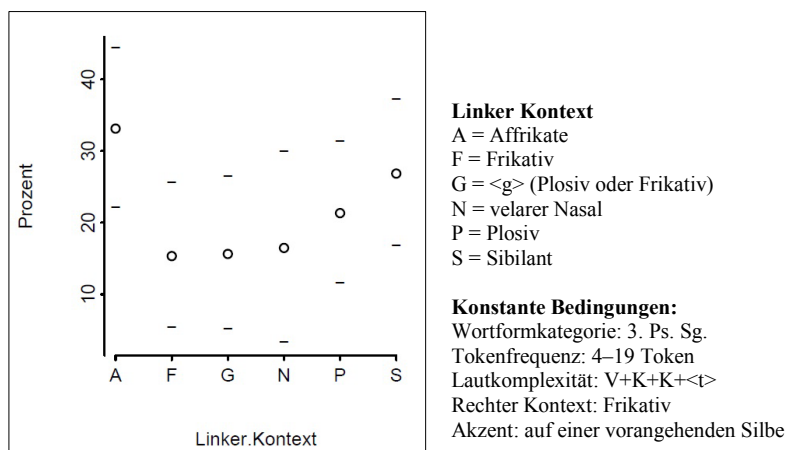


Abbildung 8: Partielle Effekte des Regressionsmodells für die Variable linker Kontext

#### 3.4.4. Qualität des rechten Lautkontexts

Nach den Befunden der Studien von GUY (1980, 7f., 29), NEU (1980, 45–47) und GOEMAN (1999, 174f.) lässt sich eine eindeutige Verteilung der *t*-Apokope in Abhängigkeit von der Qualität des Folgekontextes feststellen: Vor Konsonanten wird der Dental signifikant häufiger getilgt als vor Vokalen. NEU (1980, 45) nennt für ihr englischsprachiges Korpus Werte von durchschnittlich 35,7 % Apokopen vor Konsonanten gegenüber nur 15,8 % Apokopen vor Vokalen. Innerhalb der Gruppe der Konsonanten wiederum kommt nach GUY (1980, 7f., 29) den Liquiden und Approximanten (*glides*) eine Sonderstellung zu, da sie artikulatorisch einige Gemeinsamkeiten mit den Vokalen aufweisen und daher mittlere Apokopierungswerte aufweisen.<sup>12</sup>

In der vorliegenden Untersuchung wurden folgende Kontexte differenziert:

12 GOEMAN (1999) und GUY (1980) unterscheiden zusätzlich noch die Stellung vor einer Pause. Da bei der Verschriftlichung der Tischgespräche im SiN-Projekt Sprechpausen nicht transkribiert wurden, ist es hier nicht möglich, diesen Kontext gesondert zu berücksichtigen. Somit sind bei jedem der fünf Folgekontexte auch einige Belege enthalten, bei denen auf das auslautende *-t* eine Pause folgt. Da es keinen Grund für die Annahme gibt, dass sich die Pausen ungleichmäßig auf die verschiedenen Kontexte verteilen, ist durch die Einbeziehung dieser Belege keine Verzerrung der Ergebnisse zu erwarten, außer in der Weise, dass bei einer Ausklammerung der entsprechenden Belege wohl vor allem in den Konsonantenkategorien (Gruppe 1–4) noch etwas höhere Apokopierungswerte zu erwarten gewesen wären, da die Apokopierung in der Stellung vor Pausen vergleichsweise selten auftritt (nach GUY 1980, 29 und GOEMAN 1999, 175).

- Frikativ (inkl. Sibilanten): <t> vor <ch, c<sup>13</sup>, f, h, s, sch, v, w>, z. B. *kennst China, acht Cent, fast fertig, Mannschaft haben, echt süß, leicht Spurrillen, Post schicken, echt viele, acht Wochen*,
- Plosiv: <t> vor <b, c<sup>14</sup>, k, p, q>, z. B. *Projekt bekommen, nicht cool, Spätdienst kann, Apfelsaft Prost, hast quasi*,
- Nasal: <t> vor <m, n>, z. B. *Post muss, recht nicht*,
- Approximant: <t> vor <j>, z. B. *Nacht jetzt*,
- Vokal: <t> vor <a, e, i, o, u, ö, ü>, z. B. *direkt an, fast in, August oder, Angst um, hast über*.

Einige andere Kontexte wurden in der Analyse ausgeklammert. Grundsätzlich unberücksichtigt blieb der Kontext vor <d>, <t> oder <z>, da hier eine Verschmelzung der aufeinander treffenden homorganischen Phone erwartbar ist (*hast du* [hasdu], *musst trinken* [mʊstʁɪŋkən], *wirst zeigen* [vɪrstʃaɪɡən]), so dass eine eventuelle *t*-Apokope nicht mehr eindeutig erkennbar ist. Bei der Analyse des rechten Lautkontexts blieb darüber hinaus der Folgekontext <g> unberücksichtigt, da das anlautende *g* in der Alltagssprache in manchen Regionen (Brandenburg, Mittelpommern, südlicher Niederrhein) plosivisch oder frikativ realisiert werden kann, z. B. *gut* als [gu:t] oder [ju:t], die genaue Realisierung aber im Rahmen dieser Kontextanalyse nicht eigens ermittelt werden konnte. Aus dem gleichen Grund blieb auch die Stellung vor <r> (realisierbar als [ʁ] oder [r]) unberücksichtigt. Aufgrund zu geringer Belegzahlen wurde zudem die Stellung vor <l> ausgeklammert.

Da auf eine Angabe von Belegbeispielen in diesem Falle verzichtet werden kann, können die Ergebnisse direkt in einer Übersichtstabelle zusammengefasst werden:<sup>15</sup>

	Gruppe 1: vor Frikativ	Gruppe 2: vor Plosiv	Gruppe 3: vor Nasal	Gruppe 4: vor Approx.	Gruppe 5: vor Vokal
Verbformen der 2. Ps. Sg.	58,9 % (n=202)	59,7 % (n=72)	52,3 % (n=197)	61,9 % (n=218)	53,7 % (n=352)
Verbformen der 3. Ps. Sg.	11,6 % (n=466)	20,3 % (n=64)	21,0 % (n=243)	12,2 % (n=148)	13,0 % (n=703)
Verbformen im Partizip Präteritum	13,6 % (n=684)	23,1 % (n=65)	21,4 % (n=201)	11,8 % (n=76)	12,9 % (n=565)
Substantive	21,7 % (n=161)	27,6 % (n=29)	30,3 % (n=89)	16,7 % (n=24)	14,1 % (n=191)

13 <c> wird hier nur berücksichtigt, wenn es das Phon [s] repräsentiert.

14 <c> wird hier nur berücksichtigt, wenn es das Phon [k] repräsentiert.

15 Für die Gruppe der Adjektive und Adverbien wurde der rechte Kontext nicht ausgewertet.

Die in den zitierten Studien beschriebene Tendenz einer schwächeren Apokopierungstendenz vor Vokalen bzw. Halbvokalen (Approximanten) lässt sich durch die SiN-Daten in drei Kategorien bestätigen. Bei den Verbformen der 3. Ps. Sg. und des Partizips Präteritum sowie in der Gruppe der Substantive sind die Apokopierungsanteile vor Vokal/Approximant jeweils um ca. 7–13 Prozentpunkte geringer als vor Plosiv oder Nasal. Bei den Verbformen der 2. Ps. Sg. sind die Apokopierungswerte vor Vokal deutlich geringer als vor Plosiv und Frikativ, hier sind die Werte vor Approximanten allerdings recht hoch. Wie schon bei den vorangehenden Phänomenen treten die Verteilungen im Bereich der Substantive, wo das auslautende *t* Bestandteil des lexikalischen Morphems ist, besonders klar hervor.

In der Regressionsanalyse erweist sich der Einfluss des Parameters rechter Kontext als signifikant ( $p=.011$ ). Bei Konstanzhaltung der anderen Parameter ist der Kontext vor Vokal, aber auch vor Frikativ (F) und vor Lateral (L) besonders förderlich für den Erhalt des Dentals (vgl. Abb. 9). Am wahrscheinlichsten ist die *t*-Apokope dagegen vor Plosiv (P). Die Hauptergebnisse der quantitativen Analyse werden hierdurch im Wesentlichen bestätigt.

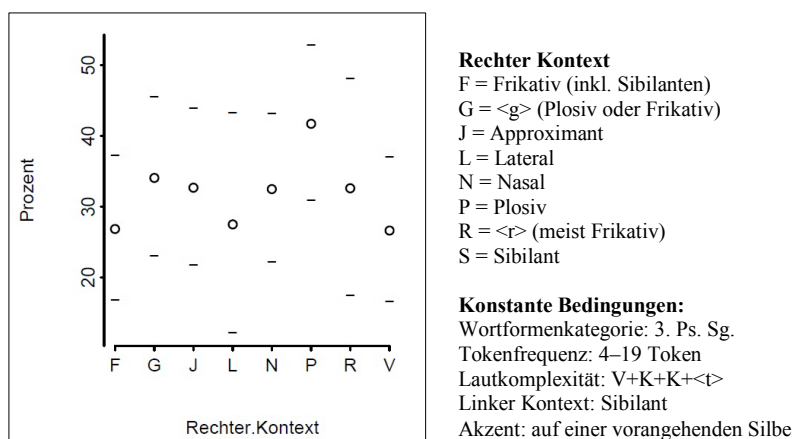


Abbildung 9: Partielle Effekte des Regressionsmodells für die Variable Rechter Kontext

### 3.4.5. Akzentverhältnisse

GUY (1980, 8) äußert, Bezug nehmend auf Ergebnisse von FASOLD, die Erwartung, dass „unstressed syllables are more likely to be subject to final /t, d/ deletion than are stressed ones“, geht dieser Frage aber ebensowenig nach wie GOEMAN (1999). Auch für das Deutsche wurde die Vermutung geäußert, dass die Stellung in nicht oder schwach akzentuierter Silbe die *t*-Apokope begünstige, zuletzt z. B. durch MAITZ/TRONKA (2009, 197) mit Verweis auf die hohen Apokopeanteile für die eher schwach betonten Kleinwörter *nicht* und *ist*. In der vorliegenden Studie wurden die

Verhältnisse beim Wortakzent grob anhand einer zweistufigen Differenzierung erfasst:

1) Der Hauptakzent liegt auf der Silbe, die auf *-t* auslautet. Dies ist der Fall bei einsilbigen Wörtern wie *acht, Arzt, Axt, braucht, echt, Fest, Frost, hast, heißt, kommst, lobt, musst, Post, willst* und bei einer Reihe von zwei- und mehrsilbigen Wörtern, z. B. *Au'gust* (Monat), *di'rekt, er'laubt, Ge'richt, ge'schickt, Gymna-si'ast, Kon'zept, Mani'fest, über'rascht, ver'letzt, ver'sucht*, außerdem bei den meisten Verben im Partizip Präteritum: *ge'hackt, ge'rafft, ge'liebt* usw.

2) Der Hauptakzent liegt nicht auf der letzten Silbe. Dies ist der Fall bei den meisten zwei- und mehrsilbigen Wörtern, wie z. B. *'Ansicht, 'aufsucht, 'austrägt, 'Bergfest, 'einschmeißt, 'handhabt, 'Halbmast, 'Ohnmacht, Präsi'dentenpalast, 'Staatsgast, 'Sternennacht, 'unterbringt, Ver'fassungsgericht, ver'öffentlicht*.

Wechselnde Satzakkente konnten aus arbeitsökonomischen Gründen nicht unterschieden werden, so dass z. B. das Lexem *nicht* der Kategorie 1 zugeordnet wird, unabhängig davon, ob es im Satz den Hauptakzent trägt (*Nein, ich habe den Schlüssel nicht verloren!*) oder unbetont erscheint (*Ist das nicht großartig?*).

Die Analyseergebnisse zu den Verbformen der 2. Ps. Sg. sind nicht geeignet, die Hypothese einer stärkeren Apokopetendenz bei schwächerer Betonung zu bestätigen. Wenn der Wortakzent auf einer vorangehenden Silbe liegt (Typ *'abgibst*), ist der Apokopierungsanteil mit 52,8 % sogar geringer, als wenn er auf der letzten Silbe liegt (Typ *be'kommst*, 57,4 %):

Verbformen der 2. Ps. Sg.	Gruppe 1: Akzent auf der letzten Silbe	Gruppe 2: Akzent auf einer vorangehenden Silbe
Anzahl der Wortformen:	81 (z. B. <i>ahnst, bekommst, bezahlst, hast, klopfst, probierst, unterhältst</i> )	51 (z. B. <i>abgibst, beantragst, hattest, redest, teilst, wiederkommst</i> )
Gesamttokenzahl:	n=1013	n=106
Apokopierungsanteil:	57,4 % (581 Token)	52,8 % (56 Token)

Ähnliches gilt für die Verbformen der 3. Ps. Sg.:

Verbformen der 3. Ps. Sg.	Gruppe 1: Akzent auf der letzten Silbe	Gruppe 2: Akzent auf einer vorangehenden Silbe
Anzahl der Wortformen:	143 (z. B. <i>begreift, bleibt, druckt, erstickt, macht, misslingt, verschiebt</i> )	32 (z. B. <i>anfängt, beansprucht, erledigt, frühstückt, wegschmeißt</i> )
Gesamttokenzahl:	n=1652	n=36
Apokopierungsanteil:	14,2 % (235 Token)	5,7 % (3 Token)

Bei den Verben im Partizip Präteritum lässt sich nur ein minimal höherer Apokopierungsanteil für Kategorie 2 feststellen:

Verbformen im Partizip Präteritum	Gruppe 1: Akzent auf der letzten Silbe	Gruppe 2: Akzent auf einer vorangehenden Silbe
Anzahl der Wortformen:	138 (z. B. <i>gedacht, erforscht, geblitzt, gekauft, verlangt, zerlegt</i> )	138 (z. B. <i>abgeblockt, ausgesetzt, bestätigt, erkündigt, rausgeflitzt</i> )
Gesamttokenzahl:	n=1377	n=258
Apokopierungsanteil:	14,4 % (198 Token)	16,7 % (43 Token)

Auch in der Gruppe der Substantive ist der Unterschied im Grad der Apokopierung wenig aussagekräftig (ca. 3,6 Prozentpunkte):

Substantive	Gruppe 1: Akzent auf der letzten Silbe	Gruppe 2: Akzent auf einer vorangehenden Silbe
Anzahl der Wortformen:	65 (z. B. <i>Faust, Gewicht, Kraft, Markt, Organist, Prospekt, Schicht, Toast</i> )	129 (z. B. <i>Ankunft, Blutwurst, Dorffest, Fahrgemeinschaft, Klettergerüst</i> )
Gesamttokenzahl:	n=369	n=195
Apokopierungsanteil:	19,0 % (70 Token)	22,6 % (44 Token)

In der Gruppe der Adjektive und Adverbien wiederum bestätigt sich die für die Verbformen der 2. und 3. Ps. Sg. beobachtete Tendenz, dass die Wortformen, bei denen der Wortakzent auf der letzten Silbe liegt, häufiger apokopiert werden als die mit Akzent auf einer vorangehenden Silbe:

Adjektive und Adverbien	Gruppe 1: Akzent auf der letzten Silbe	Gruppe 2: Akzent auf einer vorangehenden Silbe
Anzahl der Wortformen:	37 (z. B. <i>beliebt, dreist, leicht, perfekt, überhaupt, umsonst, wurscht</i> )	16 (z. B. <i>beschäftigt, krampfhaft, mundgerecht, pflegeleicht, wohnhaft</i> )
Gesamttokenzahl:	n=1353	n=28
Apokopierungsanteil:	44,0 % (595 Token)	35,7 % (10 Token)

Insgesamt lässt sich die Hypothese einer stärkeren Apokopetendenz bei schwächerer Betonung auf der Ebene der erwartbaren Wortakzente nicht bestätigen. Mittels der

Regressionsanalyse lassen sich bei Variation des Faktors Akzent zwar Unterschiede im Anteil der Apokopen nachweisen (höhere Apokopenwahrscheinlichkeit bei nicht primär akzentuierten Silben, vgl. Abb. 10), allerdings sind diese Unterschiede statistisch nicht signifikant. Um hier weitere Aufschlüsse zu erhalten, müssten auch die Akzentuierungen im Satz berücksichtigt werden.

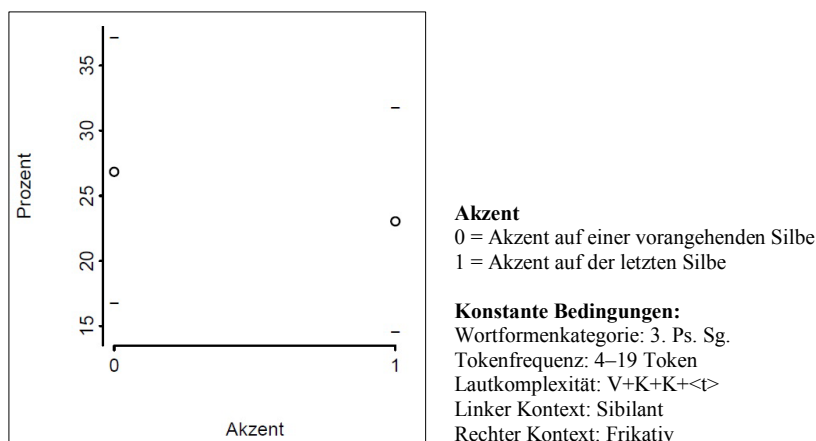


Abbildung 10: Partielle Effekte des Regressionsmodells für die Variable Akzent

### 3.4.6. Morphologische Struktur

Nach GUY (1980, 5–7, 29) hat im Englischen die morphologische Struktur einen signifikanten Einfluss auf das Auftreten der *t*-Apokope. In der Flexionsendung *-ed* (*walked, fished*) wird der auslautende Dental selten apokopiert, da es ansonsten häufig zu einem formalen Zusammenfall mit den Präsensformen (*we walk, I fish*) käme. Frequenter tritt die *t*-Apokope in „monomorphemic clusters“ wie in *expect* oder *mist* auf oder bei unregelmäßigen Verbformen wie *told* oder *slept*, wo es auch bei Tilgung des *-t* nicht zu Synkretismen kommen kann. Zum selben Ergebnis gelangt NEU (1980, 43), die für monomorphemische Cluster (*send, fast*) einen Apokopierungsanteil von ca. 32 % belegt, für regelmäßige Präteritumformen (wie *realized, walked*) dagegen nur 7,7 %. Dagegen ließ sich eine solche Verteilung im niederländischen Dialektkorpus von GOEMAN nicht bestätigen. Für die Verbformen der 2./3. Ps. Sg., des Präteritums und des Partizip Präteritums stellt GOEMAN (1999, 170f.) fest, dass es keine Korrelation zwischen dem Status des auslautenden *t* (z. B. als Suffix wie in *koop-t* ‘kauft’ vs. als Teil eines Zirkumfixes wie in *ge-koop-t* ‘gekauft’) und der Häufigkeit seiner Tilgung gebe. So tritt in den Präsens- und Präteritumformen, bei denen das auslautende *-t* alleiniger Träger der grammatischen Information ist, die Apokope dennoch häufiger auf als beim Partizip Präteritum, wo die Verbform bereits durch das Präfix *ge-* eindeutig markiert wird. Auch ist die

Apokopierungsrate bei Substantiven relativ gering, obwohl die Apokopierung dort meist nicht zur Entstehung von Synkretismen führt. GOEMAN (1999, 171, 172) kommt zu dem Schluss, dass die beschriebenen Unterschiede, die der These einer morphologischen Konditionierung zum Teil entgegenlaufen, im Wesentlichen auf Unterschiede in der Tokenfrequenz zurückführbar seien.

Im Deutschen könnte es im Falle einer *t*-Apokope allenfalls bei den Verbformen der 3. Ps. Sg. zu einem formalen Synkretismus mit dem Imperativ kommen (*er trink' / Trink!*), während bei der 2. Ps. Sg. (*du trinks'*), im Partizip Präteritum (*er hat gelach', er hat sich bedank'*) oder bei den Substantiven, Adjektiven und Adverbien (*Kontak', schlech', sons'*) in der Regel keine Verwechslungen auftreten können. Doch auch wenn es auf Wortebene zu Synkretismen kommt (*trink' / trink, einkauf' / Einkauf, dich' / dich, ach' / acht*), wird über den Kontext in aller Regel eine Disambiguierung geleistet.<sup>16</sup> Somit kann das seltenere Auftreten der *t*-Apokope in den Verbformen der 3. Ps. Sg. (im Schnitt 14,1 %) gegenüber denen der 2. Ps. Sg. (56,9 %) wohl nicht auf die Tatsache zurückgeführt werden, dass das *t* im ersten Falle alleiniger Träger der grammatischen Information ist. Dies wird auch daran deutlich, dass bei den Substantiven (20,2 % Apokopeformen) und bei den Verbformen im Partizip Präteritum (14,7 %) die Apokopierungsanteile ebenfalls relativ gering ausfallen, obwohl dort keine Synkretismengefahr besteht.

### 3.4.7. Kontrastivität im Paradigma

Wie bereits oben ausgeführt, sieht HERRGEN (2005, 288–290) in der Stärkung der morphologischen Kontraste einen möglichen Grund für die Tilgung des *t* in der 2. Ps. Sg. (der Kontrast *has* vs. *hat* sei aufgrund des divergierenden Auslautkonsonanten stärker als der zwischen *hast* und *hat*). Diese Erklärung scheint auf den ersten Blick gut zu der hohen Frequenz an Apokopierungen in der 2. Ps. Sg. zu passen, die auch im SiN-Korpus festgestellt wurde. Allerdings ist hier wiederum darauf hinzuweisen, dass aufgrund des disambiguierenden syntagmatischen Kontexts (*du hast* vs. *er/sie hat* bzw. *hast du* vs. *hat er/sie*) in der Praxis keine Notwendigkeit einer Stärkung der Kontraste besteht. Zudem kann das Argument der morphologischen Kontraste das Auftreten der Apokope in paradigmfreien Wörtern nicht erklären. Wie die bisherigen Analysen gezeigt haben, sind wohl eher die Komplexität des Auslautclusters und die Qualität des vorangehenden Vokals (Sibilant [s]) für den hohen Anteil an Apokopierungen bei der 2. Ps. Sg. verantwortlich zu machen.

16 Auch GOEMAN (1999, 167) weist darauf hin, dass die von GUY (1980) vertretene Annahme einer Synkretismenvermeidung in bimorphemischen Clustern nicht stichhaltig sei, da disambiguierende Information immer verfügbar sei, „on the level of the word, the phrase, the clause or the sentence, or even extra-linguistically“.

## 3.4.8. Innersprachliche Steuerungsfaktoren: Zusammenfassung

Von den überprüften Steuerungsfaktoren haben sich – neben der kategorialen Wortarten- bzw. Wortformenzugehörigkeit – der Umfang des auslautenden Konsonantenclusters, die Lautqualität der linken und rechten Umgebung sowie (wie die statistische Analyse belegen konnte) die Tokenfrequenz als relevant für das Auftreten der *t*-Apokope erwiesen. Dagegen ließen sich in Hinblick auf den Wortakzent und die Einbindung in die Morphemstruktur oder in verbale Paradigmen keine klaren Abhängigkeiten nachweisen. Besonders wahrscheinlich sind Apokopen bei Wortformen mit der Struktur V+(K)+K+<s>+<t> in der Umgebung vor Plosiven oder Nasalen (Typ *Angst bisschen, Herbst meinst*), eher unwahrscheinlich dagegen bei Clustern der Struktur V+K+<t>, wenn dem <t> ein Frikativ [ç, x, f] vorangeht und ein Vokal folgt (Typ *Gesicht und, Nacht abholen, Saft oder*). Die folgende Kreuztabelle macht diese Tendenzen anhand der Kategorie der Substantive exemplarisch deutlich:

	Konsonantencluster Komplexität 1			Konsonantencluster Komplexität 2/3		
	Nach Sibilant/ Affrikata	Nach Plosiv/ Frikativ	Σ	Nach Sibilant/ Affrikata	Nach Plosiv/ Frikativ	Σ
Vor Plosiv/ Frikativ/Nasal	28,6 % (n=63)	15,6 % (n=135)	19,7 % (n=198)	37,0 % (n=54)	45,8 % (n=24)	39,7 % (n=78)
Vor Vokal/ Approximant	23,5 % (n=51)	3,6 % (n=110)	9,8 % (n=161)	30,2 % (n=43)	18,2 % (n=11)	27,7 % (n=54)
Σ	26,3 % (n=114)	10,2 % (n=245)	15,3 % (n=359)	34,0 % (n=97)	37,1 % (n=35)	34,8 % (n=132)

## 4. Fazit

Die Analyse der im Rahmen des Projekts ‚Sprachvariation in Norddeutschland‘ erhobenen Sprachaufnahmen hat gezeigt, dass sowohl außersprachliche als auch innersprachliche Steuerungsfaktoren das Auftreten von *t*-Apokopen in der norddeutschen Alltagssprache bestimmen. Alte dialektale Raummuster scheinen zum Teil noch durch (etwa bei den Verberialisierungen in der 2. Ps. Sg.), doch spielen solche Bindungen offenbar eine immer geringere Rolle. In vielen Fällen lässt sich das Auftreten der *t*-Apokope nicht mehr auf die Dominanz derartiger Formen in den Basisdialekten zurückführen, da die Apokope auch dort erfolgt, wo die Dialekte (nach Ausweis der Wenkerbögen) den Dental erhalten haben. Dieser Befund lässt sich allerdings nicht auf alle Variablen unseres Kataloges übertragen. Denn Merkmale wie die Spirantisierung von *g* im Anlaut (*juut jejangen*), die Koronalisierung (*Spocht*



*im Gachten*) oder die Hebung von Kurzvokalen vor Konsonantenverbindungen (*die Kiinder sind muunter*) sind nach wie vor in hohem Maße regional geprägt.

Im Falle der *t*-Apokope kommt dem Parameter Situation eine bedeutend wichtigere Rolle zu als dem Raumfaktor. Aus dem Vergleich der drei Situalekte (Tischgespräch, Interview, Vorleseausprache) lassen sich differenzierte Informationen über die Wahrnehmung und Bewertung der apokopierten Varianten gewinnen. Einige apokopierte Formen von *jetzt*, *ist*, *erst* und *sonst* werden sogar in der Vorleseausprache relativ frequent verwendet, was auf eine hohe Akzeptanz, möglicherweise auch auf eine geringe Saliienz dieser Varianten schließen lässt. Dies bestätigt MEINHOLDS (1973, 109) Beobachtung, dass in diesen Fällen die „Formen ohne /t/ [...] eine deutliche Tendenz zum Aufstieg in höhere Formstufen auf[weisen] und [...] wenigstens in der gehobenen Gesprächslautung nichts Ungewöhnliches“ seien. Andererseits ist in einigen Kategorien ein deutlicher Rückgang der Apokopen beim Übergang vom Tischgespräch zum Interview festzustellen (z. B. bei *vielleicht*: 30 % > 19 %, bei *erst*: 66 % > 46 %, bei den Verben in der 2. Ps. Sg.: 57 % > 30 %), was auf die Möglichkeit eines kontrollierten Einsatzes der normgerechten, *t*-haltigen Formen zur Markierung von Formalität hindeutet.

Durch die Überprüfung potenzieller innersprachlicher Steuerungsfaktoren konnte schließlich gezeigt werden, dass der Umfang des auslautenden Konsonantenclusters, die Lautqualität der linken und rechten Umgebung und die Tokenfrequenz einen starken Einfluss auf die Verwendung der apokopierten Varianten haben, während sich andere Faktoren wie der Wortakzent und die morphologische Struktur nur in geringerem Maße auswirken.

Auf dem Göttinger Germanistenkongress von 1985 hielt Jan GOOSSENS einen Vortrag mit dem Titel „Über die Einseitigkeit des punktuellen Standpunkts in der korrelativen Soziolinguistik“. Bei der Publikation 1986 ergänzte er den Titel durch den Zusatz: „... und die Vernachlässigung der Variation in der Dialektologie“. GOOSSENS skizziert hier bereits die Entwicklung einer „in eine umfassende Pragmatik integrierte[n] geographische[n] Variationsforschung“ (S. 262). Dieser hohe Anspruch kann auch im SiN-Projekt nicht vollständig eingelöst werden, schon allein weil potenziell variationsbegünstigende Faktoren wie Geschlecht, Alter und Sozialstatus vorerst noch ausgeklammert werden mussten. Doch mit der Entscheidung, eine areallinguistische Untersuchung auf Aufnahmen spontaner, alltagssprachlicher Interaktion zu stützen, ist die wichtigste Voraussetzung für die Erarbeitung einer variationslinguistisch fundierten Dialektologie gegeben. Durch die systematische Analyse arealer, situativer und kontextbedingter Variation wird es vielleicht möglich sein, den Status der alten dialektalen und regionalen Sprachmerkmale in einer modernen, durch Individualisierungsprozesse gekennzeichneten Gesellschaft neu zu vermessen.

## 5. Literatur

- BEREND, Nina (2005): *Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben?* In: EICHINGER, Ludwig M. / Werner KALLMEYER (Hgg.): *Standardvariation. Wieviel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin New York (Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache, 2004), S. 143–170.
- DENKLER, Markus (2007): *Code-Switching in Gesprächen münsterländischer Dialektsprecher.* In: ZDL 74, S. 164–195.
- DIEWALD, Gabriele (1997): *Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen.* Tübingen (Germanistische Arbeitshefte, 36).
- DINGELDEIN, Heinrich (2010): *Wortatlas zur Alltagssprache der ländlichen Räume Hessens.* Tübingen (Hessische Sprachatlanten, Kleine Reihe, 4).
- DINGELDEIN, Heinrich / Hans FRIEBERTSHÄUSER (1988): *Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen. Areale, stratische und diachron-kontrastive Analysen.* Tübingen (Hessische Sprachatlanten, Kleine Reihe, 2).
- EICHHOFF, Jürgen (1977–2000): *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen.* Bd. 1–4. Bern München.
- ELMENTALER, Michael (2006a): *Sprachlagenspektren im arealen Vergleich. Vorüberlegungen zu einem Atlas der deutschen Alltagssprache.* In: ZDL 73, S. 1–29.
- ELMENTALER, Michael (2006b): *Dialektgeografie im Wandel: Polystratische Sprachgeografie und variationslinguistisch basierte Areallinguistik.* In: VOESTE / GESSINGER (2006), S. 17–31.
- ELMENTALER, Michael (2008): *Varietätendynamik in Norddeutschland.* In: *Sociolinguistica* 22 (Thema Dialektsoziologie), S. 66–86.
- ELMENTALER, Michael (2009): *Modernes Niedersächsisch. Dialektwandel im nordniederdeutschen Raum.* In: LENZ, Alexandra N. et al. (Hgg.): *Low Saxon dialects across borders – Niedersächsische Dialekte über Grenzen hinweg.* Stuttgart (ZDL Beihefte, 138), S. 339–365.
- ELMENTALER, Michael (i. Dr.): *Dialectal concepts of space and linguistic variation.* Erscheint in: HANSEN, Sandra et al. (Hgg.): *Dialektologische und ethnodialektologische Raumkonzepte. Aktuelle Methoden und Perspektiven in der soziolinguistischen Dialektwandelforschung.* Berlin New York.
- ELMENTALER, Michael / Joachim GESSINGER / Jürgen MACHA / Peter ROSENBERG / Ingrid SCHRÖDER / Jan WIRRER (2006): *Sprachvariation in Norddeutschland. Ein Projekt zur Analyse des sprachlichen Wandels in Norddeutschland.* In: VOESTE / GESSINGER (2006), S. 159–178.
- ELMENTALER, Michael / Joachim GESSINGER / Jan WIRRER (2010): *Qualitative und quantitative Verfahren in der Ethnodialektologie am Beispiel von Salienz.* In: ANDERS, Christina Ada et al. (Hgg.): *Perceptual dialectology – Neue Wege der Dialektologie.* Berlin New York (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 38), S. 111–149.

- ELSPAB, Stephan (2005): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen (Reihe germanistische Linguistik, 263).
- ELSPAB, Stephan / Robert MÖLLER (2003ff.): *Atlas der deutschen Alltagssprache (ADA)*. URL: <http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/> (Zugriff: 24. 05. 2011).
- GESSINGER, Joachim (2008a): *Dialektologie und Perzeptive Spracheinstellungsforschung*. In: *NdJb* 131, S. 133–144.
- GESSINGER, Joachim (2008b): *Ethnodialektologie und sprachlicher Wandel*. In: STEHL, Thomas (Hg.): *Kenntnis und Wandel der Sprachen. Beiträge zur Potsdamer Ehrenpromotion für Helmut Lüdtke*. Tübingen (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 507), S. 57–78.
- GESSINGER, Joachim (2010): *Language variation, language change and perceptual dialectology*. In: *Multilingua* 29, S. 361–383.
- GIRNTH, Heiko (2000): *Untersuchungen zur Theorie der Grammatikalisierung am Beispiel des Westmitteldeutschen*. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 223).
- GOEMAN, Antonie Cornelis Maria (1999): *T-deletie in Nederlandse dialecten. Kwantitatieve analyse van structurele, ruimtelijke en temporele variatie*. Diss. Universität Amsterdam. The Hague.
- GOOSSENS, Jan (1983): *Sprache*. In: KOHL, Wilhelm (Hg.): *Westfälische Geschichte in drei Textbänden und einem Bild- und Dokumentarband*. Bd. 1: *Von den Anfängen bis zum Ende des Alten Reiches*. Düsseldorf (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen im Provinzialinstitut für Westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 43,1), S. 55–80.
- GOOSSENS, Jan (1986): *Über die Einseitigkeit des punktuellen Standpunkts in der korrelativen Soziolinguistik und die Vernachlässigung der Variation in der Dialektologie*. In: SCHÖNE, Albrecht (Hg.): *Kontroversen, alte und neue*. Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses Göttingen 1985. Bd. 4. Tübingen, S. 257–262.
- GUY, Gregory R. (1980): *Variation in the group and the individual: the case of final stop deletion*. In: LABOV (1980), S. 1–36.
- HERRGEN, Joachim (2005): *Sprachgeographie und Optimalitätstheorie. Am Beispiel der t-Tilgung in Auslaut-Clustern des Deutschen*. In: *ZDL* 72, S. 278–317.
- KLEIBER, Wolfgang / Konrad KUNZE / Heinrich LÖFFLER (1979): *Historischer Südwestdeutscher Sprachatlas. Aufgrund von Urbaren des 15. Jahrhunderts*. Bd. I: Text. Bd. II: Karten. Bern München (Bibliotheca Germanica, 22A und 22B).
- KÖNIG, Pamela / Jens LANWER (2008): *Sprachvariation in Norddeutschland. Eine Projektskizze*. In: *Augustin Wibbelt-Gesellschaft. Jahrbuch* 24, S. 67–77.
- KÖNIG, Werner (1989): *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. Bd. 1–2. Ismaning.

- LABOV, William (Hg.) (1980): *Locating language in time and space*. New York u. a. (Quantitative analyses of linguistic structure, 1).
- LAMELI, Alfred (2004): *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt*. Stuttgart (ZDL Beihefte, 128).
- LENZ, Alexandra N. (2003): *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel)*. Stuttgart (ZDL Beihefte, 125).
- MACHA, Jürgen (2007/2008): *Pragmatik und Spracharealität. Eine dialektologische Forschungsskizze*. In: *NdW* 47/48, S. 317–326.
- MAITZ, Péter / Krisztián TRONKA (2009): Brauchen – *phonologische Aspekte der Auxiliarisierung*. In: *ZDL* 76, S. 189–202.
- MEINHOLD, Gottfried (1973): *Deutsche Standardausssprache. Lautschwächungen und Formstufen*. Jena (Wissenschaftliche Beiträge der Friedrich-Schiller-Universität Jena).
- MIHM, Arend (2000): *Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts*. In: BESCH, Werner et al. (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., überarb. Aufl. Bd. 2. Berlin New York (HSK, 2.2), S. 2107–2137.
- MÖLLER, Robert (2009): *Erscheinungsformen rheinischer Alltagssprache. Untersuchungen zur Struktur des „mittleren Bereichs“ zwischen Dialekt und Standardsprache im ripuarischen Gebiet*. Habilitationsschrift Universität Bonn.
- NEU, Helene (1980): *Ranking of constraints in /t, d/ deletion in American English: a statistical analysis*. In: LABOV (1980), S. 37–54.
- PROTZE, Helmut (1997): *Wortatlas der städtischen Umgangssprache. Zur territorialen Differenzierung der Sprache der Länder Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt und Thüringen*. Köln u. a. (Mitteldeutsche Forschungen, 114).
- SCHMIDT, Thomas (i. Dr.): *Grundzüge von EXMARaLDA – einem System zur computergestützten Erstellung und Auswertung von Korpora gesprochener Sprache*. Erscheint in: REHBEIN, Jochen / Shinichi KAMEYAMA (Hgg.): *Bausteine diskursanalytischen Wissens*. Berlin New York.
- SCHMIDT, Thomas / Kai WÖRNER (2009): *EXMARaLDA – Creating, analysing and sharing spoken language corpora for pragmatic research*. In: *Pragmatics* 19, S. 565–582.
- SCHRÖDER, Ingrid (2011): *Dialekte im Kontakt. Individuelle Ausformungen des Sprachrepertoires*. In: BERNER, Elisabeth / Manuela BÖHM (Hgg.): *Nach dem linguistic turn. Sprachwissenschaft im Wandel*. Duisburg (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, 78), S. 33–52.
- SCHRÖDER, Ingrid / Michael ELEMENTALER (2009): *Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)*. In: *NdJb* 132, S. 41–68.
- SPIEKERMANN, Helmut (2008): *Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards*. Tübingen (Linguistische Arbeiten, 526).

VOESTE, Anja / Joachim GESSINGER (Hgg.) (2006): *Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie*. Duisburg (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, 71).

WIRRER, Jan (2009): *Sprachvergesser*. In: *NdW* 49, S. 135–148.

#### Internetadressen

REDE-Projekt („regionalsprache.de“): <http://www.deutscher-sprachatlas.de/rede/>

SiN-Projekt („Sprachvariation in Norddeutschland“): <http://www.sin-projekt.de>

EXMARALDA: <http://www.exmaralda.org/>

Jens Philipp Lanwer, Münster

**„Ick lieb dir wohl!“**

## **Dialektologische Untersuchungen zur Stilisierung regionaler Substandards in der Face-to-face-Interaktion**

### **1. Einleitung**

Soweit man die Abweichung erkennt, ist man natürlich auch im Stande sie nachzuahmen. Das kann aber nur geschehen mit vollem Bewusstsein und mit voller Absichtlichkeit, indem sich das Nachahmen des fremden Dialekts als etwas Gesondertes neben die Ausübung des eigenen stellt (PAUL 1995 [1880], 379).

Verfahren der Stilisierung können vereinfacht als gesprächsfunktionale sprachliche Imitationen oder gar Karikaturen (vgl. KALLMEYER / KEIM 2003, 52) umschrieben werden. Sprachliche Imitationen stellen – wie das einleitende Zitat von PAUL verdeutlicht – wohl besonders für die sog. ‚Perzeptionsdialektologie‘ (vgl. hierzu aktuell die Beiträge in dem Sammelband von ANDERS et al. 2010) einen interessanten Untersuchungsgegenstand dar. PAUL bemerkt hier in Bezug auf die Nachahmung fremder Dialekte, dass wir nur solche sprachlichen Merkmale zu imitieren im Stande sind, welche wir zuvor auch wahrgenommen haben, und verweist daher an dieser Stelle im Grunde bereits auf den Zusammenhang zwischen der Imitation und der Salienz (verstanden als ‚kognitive Auffälligkeit‘; vgl. hierzu auch LENZ 2010a, 104) sprachlicher Merkmale, wie er später auch von TRUDGILL (1986, 12) postuliert wird. PURSCHKE (2010, 152) merkt an, dass die Analyse sprachlicher Imitationen es ermögliche, „die Bekanntheit bestimmter regionalsprachlicher Merkmale in der Wahrnehmung der Hörer und ihre Funktion für die Ausbildung kognitiver Prototypen“ regionaler Sprechweisen zu beleuchten. Im Rahmen von Stilisierungsverfahren in der Face-to-face-Interaktion wird zumeist genau auf solche kognitiven Prototypen zurückgegriffen. So zeigen bspw. BIRKNER / GILLES (2008, 107ff.), dass Interagierende stereotypische Merkmale des Ripuarischen reproduzieren und diese als Kontextualisierungshinweise („contextualization cues“; vgl. GUMPERZ 1982, 130ff.) zur Inszenierung bestimmter Figurentypen einsetzen.

Im Folgenden soll im Anschluss an einige theoretische Ausführungen an drei Beispielen zur Stilisierung des Berlinischen schlaglichtartig aufgezeigt werden, inwiefern Analysen sprachlicher Stilisierungsverfahren in der Face-to-face-Interaktion einen Zugriff auf regionalsprachliche Strukturkenntnisse und Bewertungsmuster in der Alltagswahrnehmung linguistischer Laien eröffnen können.

## 2. Theoretische Vorüberlegungen

Der empirischen Analyse sprachlicher Stilisierungen regionaler Substandards sollen an dieser Stelle einige Überlegungen zum Konzept der Stilisierung sowie zur Theorie des Substandards vorausgeschickt werden, auf die im Weiteren zurückgegriffen wird.

### 2.1. Das Konzept der Stilisierung

Die theoretischen Grundlagen des linguistischen Stilisierungskonzepts entstammen in erster Linie der interpretativen Soziolinguistik (vgl. hierzu u. a. HINNENKAMP / SELTING 1989)<sup>1</sup> und beinhalten daher eine Stilauffassung, welche stark von GUMPERZ' flexiblem Kontextbegriff (vgl. grundlegend GUMPERZ 1982, 130ff., siehe hierzu auch AUER 1986, 23ff.) geprägt ist. ‚Stil‘ wird hier nicht als eine ausschließlich dem Gesprächskontext angepasste, sondern ebenso als eine kontextkonstitutive Größe angesehen und ist „in dieser Perspektive [...] eine spezifische Art von Kontextualisierungshinweis“ (HINNENKAMP / SELTING 1989, 6). Als Kontextualisierungshinweise können alle Aktivitäten von Interagierenden verstanden werden, „which make relevant/maintain/revise/cancel some aspect of context which, in turn, is responsible for the interpretation of an utterance in its particular locus of occurrence“ (AUER 1995, 123). ‚Stil‘ wird dementsprechend als eine kommunikative Ressource aufgefasst, die Interaktanten bspw. zur Indizierung einer bestimmten Interaktionsmodalität nutzen (vgl. in diesem Zusammenhang auch SELTING 1989, 222).

Der Unterschied zwischen ‚Stil‘ und ‚Stilisierung‘ lässt sich nun mit den Begriffspaaren ‚eigen‘ vs. ‚fremd‘ sowie ‚authentisch‘ vs. ‚überzeichnet‘ erfassen. RAMPTON (2009, 149) definiert Stilisierung in diesem Sinne als eine „reflexive communicative action in which speakers produce specially marked and often exaggerated representations of languages, dialects, and styles that lie outside their own habitual repertoire“.<sup>2</sup> Sprachliche Mittel, die zur (überzeichnenden) Reproduktion fremder Sprechweisen eingesetzt werden, sind i. d. R. die Prosodie, die Stimmqualität sowie grammatische und lautliche Charakteristika sprachlicher Varietäten oder Stile (Code-Switching), die mit bestimmten realen Personen bzw. fiktiven Figuren (häufig auch Stereotypen) und/oder mit deren kommunikativem Verhalten (einschließlich daran gekoppelter Bewertungsmuster) assoziiert werden können (vgl. hierzu auch GÜNTNER 2002, 61).

1 Ursprünglich geht das Konzept jedoch auf Mikhail BAKHTIN zurück. Vgl. in diesem Zusammenhang u. a. die Ausführungen in COUPLAND (2007, 149ff.).

2 RAMPTON nimmt im Weiteren eine Unterscheidung zwischen Verfahren der Stilisierung und ‚crossing‘ vor, welche hinsichtlich der hier behandelten Zusammenhänge nicht weiter von Bedeutung ist. „The crucial difference between stylization and crossing lies in the extent to which the speaker's use of another voice turns the participants to wider issues of entitlement.“ (RAMPTON 2009, 152)

Stilisierungsverfahren finden sich in der Face-to-face-Interaktion als lokal auftretende Phänomene und sind als Kontextualisierungshinweise zu verstehen, die zumeist eine Veränderung des ‚footing‘ (vgl. GOFFMAN 1981, 124ff.) anzeigen und bspw. eine gewisse Haltung des Sprechers bzw. der Sprecherin zum propositionalen Gehalt einer zitierten Äußerung zum Ausdruck bringen (‚Polyphonie‘; vgl. hierzu u. a. GÜNTNER 2002) oder eine spezifische Gesprächsmodalität anzeigen. Kontextualisierungshinweise sind, da sie über ein indexikalisches Bedeutungspotenzial verfügen (vgl. hierzu u. a. SILVERSTEIN 1993, 36ff.), welches i. d. R. kultur- oder gar gruppenspezifischen Konventionen unterliegt (vgl. bspw. GUMPERZ 1982, 132), jedoch nur vor dem Hintergrund eines ‚common ground‘ zu interpretieren.

Common ground can roughly be described as shared information that, along with linguistic knowledge participants in an encounter rely on assessing what a speaker intends to convey at any one time in a particular set of circumstances (GUMPERZ 2002, 47).

Für die mutmaßlich richtige Interpretation einer mit ‚fremder Stimme‘ (vgl. bspw. GÜNTNER 2002, 62) realisierten Äußerung im Gesprächskontext müssen Sender und Empfänger weitestgehend über die gleichen assoziativen Verknüpfungen zwischen den verwendeten Stilisierungsmitteln auf der einen und bspw. einem bestimmten Sozialtypus und/oder einem bestimmten kommunikativen Verhalten auf der anderen Seite verfügen (vgl. auch BIRKNER / GILLES 2008, 102 sowie RAMPTON 2009, 150ff.). Stilisierungen sind in diesem Sinne metakommunikativ (vgl. ähnlich auch COUPLAND 2007, 154) und reflektieren häufig stereotype laiensprachliche Wissensbestände.

In der germanistischen Linguistik sind Stilisierungsverfahren bisher vor allem mit Blick auf ethnolektale (vgl. u. a. DIRIM / AUER 2004, 209ff.; DEPPERMANN 2007; KALLMEYER / KEIM 2003) und regionale (vgl. u. a. BIRKNER / GILLES 2008; GÜNTNER 2002; KALLMEYER / KEIM 2003; KOTTHOFF 2000) Sprechweisen des Deutschen untersucht worden. Im Hinblick auf die Stilisierung regionaler Sprechweisen sprechen BIRKNER / GILLES in Anlehnung an COUPLAND (2001) auch von ‚Dialektstilisierung‘. Die Übersetzung des von COUPLAND eingeführten Terminus ‚dialect stylization‘ mit ‚Dialektstilisierung‘ ist jedoch nicht ganz unproblematisch, da die Begriffe ‚dialect‘ und ‚Dialekt‘ nicht als terminologisch äquivalent gelten können. Während mit ‚dialect‘ in der angelsächsischen Linguistik häufig sowohl soziolektale als auch dialektale Sprechweisen unterschiedlicher Provenienz erfasst werden (vgl. hierzu u. a. COUPLAND 2007, 2f.), meint ‚Dialekt‘ in der Terminologie der germanistischen Forschung vor allem den basisdialektalen Pol der Dialekt/Standard-Achse. Stilisierungen, wie sie sich in der Face-to-face-Interaktion aber bspw. auch in Bühnenprogrammen von Stand-up Comedians (vgl. hierzu auch SPIEKERMANN 2010, 352) finden, richten sich jedoch i. d. R. weniger auf basisdialektale sondern viel eher auf standardnähere Formeninventare, welche mit BELLMANN (1983) dem sog. ‚neuen Substandard‘ zuzuordnen sind.



## 2.2. Theorie des Substandards

Der Terminus ‚Substandard‘ rekurriert in der germanistischen Terminologie allgemein auf den „kommunikativ relevanten [(autochthonen)] sprechsprachlichen Teil [...] [eines] Diasystems“ (BELLMANN 1983, 124; Ergänzungen J. Ph. L.), der von einer kodifizierten Standardvarietät überdacht wird. Dieser ‚Gesamtsubstandard‘ lässt sich für das deutsche Sprachgebiet wiederum in eine Vielzahl regionaler Substandards unterteilen, welche jeweils „auf einer gemeinsamen dialektalen Grundlage eine sprachlandschaftliche Ausprägung entweder bewahrt oder angenommen haben“ (ebd.). Als ‚neue Substandards‘ sind in diesem Sinne die jeweiligen standardnahen Repertoireausschnitte regionaler Substandards zu verstehen. Die Entstehung solcher neuen, d. h. sprachhistorisch jüngeren Substandards lässt sich auf die Jahrhunderte andauernde Sprachkontaktsituation zwischen den primär mündlichen Basisdialekten auf der einen und der ursprünglich primär schriftlichen, überdachenden neuhochdeutschen Standardsprache auf der anderen Seite zurückführen.

Im Prinzip bereits seit dem 17. Jahrhundert, aber verstärkt wohl vor allem im Verlauf des 20. Jahrhunderts, haben kontaktinduzierte Sprachwandelprozesse zur Konvergenz der ehemaligen Extrempole und infolgedessen zu einer diatopisch-differenzierten Neustrukturierung regionalsprachlicher Variationsspektren geführt (vgl. u. a. AUER 1997, siehe hierzu auch VON POLENZ 1999, 454ff.). Die zunehmende Etablierung einer einheitlichen, überregionalen gesprochenen Standardvarietät nach dem Vorbild der Siebsschen Bühnenaussprache – und somit vor allem nach dem Vorbild der norddeutschen bzw. niederdeutschen Aussprache des Schriftdeutschen (vgl. bspw. BESCH 2003, 17ff. sowie KÖNIG 2008, 48) – hat zudem teilweise (besonders im süddeutschen Raum) eine massive Um- bzw. Abwertung regionaler Aussprachevarietäten bewirkt, welche wohl ursprünglich den Status regionaler Aussprachestandards innehatten (vgl. SCHMIDT 2010, 132ff., siehe in diesem Zusammenhang auch LENZ 2009). Insgesamt führen die skizzierten Entwicklungen zu einer grundlegenden Umschichtung regionaler Sprachlagengefüge, als deren Ergebnis in erster Linie die Verdrängung der alten Substandards (Basisdialekte) durch neue Substandards zu konstatieren ist, welche zwar nach wie vor eine areale Distribution aufweisen, sich jedoch aufgrund ihrer tendenziell geringeren sprachstrukturellen Distanz zum Standard und infolgedessen durch eine erhöhte kommunikative Reichweite von den ehemaligen Basisdialekten (je nach Region) mehr oder weniger deutlich unterscheiden (vgl. Abbildung 1).<sup>3</sup>

---

3 Es handelt sich hierbei sicher um eine grob vereinfachte Darstellung der Verhältnisse. Es ist vor allem diatopisch differenziert zu betrachten, ob es scharf profilierte Grenzen zwischen altem und neuem Substandard gibt und ob die jeweiligen Teilbereiche ggf. eine interne Staffelung aufweisen, wie es LENZ bspw. für den Wittlicher Substandard postuliert (vgl. LENZ 2010b, 99).

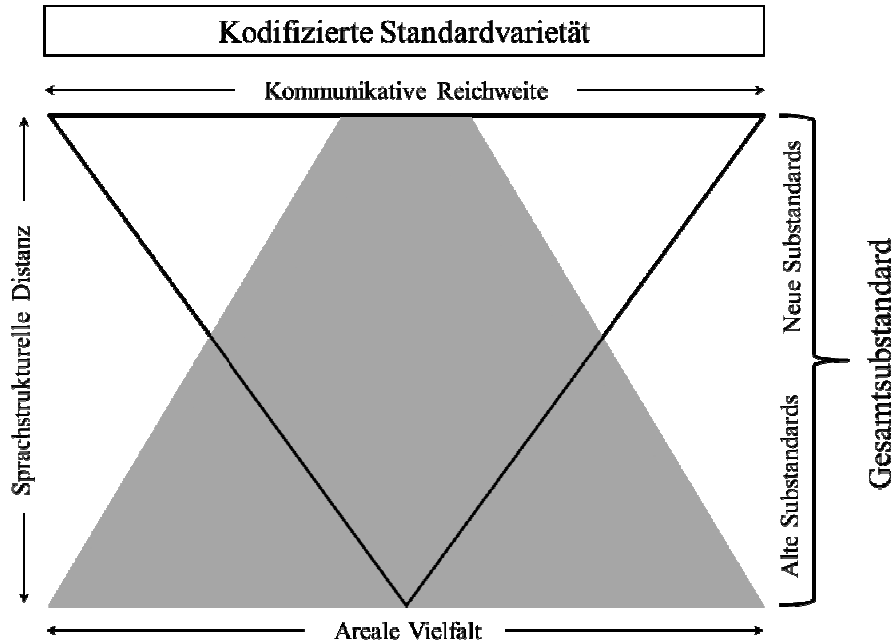


Abbildung 1: Konzept des Substandards in Anlehnung an BELLMANN (1983)

Sowohl aufgrund der verringerten sprachstrukturellen Distanz zum überdachenden Standard als auch aufgrund der erhöhten kommunikativen Reichweite bieten neue Substandards, wie bspw. das Berlinische,<sup>4</sup> eine besonders reiche Ressource für Stilisierungsverfahren in der Face-to-face-Interaktion.

### 3. Berlinisch als Stilisierungsressource

Neue Substandards wie das Berlinische sind häufig in weiten Teilen auf der Basis zumeist einigermaßen konsistenter Korrespondenz- bzw. Adaptionsregeln (z. B. nhd. [g] → [j] im Partizipialpräfix *ge-*, vgl. hierzu bspw. SCHLOBINSKI 1987, 98ff.) von der Standardsprache ableitbar und/oder durch vereinzelte, lexembundene dialektremanente Merkmale (z. B. nhd. *das* → *dat*, *det* oder *dit*, vgl. bspw. SCHLOBINSKI 1987, 144ff.) gekennzeichnet, weshalb sie sicher einfacher zu imitieren sind als komplexere, basisdialektale Systeme, wie bspw. das Moselfränkische (vgl. in

4 Das Berlinische, das wohl auch den alltäglichen Sprachgebrauch der meisten Bewohner und Bewohnerinnen des Landes Brandenburg dominiert, wird in der Forschungsliteratur i. d. R. als Stadtsprache, Dialekt oder auch Umgangssprache bezeichnet, ist jedoch gemäß dem hier dargelegten Konzept sicher als ein ‚neuer Substandard‘ aufzufassen (vgl. in diesem Zusammenhang auch die Ausführungen in SCHÖNFELD et al. 2001, 39ff.). Für eine ausführliche Darstellung der historischen Entwicklung des Berlinischen vgl. bspw. SCHIRMUNSKI (1962, 613ff.) oder LASCH (1967, 64ff.).

diesem Zusammenhang auch SCHMIDT 2010, 127f.). Aufgrund ihres merkmalsreduzierten Charakters stellen sie zudem im Allgemeinen kein Kommunikationshindernis dar, so dass Interaktanten im Diskurs ohne Probleme auch auf fremde regionale Sprechweisen zurückgreifen können, um bspw. bestimmte kommunikative Aufgaben zu bewältigen, wie es auch im folgenden Beispiel von den Gesprächsteilnehmern praktiziert wird.

### 3.1. Beispiel (a): ‚Versalzenes Essen‘

Die im Folgenden zitierte Gesprächssequenz wurde im Jahr 2007 in der Küche einer münsterschen Wohngemeinschaft aufgezeichnet. An dem Gespräch sind die drei männlichen WG-Bewohner MoR, BoR und JoN sowie die Freundin von MoR, FrM, beteiligt. Alle Interaktanten sind in Münster oder Umgebung, d. h. im westfälischen Raum, sprachlich sozialisiert worden und zwischen 20 und 30 Jahre alt. Die Gewährspersonen sitzen während des Gesprächs gemeinsam am Tisch und essen zu Abend. Das Essen haben MoR und seine Freundin FrM zubereitet.<sup>5</sup>

```

01 FrM <<all>gUt dass die SOße nich so sAlzig is-
      =ne?>
02     (0.35)
03     <<len, h>ich_HAB [mir s]chOn so wAs
      gedAcht.>
04 MoR                                     [HA-   ]
05     (1.51)
06     <<erstaunt>JA?>
07     (1.94)
08     LIEBST mich ja Auch.
09     (1.47)
10 BoR Ja: da MERKT man ja wer mEhr verliebt is-
      =was,
11     (0.44)
12 JoN ((lacht 0.66 Sek.))
13     (0.43)
14 FrM <<:-)>!NEI::N!,>
15     <<:-)>das hat DAMit überhaupt nichts zu
      tUn;>

```

5 Die Transkription folgt weitestgehend den GAT-Konventionen (vgl. SELTING et al. 2009).

	16	(0.89)
→	17	MoR <<h>schAtz wieso is deine soße nich SALzig?>
	18	(0.31)
	19	((lachen 1.20 Sek.))
→	20	<<all, h>LIEBS_du mi_ni_mEhr,>
	21	((lachen 1.27 Sek.))
	22	!ISCH!-
	23	(0.55)
	24	<<h>!AU!a->
	25	(0.4)
	26	FrM ((lacht 0.13 Sek.))
	27	(0.91)
→	28	JoN nee schAtz ick LIEB dir wohl-
	29	aber ick HAB mir_n bisschen an dir jewöhnt- =wa;
	30	(0.42)
	31	FrM ((lacht 0.31 Sek.))
	32	(0.68)
→	33	JoN ick dachte wenn_du MITkochst lass ich sAlz ma weg.
	34	(0.32)
	35	((lachen 2.15 Sek.))
	36	(1.15)
	37	MoR ((lacht 1.06 Sek.))
	38	(1.5)
→	39	<<all>aber ick mAch do nur das desSERT;>
	40	(0.34)
	41	JoN <<t>na UND.>
	42	(2.08)
	43	PASST schon.

In dem hier zitierten Ausschnitt greifen die Sprecher JoN und MoR vereinzelt auf sprachliche Elemente zurück, welche sicher nicht als Bestandteil des „own habitual repertoire“ (RAMPTON 2009, 149) der beteiligten Interaktanten anzusehen sind. Merkmale wie die Realisierung von wortauslautendem Plosiv /k/ im Personalpronomen *ick* ‘ich’ und von initialem /j/ im Partizipialpräfix *ge-* in *jewöhnt* ‘gewöhnt’

sowie die Ersetzung des Dativs durch den Akkusativ bei der Verwendung von Personalpronomen (*mich* → *mir* sowie *dich* → *dir*) können zwar allesamt als potenzielle Dialektinterferenzen des Niederdeutschen und somit auch des Westfälischen gelten, die genannte Merkmalkonstellation kommt in dieser Ausprägung im Bereich des neuen Substandards in der westfälischen Alltagssprache jedoch nicht vor und ist wohl eher dem Berlinischen bzw. einem Prototypen wie der sog. ‚Berliner Schnauze‘ zuzuschreiben (vgl. u. a. BARBOUR / STEVENSON 1998, 124, 127ff.; FRANKE 2006, 31),<sup>6</sup> die mit einer ‚Mischung aus Witz und Humor, Schlagfertigkeit, verbaler Ausdrucksstärke und ‚Großschnauzigkeit‘‘ (DITTMAR et al. 1986, 9ff.) assoziiert wird. Ein Rückgriff auf solch fremdes Formeninventar kann gemäß der eingangs unter Bezug auf RAMPTON gelieferten Definition sicher als Verfahren der Stilisierung interpretiert werden. Das stilisierte Berlinische wird im zitierten Ausschnitt als sog. ‚fun code‘ (vgl. KALLMEYER / KEIM 2003, 44, siehe hierzu auch DEPPERMAN 2007, 339) zur Kontextualisierung einer spielerischen Gesprächsmodalität (‚playful assessment‘, vgl. DEPPERMAN 2007, 339ff.) eingesetzt und dient hier als kommunikative Ressource im Rahmen der humoristischen Aushandlung des von FrM implizit geäußerten gesichtsverletzenden Vorwurfs, MoR habe das Essen versalzen.

Der Vorwurf wird bereits mit einer gewissen ‚pragmatischen Unbestimmtheit‘ (vgl. GÜNTNER 2000, 114) hervorgebracht, da er als solcher vor allem auf prosodischer Ebene kontextualisiert wird,<sup>7</sup> woraus sich ein Handlungsspielraum ergibt, welcher von den beteiligten Interaktanten im weiteren Gesprächsverlauf flexibel genutzt wird. Als Reaktion auf die scherzhafte Anmerkung BoR’s, dass sich der Würze des Essens entnehmen lasse, wer von den beiden Köchen mehr verliebt sei,<sup>8</sup> leitet der Sprecher MoR in Zeile 17 mit dem Beitrag *schAtz wieso is deine soße nich SALzig?* schließlich ein Zwiegespräch zwischen zwei fiktiven Protagonisten ein. Dass die Äußerung in Zeile 17 nicht an die Freundin des Sprechers sondern an einen fiktiven Adressaten gerichtet ist, wird durch den Wechsel in ein deutlich höheres Tonhöhenregister angezeigt. Auf diese Weise verschiebt MoR die Aushandlung der vorgebrachten Kritik auf ein vom bisherigen, konkreten Gesprächskontext losgelöstes Interaktionsplateau (vgl. in diesem Zusammenhang auch COUPLAND 2007, 154), auf dem von nun an der im Raum stehende Konflikt von den inszenierten Figuren stellvertretend ausgetragen wird. Der Wechsel in eine spielerische Interaktionsmodalität wird durch das Lachen der übrigen Interaktanten in den Zeilen 21 und 26 ratifiziert.

6 Eine detailreiche und sehr umfassende Darstellung der sprachlichen Merkmale des Berlinischen findet sich in SCHIRMUNSKI (1962, 614ff.).

7 Die Äußerung <<len, h>ch\_HAB mir schOn so wAs gedAcht.> beinhaltet m. E. eine subtile Kritik, die nicht auf der Ebene des propositionalen Gehaltes, sondern vielmehr durch das verringerte Sprechtempo, die Verwendung eines höheren Tonhöhenregisters sowie die strikte jambische Akzentmetrik der Äußerung kontextualisiert wird (vgl. in diesem Zusammenhang auch GÜNTNER 2000, 146).

8 Der Sprecher bezieht sich hier auf die verbreitete Volksweisheit, dass verliebte Köche die Suppe versalzen.

Nach einer deutlichen Pause von 0.91 Sek. in Zeile 27 führt Sprecher JoN die Inszenierung mit der Äußerungsfolge *nee schAtz ick LIEB dir wohl– aber ick HAB mir\_n bisschen an dir jewÖhnt–=wa*; in Zeile 28 fort. Die von MoR indizierte spielerische Modalität wird hier zwar aufrechterhalten, allerdings unter Rückgriff auf andere stilistische Ressourcen kontextualisiert. Anstelle der Verwendung unterschiedlicher Sprechstimmlagen (im Sinne variierender Grundfrequenz) wechselt JoN zwecks Gestaltung der Figurenrede in stilisiertes Berlinisch. Die Darbietung wird wiederum durch Lachen goutiert. In Zeile 33 beendet JoN sein inszeniertes Dialogfragment schließlich pointiert mit *ick dachte wenn\_du MITkochst lass ich sAlz ma weg*,<sup>9</sup> worauf die übrigen Gesprächsteilnehmer erneut mit Lachen reagieren. In Zeile 39 schließt MoR noch einmal mit *aber ick mAch do nur das desSERT*; an die vorangegangene Inszenierung an. Auffällig ist hierbei, dass der Sprecher nicht – wie zuvor – die Variation der Sprechstimme zur Inszenierung der Figurenrede einsetzt, sondern sich in den Mitteln der Stilisierung JoN anpasst und ebenfalls das als berlinisch markierte Personalpronomen *ick* mit auslautendem Verschlusslaut verwendet. Der Artikel *das* wird jedoch standardsprachlich realisiert.<sup>10</sup> Das sprachliche Verhalten MoR's ist als eine Form der sprachlichen Akkommodation (vgl. hierzu grundlegend GILES / SMITH 1979) anzusehen, wodurch noch einmal zusätzlich die kommunikative Vergemeinschaftung im humorvollen Spiel indiziert wird.

On the social level, so-called ‚constructive humor‘ helps to maintain the positive face of a group in that it fosters consensus and solidarity, reinforces intragroup cohesiveness, strengthens personal ties among the participants, relieves tensions, and lubricates social relations (ZAJDMAN 1995, 327).<sup>11</sup>

Neben dem Aspekt des Humors spielt hier aber auch die Inszenierung einer gewissen Schlagfertigkeit und Direktheit im Umgang eine Rolle. MoR und JoN stilisieren in der oben angeführten Sequenz ein kommunikatives Verhalten, das sich u. a. durch ‚rhetorische Unverblümtheit‘ auszeichnet, welche sicherlich ebenso wie Humor und Witz als ein fester Bestandteil der (häufig auch medial erzeugten) Ethnokategorie ‚Berlinisch‘ gesehen werden kann. Dies zeigt auch das folgende Beispiel.

9 In dieser Äußerung werden die berlinischen Merkmale nicht konsequent umgesetzt. Das Personalpronomen *ich* wird in einem Fall standardsprachlich mit auslautendem Frikativ und die Präposition *weg* mit standardsprachlichem Plosiv gesprochen, welcher im Berlinischen nach Palatalvokalen i. d. R. zu [ç] spirantisiert wird (vgl. hierzu bspw. ROSENBERG 1986, 25).

10 Zwecks Stilisierung neuer Substandards reicht offensichtlich die Verwendung lediglich vereinzelter prototypischer Merkmale aus, die die Identifikation einer Sprechweise bspw. als Berlinisch ermöglichen. Untersuchungen aus der forensischen Linguistik haben zudem erbracht, dass imitierte ausländische Akzente im Deutschen, die sich lediglich durch die Verwendung stereotyper Merkmale auszeichnen, von Probanden leichter identifiziert werden können als authentische (vgl. hierzu NEUHAUSER / SIMPSON 2007).

11 GILES / SMITH (1979, 46) kommen im Rahmen ihrer Untersuchungen zur sprachlichen Akkommodation zu dem Ergebnis, dass „speech style shifts have occurred so as to encourage further interaction and decrease the perceived discrepancies between the actors“.

### 3.2. Beispiel (b): ‚Moabit oder Marzahn‘

Der folgende Gesprächsausschnitt entstammt einer Aufzeichnung der Sendung ‚Kölner Treff‘, die am 23. 10. 2009 im WDR ausgestrahlt worden ist.<sup>12</sup> Die beteiligten Interaktanten sind die Moderatorin der Sendung Bettina Böttinger (BeB), Moderatorin, Schauspielerin und Entertainerin Barbara Schöneberger (BaS), Schauspieler Rudolf Kowalski (RuK) sowie Fernsehmoderatorin Edda Schönherz (EdS). Außerdem anwesend ist die Sängerin und Schauspielerin Katja Ebstein (KaE), diese kommt jedoch zunächst nicht zu Wort. In der zitierten Sequenz erzählt Rudolf Kowalski von einer Begegnung mit Barbara Schöneberger auf der Kantstraße in Berlin.

```

01 RuK ich hab sIE erKANNT-
02     natürlich [soFORT;]
03 BaS           [Ich_ihn] AUCh;
04 RuK HAB gesucht-
05     ich STARR sie jetzt nich An-
06     is_ne PRoMinente.
07     die IS-
08     [bin WEIter gegAngen-]
09 BaS [jA so IS das,      ]
10     ((Gäste lachen im Hintergrund 1.75 Sek.))
11 BaS dann KUCKT man [eben wEg,  ]
12 RuK           [hab_ich ganz] BÖse gekUckt;
13 BaS [((lacht 1.36 Sek.))]
14 EdS [ACH?              ]
15 RuK [hm JA,            ]
16 BeB DAS is [ja-        ]
17 BaS           [<<lachend>JA;>]
18 BeB da_is ja GANZ [(besOnders)-]
19 RuK           [is disKREter] hEUte-=ja.
20 BaS ja in BERlin sagt man ja auch Oft_zu mir,
21     (0.1)
→ 22 BaS <<leicht gepresst>brAU s ↑nisch ↓GLAUben
     det_wa zu dir frEUndlicher sind nUr weil_e

```

<sup>12</sup> Die Redaktion der Sendung hat mir freundlicherweise eine Kopie der Sendung zur Verfügung gestellt.

```

                bein fErnseher arbeites;>
23          ((alle lachen, Publikum klatscht))
24 RuK JA-
25          [((lacht 1.29 Sek.))]
26 EdS [GE:nau;          ]
27          ((Gäste lachen 4.03 Sek.))
28 BeB moabIt oder marZAHN,
29 BaS <<lachend>MOhabit,>
30          (0.22)
31 BeB oKEE,
32 RuK ((lacht 1.39 Sek.))

```

In Zeile 22 wechselt die Sprecherin BaS in ein als berlinisch markiertes Register. Dies lässt sich an der Verwendung phonetisch-phonologischer Charakteristika, wie Koronalisierung von standardsprachlichem /ç/ in *nisch* ‘nicht’ und *frEUndlicher* ‘freundlicher’, lexemgebundene Ersetzung von standardsprachlichem Frikativ /s/ durch den Plosiv /t/ sowie die Realisierung von /ε/ in der Konjunktion *det* ‘dass’,<sup>13</sup> und an der Ersetzung des Dativs durch den Akkusativ in der Präposition *bein* ‘beim’ festmachen (vgl. hierzu FRANKE 2006, 31). Außerdem realisiert BaS eine Vielzahl sog. ‚allegrosprachlicher‘ Merkmale, welche in ihrem sonstigen Sprachgebrauch zumeist nicht vorzufinden sind. Zu nennen sind hier u. a. die Tilgung des auslautenden alveolaren Plosivs nach Frikativ in der Verbendung *-st* in *brAUs* ‘brauchst’ und *arbeitEs* ‘arbeitest’, die Verwendung der schwachen enklitischen Form *wa* ‘wir’ sowie die Realisierung des enklitischen Vokals in *weil\_e* ‘weil du’, welche hier wohl ebenfalls zwecks Stilisierung einer fremden Sprechweise und somit als Kontextualisierungshinweis eingesetzt werden.<sup>14</sup>

Die inszenierte Figur tritt hier stellvertretend für einen bestimmten Sozialtypus auf (‘category-animation’, vgl. hierzu DEPPERMAN 2007, 236ff.). Dessen kommunikatives Verhalten wird als Gegenentwurf zu dem von Sprecher RuK mit *is dis-*

13 Die Formen *dat*, *det* und *dit* kommen im Berlinischen eigentlich nicht als Konjunktion, sondern nur als Artikel und Pronomen vor (vgl. hierzu bspw. SCHLOBINSKI 1988, 144ff.). Die Verwendung der Form *det* als Konjunktion ist wahrscheinlich als eine Art Übergeneralisierung zu interpretieren.

14 Die Beobachtung, dass die Sprecherin zur Stilisierung des Berlinischen außerdem in den Modus einer verringerten Artikulationspräzision übergeht, ist sicher im Zusammenhang mit der von SCHLOBINSKI formulierten These zu sehen, dass im Berlinischen das Vorkommen bestimmter allegrosprachlicher Merkmale durch die Verwendung dialektremanenter Formen impliziert wird (vgl. SCHLOBINSKI 1988, 93ff., siehe in diesem Zusammenhang auch MAAS 2006, 299; MEINHOLD 1986, 291). Für Beispiel (a) lassen sich hingegen nur schwer Aussagen hinsichtlich der Verwendung von Allegromerkmalen zur Stilisierung des Berlinischen treffen, da Verschleifungen, Elisionen etc. auch abseits der stilisierten Rede im Sprachgebrauch der Interagierenden vorkommen, somit über kein Kontrastpotenzial (im Sinne einer Kontrastierung von ‚eigen‘ vs. ‚fremd‘) verfügen und infolgedessen auch keine Stilisierungsressource darstellen können.



*KREter hEUte=ja*. in Zeile 19 als eher zurückhaltend beschriebenen Umgang mit Personen des öffentlichen Lebens präsentiert. In Zeile 20 leitet die Sprecherin BaS mit der redensituierenden Phrase *ja in BERlin sagt man ja auch Oft\_zu mir*, die Inszenierung der Figurenrede explizit ein und markiert dabei die folgende, metapragmatisch aufgeladene Darbietung durch die generische Verwendung des neutralen Pronomens *man* (vgl. in diesem Zusammenhang auch ZIFONUN 2000, 237ff.) und den Gebrauch des Temporaladverbs *oft* bereits als ‚Allgemeinplatz‘. Mittels der genannten phonetisch-phonologischen und morphosyntaktischen Merkmale des Berlinischen sowie durch die Veränderung der Stimmqualität wird die Äußerung in Zeile 22 <<leicht gepresst>*brAUs nisch GLAUben det\_wa zu dir frEUndlischer sind nUr weil\_e bein fErnseher arbeitest;*> zusätzlich als fremde Rede kontextualisiert.<sup>15</sup> Außerdem realisiert die Sprecherin in der Verbalphrase *brAUs ↑nisch ↓GLAUben* eine prosodische Kontur, die wahrscheinlich als sog. ‚Springton‘ zu klassifizieren ist, der ebenfalls als ein Merkmal des Berlinischen beschrieben wird (vgl. hierzu u. a. SELTING 2000). Die typischste Ausprägung skizziert SELTING wie folgt:

Die typischste und ausgeprägteste Kontur beginnt mit einer steigenden Akzenttonhöhenbewegung in und ggf. nach der Akzentsilbe, dann erfolgt ein plötzlicher Tonhöhen sprung oder eine schnelle, steile Tonhöhenbewegung nach oben zu einer deutlich höheren unakzentuierten Silbe, danach ein weiterer plötzlicher Tonhöhen sprung oder eine schnelle, steile Tonhöhenbewegung herunter zu einer wieder deutlich tieferen Akzentsilbe, deren Akzenttonhöhenbewegung in der Regel eine fallende ist (SELTING 2000, 196).

Die prosodische Kontur der genannten Verbalphrase entspricht in ihrem Verlauf relativ genau den von Selting dargelegten charakteristischen Eigenschaften der typischsten Ausprägung des Berliner Springtons. Der Intonationsverlauf zeigt eine schnelle, steigende Tonhöhenbewegung über der Akzentsilbe in *brAUs* hin zu der deutlich höheren, unakzentuierten Silbe in *nisch* sowie einen folgenden, raschen tonalen Abfall über dem Fokusakzent in *GLAUben* (vgl. Abb. 2).

---

<sup>15</sup> Hier ergibt sich die Frage, ob Sprecher und Sprecherinnen ggf. auch über kognitive Prototypen hinsichtlich einer regionalen Verteilung bestimmter Sprechstimmen verfügen. Zum Aspekt der diatopischen Variation der Sprechstimmlage vgl. z. B. BRAUN (2001).

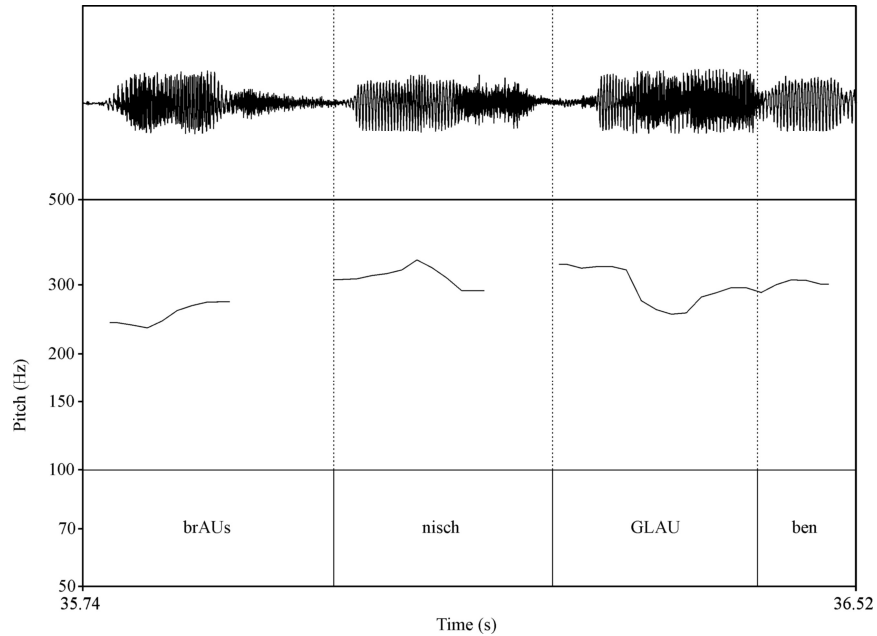


Abbildung 2: Oszillogramm und tonale Kontur der Verbalphrase *brAUs* ↑*nisch* ↓*GLAU*ben

Die hier vollzogene Inszenierung eines bestimmten Sozialtypus wird in Zeile 23 durch Lachen und Applaus goutiert und im weiteren Gesprächsverlauf von den beteiligten Interagierenden evaluiert.

```

→ 28 BeB moabIt oder marZAHN,
→ 29 BaS <<lachend>MOAbit,>
    30      (0.22)
    31 BeB oKEE,
    32 RuK ((lacht 1.39 Sek.))
    33 BeB woll_ich grade SAgen;
    34 BaS <<lachend>JA,>
→ 35 BeB moabIt oder marZAHN-
    36 BaS <<lachend>JA,>
    37 BeB da wird_s wahrSCHEINlich [gewEsen sein. ]
    38 BaS                               [<<lachend>ja.> ]
    39 BeB das IS aber-
    40 KaE war die LIEbe der-
```

	41	RuK	die berLIner-
	42		den berlInern MÜSsen_se-
→	43	KaE	dIE sind SEHR nett;
	44		(0.18)
→	45	BeB	<<t>sEhr NETT->
	46		<<t>die berLIner sind äh->
	47	KaE	dat HAM-
→	48		mEInen die ganz EHRlich.
	49	BaS	JA,
→	50	BeB	<<t>ja die sind immer !SU:!per nett die berlIner;
	51	BaS	toTAL?

Mit der Äußerung *moabIt oder marZAHN*, seitens der Moderatorin BeB in Zeile 28 wird zunächst eine nähere Klassifizierung des inszenierten Sozialtypus eingefordert, welche die Sprecherin BaS mit <<lachend>MOAbit,> in Zeile 29 auch liefert. Auf diese Weise nehmen die Interaktanten eine räumliche Verortung und damit verbunden wohl auch eine soziale Kategorisierung des inszenierten Sozialtypus vor. Der Berliner Kiez Moabit hat – wahrscheinlich vor allem aufgrund der Medienberichterstattung – ein ähnliches Negativimage wie die Bezirke Marzahn und Neukölln, das in erster Linie durch Konnotationen wie ‚Arbeiterbezirk, hoher Ausländeranteil, Kriminalität‘ etc. bestimmt ist (vgl. in diesem Zusammenhang auch SCHNUR 2000, 45f.). Aufgrund der erneuten Nennung der Kategorisierungsalternativen *moabIt oder marZAHN*– in Zeile 35 und der Verwendung des Satzadverbs *wahrSCHEINlich* in *da wird\_s wahrSCHEINlich gewEsen sein.* in Zeile 37 wird jedoch deutlich, dass der inszenierte Sozialtypus nicht zwingend mit dem Kiez Moabit im Speziellen, sondern eher mit Berliner Arbeiter- und/oder Problembezirken im Allgemeinen in Verbindung gebracht wird. Bei SCHLOBINSKI findet sich bereits der Hinweis, dass die Verwendung des Berlinischen vor allem mit dem „indexikalischen Feld ‚Arbeiterbezirk, Vulgäres und Proletarisches‘“ (SCHLOBINSKI 1988, 219) assoziiert wird. In jüngeren Studien zum Berlinischen wird eine solche Korrelation ebenfalls weitestgehend bestätigt (vgl. hierzu bspw. SCHÖNFELD et al. 2001, 138ff.).

Auch die hier zitierte Gesprächssequenz spiegelt eine in den Köpfen der Interagierenden verankerte assoziative Verknüpfung zwischen den stilisierten Merkmalen des Berlinischen sowie dem inszenierten kommunikativen Verhalten und einem bestimmten Prototyp des Berliner Proletariats, welcher von der Sprecherin KaE jedoch als ‚nett‘ und ‚ehrlich‘ eingestuft wird, wider. Auf die Äußerung *dIE sind SEHR nett;* seitens der Sprecherin KaE in Zeile 43 reagiert die Sprecherin BeB mit der durch den deutlichen Wechsel in ein tieferes Tonhöhenregister als ironisch

kontextualisierten Äußerung <<t>*sEhr NETT*->. In Zeile 47 und 48 unternimmt KaE noch einmal den Versuch einer Ehrenrettung der Berliner. Mit der Äußerungsfolge *dat HAM- mEInen die ganz EHRlich*. wird erneut ein Angebot zur positiven Evaluation des kommunikativen Verhaltens des inszenierten Sozialtypus ausgesprochen, das die Moderatorin BeB in Zeile 50 ebenfalls umgehend ironisierend zurückweist. Sprecherin BeB markiert die Ironie der Äußerung <<t>*ja die sind immer !SU:!per nett die berllner*; auch hier durch die Verwendung eines tieferen Tonhöhenregisters und zusätzlich durch die starke Betonung und Dehnung der Akzentsilbe von *!SU:!per* (vgl. in diesem Zusammenhang auch HARTUNG 1998, 175). Die mit deutlich steigender Kadenz geäußerte Reaktion *toTAL?* seitens der Sprecherin BaS kann ebenfalls als ein Indiz für die ironische Lesart der vorangegangenen Äußerung der Sprecherin BeB aufgefasst werden.

An dieser Stelle zeigt sich sehr deutlich, dass die beteiligten Interaktanten im Hinblick auf die stilisierte Figur und deren kommunikatives Verhalten über Bewertungsmuster verfügen, die nicht übereinstimmen. Während die Sprecherin KaE die Direktheit der inszenierten Figur als ‚nett‘ und ‚ehrlich‘ bewertet und den Berlinern damit eine gewisse persönliche Integrität attestiert, die die Berliner teilweise auch selbst mit dem Berlinischen verbinden – so konstatieren zumindest DITTMAR et al. (1986, 97) –, beurteilen die Sprecherinnen BaS und BeB das Verhalten eher als negativ und taktlos. Die negative Einstellung gegenüber der inszenierten Direktheit im Umgang entspricht auch allgemein geläufigen Konnotationen mit dem Berlinischen wie ‚aggressiv‘, ‚proletenhaft‘, ‚frech‘ und ‚pöbelhaft‘ (vgl. ebd., 92).

Die Evaluationssequenz in Beispiel (b) illustriert sehr deutlich, wie Einstellungen gegenüber regionalen Sprechweisen in der Interaktion präsentiert, evaluiert und tradiert werden. Es kann davon ausgegangen werden, dass Stilisierungsverfahren sowie metakommunikative Reflexion über bestimmte Sprechweisen und damit assoziierte Sprechergruppen im öffentlichen Diskurs massiv zur Herausbildung kognitiver Prototypen, wie bspw. des hier platzgreifenden ethnokategorialen Berlinischkonzepts, beitragen. Im Rahmen von Stilisierungen regionaler Sprechweisen in Alltagsgesprächen greifen Interagierende wiederum auf solche medial-vermittelten Prototypen zurück.

The theoretical importance of media-influenced styling is, firstly, that mass media are increasingly active and important in delivering our accent/dialect/variation experience. [...] Mass media are replete with diverse accents and dialects, formatted into an increasingly wide range of popular genres (COUPLAND 2007, 184).

LAMELI kommt im Rahmen der Untersuchung laiensprachlicher Sprachraumkonzepte zu der Hypothese, dass besonders mit Blick auf jüngere Sprechergruppen sehr wahrscheinlich weniger von einem ‚aktiv-interaktionsbasierten‘ Zugang zu authentischen regionalen Substandards, sondern vielmehr von einem ‚passiv-observativen Zugang zu einem Medienkonstrukt‘ (LAMELI 2009, 153) auszugehen sei. Das Berlinische ist sowohl in authentischer als auch in stilisierter Form häufig in

den Medien präsent und stellt somit eine potenzielle Ressource für die passiv-observative Aneignung regionalsprachlicher Kenntnisse dar. In der folgenden Gesprächssequenz aus der Quizsendung ‚Wer wird Millionär?‘ treten gleich beide Erscheinungsformen nebeneinander auf.

### 3.3. Beispiel (c): ‚Eine-Million-Euro-Frage‘

Die Gesprächssequenz ist einer Aufzeichnung der Quizsendung ‚Wer wird Millionär?‘ vom 16. 05. 2011 entnommen. An der Interaktion sind Günther Jauch (GüJ), Moderator der Sendung, und ein männlicher Kandidat aus Brandenburg (KaB) beteiligt. Der Kandidat steht bei der Eine-Million-Euro-Frage, welche lautet: „Wie viel Finderlohn steht laut § 971 des Bürgerlichen Gesetzbuches dem ehrlichen Finder von einer Million Euro zu?“

	01	GüJ	!SU!per eine million euro frAge.
	02		(0.373)
	03	KaB	((schmatzt))
	04	GüJ	[wEnn sie_s] FINDen,
	05	KaB	[OH ja; ]
	06	GüJ	wEnn sie_s ABgeben,
	07		wIE viel FINDERlohn STEHT ihnen zu.
	08		(3.06)
	09	GüJ	SO_ich ihnen was sAgen,
	10		(0.933)
→	11	GüJ	<<len>DIT (.) wüsste sogar Icke;>
	12		(0.147)
	13		((Publikum lacht))
	14	KaB	ESCHT jA,
	15	KaB	[dIt ] wissen !SIE!,
	16	GüJ	[JA- ]
→	17	GüJ	DET wEEß_ick;

Im Anschluss an das Vorlesen der Antwortmöglichkeiten nimmt der Sprecher GüJ zunächst mit *!SU!per eine million euro frAge*. in Zeile 1 eine Bewertung der Frage vor und paraphrasiert diese anschließend in Zeile 04 bis 07 noch einmal. Nach einer Pause von 3.06 Sek. leitet GüJ mit *SO\_ich ihnen was sAgen*, die evaluative Äußerung *<<len>DIT (.) wüsste sogar Icke;>* in Zeile 11 ein. Durch die Realisierung

von auslautendem /t/ sowie von /t/ in *DIT* ‘das’ und die Verwendung von /k/ sowie durch die Schwa-Epithese in *Icke* ‘ich’ (vgl. in diesem Zusammenhang u. a. SCHLOBINSKI 1988, 65ff.) wird die Äußerung eindeutig als Berlinisch markiert. Die Reduzierung des Sprechtempos bewirkt eine zusätzliche Demarkation vom bisherigen Sprachgebrauch des Sprechers. Auf die Rückfrage des Kandidaten *ESCHT JA, dIt wissen !SIE!*, – welche ebenfalls berlinische Merkmale aufweist, jedoch sicher nicht als Stilisierung zu klassifizieren ist<sup>16</sup> –, antwortet der Sprecher GüJ in Zeile 16 und 17 mit *JA- DET wEEß\_ick*. Neben den bereits erwähnten Merkmalen realisiert der Sprecher hier auch den alten langen Monophthong /e:/ in *wEEß* ‘weiß’, welcher ebenfalls als charakteristisch für das Berlinische zu sehen ist, aber lediglich lexemgebunden vorkommt (vgl. hierzu u. a. SCHLOBINSKI 1988, 117ff.).

Stilisiertes Berlinisch wird hier wohl wie in Beispiel (a) zur Erzeugung einer unernsten Gesprächsmodalität eingesetzt und kann als „strategic inauthenticity“ (COUPLAND 2007, 154) interpretiert werden, die es dem Sprecher GüJ ermöglicht, eine Art Eigenlob offen auszusprechen, ohne das Risiko einzugehen, dass sein Handeln von Kandidat und Zuschauern als überheblich, prahlerisch oder arrogant bewertet wird. Der Erfolg dieser facework-Strategie (vgl. in diesem Zusammenhang BROWN / LEVINSON 1987, 71ff.) zeigt sich vor allem in der Reaktion des Publikums in Zeile 13, das die Stilisierung mit Lachen goutiert. Durch den Wechsel ins Berlinische vollzieht GüJ hier zudem gleichzeitig eine sprachliche Akkommodation an den Interaktionspartner, der aktiver Sprecher des Berlinischen ist. Auf diese Weise treten in der hier zitierten Gesprächssequenz authentisches und stilisiertes Berlinisch unmittelbar nebeneinander, was Sprecher KaB allerdings durchaus als eine Art Sprachspott und somit als gesichtsverletzende Provokation hätte interpretieren können (vgl. in diesem Zusammenhang auch RAMPTON 2009, 153).

### 3.4. Zusammenfassung

Aus den untersuchten Gesprächsdaten lässt sich ein überschaubares Set sprachlicher Mittel rekonstruieren, welches von den Interagierenden in unterschiedlicher Dichte zur Stilisierung einer zweifellos als Berlinisch intendierten Sprechweise eingesetzt wird. Linguistische Charakteristika lassen sich hauptsächlich auf der phonetisch-phonologischen Ebene (inklusive prosodischer Charakteristika) sowie vereinzelt auch im Bereich der Morphosyntax ausmachen (vgl. hierzu Abb. 3).

---

16 Der Sprecher KaB weist im Verlauf der Sendung durchgängig eine allerdings changierende Dichte berlinischer Merkmale in seinem Sprachgebrauch auf.

<b>Phonetisch-phonologische Ebene (segmental sowie suprasegmental)</b>	<b>Beispiel</b>
Regionale Merkmale:	
/ç/ → /k/ im Personalpronomen <i>ich</i>	<i>ick</i>
/ç/ → /ʃ/ nach Palatalvokal (außer in <i>ich</i> )	<i>frEUndlicher</i>
/s/ → /t/ in <i>das</i> und <i>dass</i> <sup>17</sup>	<i>det</i>
/g/ → /j/ im Partizipialpräfix <i>ge-</i>	<i>jewÖhnt</i>
/a/ → /ɛ/ in <i>das</i> und <i>dass</i> bzw. /ɪ/ in <i>das</i>	<i>DET</i> bzw. <i>DIT</i>
/ai/ → /e:/ in der 1. Ps. Sg. von <i>wissen</i>	<i>wEEß</i>
Schwa-Epithese im Pronomen <i>ich</i>	<i>Icke</i>
Springton	<i>brAUs</i> ↑ <i>nisch</i> ↓ <i>GLAUben</i>
Allegromerkmale:	
Tilgung von wortfinalen /t/ nach Frikativ in der Verbendung <i>-st</i>	<i>brAUs</i>
Reduzierung und Klitisierung von Personalpronomen	<i>wa</i> bzw. <i>weil_e</i>
<b>Morphosyntaktische Ebene</b>	<b>Beispiel</b>
Ersetzung des Dativs durch den Akkusativ	<i>mich</i> → <i>mir</i>

Abbildung 3: Stilisierte Strukturmerkmale des Berlinischen

Auch wenn eine Klassifizierung der genannten allegrosprachlichen Elemente als ‚typisch Berlinisch‘ aus linguistischer Sicht durchaus problematisch erscheint, da die schwachen, enklitischen Formen *wa* ‚wir‘ und *e* ‚du‘ allgemein im gesprochenen Deutsch häufig vorkommen (vgl. u. a. SCHWITALLA 2006, 39) und die Tilgung postspirantischer, alveolarer Plosive in Verbendungen eine zumindest in Norddeutschland weit verbreitete Erscheinung darstellt (vgl. hierzu LAUF 1996, 198 sowie ELEMENTALER in diesem Band), muss dies nicht bedeuten, dass diese Merkmale nicht dennoch als konstitutiver Bestandteil der laiensprachlichen Ethnokategorie ‚Berlinisch‘ gelten können. Für die Herausbildung laiensprachlicher Varietätenkonzepte

17 Vgl. hierzu Anm. 13.

ist eine objektiv nachweisbare areale Verbreitung sprachlicher Merkmale eher irrelevant. Relevanter sind wohl vielmehr sich auf der Basis subjektiver Erfahrungen manifestierende Strukturkenntnisse und Bewertungsmuster, die sehr wahrscheinlich zudem durch gesellschaftlich etablierte und vor allem medial-vermittelte Prototypen präformiert sind, welche nicht zwingend mit der tatsächlichen räumlichen Verbreitung übereinstimmen müssen.

DITTMAR et al. (1986, 98) konstatieren für das Berlinische bspw. auch verfestigte Konnotationsmuster, „die den zahlreichen populären Berlin-Büchern entnommen sein könnten“. In den hier analysierten Gesprächssequenzen wird das Berlinische vor allem mit Witz bzw. Humor, Direktheit (sowohl positiv als auch negativ bewertet) und Proletariat assoziiert und unter Rückbezug auf diese Assoziationen als stilistische Ressource zur Indizierung einer unernsten Gesprächsmodalität oder zur Inszenierung eines spezifischen Sozialtypus eingesetzt. Das prototypische Medienbild des Berlinischen sowie des Berliners selbst ist gegenwärtig sicher am stärksten geprägt durch Stand-up Comedians wie Mario Barth, Kurt Krömer oder auch Cindy aus Marzahn. Besonders die letztgenannte Künstlerin vermittelt in überzeichneter Weise den proletarischen, pöbelhaften Prototyp, der auch durch das Stilisierungsverfahren in Beispiel (b) bei den beteiligten Interaktanten aktiviert wird. Darüber hinaus treten auch immer häufiger Laiensprecher bspw. in Dokutainment-Formaten, Talkshows oder – wie in Beispiel (c) – in Quizsendungen auf. „Formats of audience engagement and participation have become widely popular in the last couple of decades, resulting in a dramatic increase in the presence of lay speakers in broadcast content“ (ANDROUTSOPOULOS 2009, 742). Hieraus ergibt sich grundsätzlich eine zunehmende Medienpräsenz regionaler Sprechweisen (vgl. in diesem Zusammenhang auch BURGER 1996, 73ff.). Auf diese Weise sind vor allem neue Substandards von ihrer ursprünglichen räumlichen Bindung in gewisser Hinsicht losgelöst und stehen einer größeren Sprechergemeinschaft vor allem in Form kognitiver Prototypen als funktional polyvalente, stilistische Ressource zur Verfügung (vgl. hierzu auch ANDROUTSOPOULOS 2009, 742), wie es in Ansätzen an den besprochenen Beispielen aufgezeigt werden konnte.

#### 4. Ausblick

Die Analyse von Stilisierungsverfahren sowohl in Medien- als auch in Alltagsgesprächen eröffnet (abseits künstlicher Testsituationen!) einen exzellenten Zugriff auf laiensprachliche Wissensbestände. Besonders mit Blick auf prosodische Eigenarten regionaler Sprechweisen scheint mir die Auseinandersetzung mit Formen der Stilisierung (bzw. mit Imitationen im Allgemeinen) überhaupt erst einen detaillierten Zugriff auf die Alltagswahrnehmung linguistischer Laien zu ermöglichen. Bereits JESPERSEN merkt in seinem Lehrbuch der Phonetik an, dass „fremde Töne [...] in der Regel leichter nachzubilden (oder zu karikieren) als wissenschaftlich zu beschreiben oder zu bestimmen“ (JESPERSEN 1904, 237) seien. Vor allem linguistische



Laien sind sicherlich eher dazu im Stande, prosodische Eigenarten fremder regionaler Substandards zu imitieren als diese näher zu bestimmen. Es kann außerdem davon ausgegangen werden, dass Stilisierungsverfahren ein zentrales Bindeglied zwischen ‚authentischer‘ Spracherfahrung und der Herausbildung kognitiver Prototypen darstellen (vgl. in diesem Zusammenhang auch BIRKNER / GILLES 2008, 125ff.) und somit die interaktive Konstitution und Evaluation ethnokategorialer Varietätenkonzepte inklusive bestimmter Konnotations- und Bewertungsmuster dokumentieren, wie hier in Ansätzen aufgezeigt werden konnte. Die Beschäftigung mit Verfahren der Stilisierung regionaler Sprechweisen in der Face-to-face-Interaktion stellt daher m. E. für die dialektologische Forschung, welche sich gegenwärtig mit verstärktem Interesse der Sprecher- bzw. Sprecherinnenperspektive auf sprachliche Variation zuwendet (vgl. in diesem Zusammenhang auch MAITZ 2010), ein durchaus vielversprechendes Forschungsfeld dar.

## 5. Literaturverzeichnis

- ANDERS, Christina A. / Markus HUNDT / Alexander LASCH (2010) (Hgg.): *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Berlin New York (Linguistik – Impulse und Tendenzen, 38).
- ANDROUTSOPOULOS, Jannis (2009): *The study of language and space in media discourse*. In: AUER, Peter / Jürgen Erich SCHMIDT: *Language and Space*. Teilband 1. Berlin New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 30.1), S. 740–759.
- AUER, Peter (1986): *Kontextualisierung*. In: *Studium Linguistik* 19, S. 22–47.
- AUER, Peter (1995): *The pragmatics of code-switching: A sequential approach*. In: MILROY, Lesley (Hg.): *One speaker, two languages. Cross-disciplinary perspectives on code switching*. Cambridge u. a., S. 115–135.
- AUER, Peter (1997): *Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät?* In: MATTHEIER, Klaus J. / Edgar RADTKE (Hgg.): *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Frankfurt a. M., S. 129–162.
- BARBOUR, Stephen / Patrick STEVENSON (1998): *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektive*. Berlin New York.
- BELLMANN, Günther (1983): *Probleme des Substandards im Deutschen*. In: MATTHEIER, Klaus J. (Hg.): *Aspekte der Dialekttheorie*. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 46), S. 105–130.
- BESCH, Werner (2003): *Aussprache-Standardisierung am grünen Tisch? Der ‚Siebs‘ nach 100 Jahren*. In: ANDROUTSOPOULOS, Jannis / Evelyn ZIEGLER: *Standardfragen. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation*. Frankfurt a. M. (VarioLingua, 18), S. 15–26.
- BIRKNER, Karin / Peter GILLES, (2008): *Dialektstilisierung im Reality-Fernsehen*. In: CHRISTEN, Helen / Evelyn ZIEGLER: *Sprechen, Schreiben, Hören. Zur Produk-*

- tion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts.* Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen. Wien, 20.–23. September 2006. Wien, S. 101–129.
- BRAUN, Angelika (2001): *Sprechstimmlage und regionale Umgangssprache.* In: Dies. (Hg.): *Beiträge zu Linguistik und Phonetik.* Stuttgart (ZDL Beihefte, 118), S. 453–463.
- BROWN, Penelope / Stephen C. LEVINSON (1987): *Politeness. Some universals in language usage.* Cambridge u. a. (Studies in Interactional Sociolinguistics, 4).
- BURGER, Harald (1996): *Laien im Fernsehen. Was sie leisten – wie sie sprechen – wie man mit ihnen spricht.* In: BIERE, Bernd Ulrich / Rudolf HOBERG (Hgg.): *Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen.* Tübingen, S. 41–80.
- COUPLAND, Nikolas (2001): *Dialect stylization in radio talk.* In: *Language in Society* 30, S. 345–375.
- COUPLAND, Nikolas (2007): *Style. Language Variation and Identity.* Cambridge (Key Topics in Sociolinguistics, 1).
- DEPPERMAN, Arnulf (2007): *Playing with the voice of the other: Stylized Kanak-sprach in conversations among German adolescents.* In: AUER, Peter (Hg.): *Style and Social Identities. Alternative Approaches to Linguistic Heterogeneity.* Berlin New York (Language, Power and Social Process, 18), S. 325–360.
- DIRIM, İnci / Peter AUER (2004): *Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland.* Berlin New York (Linguistik – Impulse und Tendenzen, Bd. 4).
- DITTMAR, Norbert / Peter SCHLOBINSKI / Inge WACHS (1986): *Berlinisch. Studien zum Lexikon, zur Spracheinstellung und zum Stilrepertoire.* Berlin (Berlin Forschung, 14).
- ELMENTALER, Michael (2011): *Arealität, Situativität und innersprachliche Steuerungsfaktoren. Überlegungen zu einem mehrdimensionalen Atlas der norddeutschen Regionalsprache (am Beispiel der t-Apokope).* In diesem Band.
- FRANKE, Katharina (2006): *Language Variation in #berlin* (NET.WORX, 48). URL: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-48.pdf> (abgerufen am 16. 07. 2011).
- GILES, Howard / Philip SMITH (1979): *Accommodation Theory: Optimal Levels of Convergence.* In: GILES, Howard / Robert N. ST. CLAIR (Hgg.): *Language and Social Psychology.* Oxford, S. 45–65.
- GILLES, Peter / Joachim SCHARLOTH / Evelyn ZIEGLER (2010) (Hgg.): *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation.* Frankfurt a. M. u. a. (VarioLingua, 37).
- GOFFMAN, Erving (1981): *Forms of Talk.* Philadelphia.
- GUMPERZ, John J. (1982): *Discourse strategies.* Cambridge (Studies in Interactional Sociolinguistic, 1).
- GUMPERZ, John J. (2002): *Sharing Common Ground.* In: KEIM, Inken / Wilfried SCHÜTTE (Hgg.): *Soziale Welten und kommunikative Stile.* Tübingen (Studien zur Deutschen Sprache, 22), S. 4–56.

- GÜNTNER, Susanne (2000): *Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion. Grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen*. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 221).
- GÜNTNER, Susanne (2002): *Stimmenvielfalt im Diskurs. Formen der Stilisierung und Ästhetisierung in der Redewiedergabe*. In: *Gesprächsforschung – Onlinezeitschrift zur verbalen Interaktion* 3 (www.gespraechsforschung-ozs.de), S. 59–80.
- HARTUNG, Martin (1998): *Ironie in der Alltagssprache. Eine gesprächsanalytische Untersuchung*. Opladen.
- HINNENKAMP, Volker / Margret SELTING (1989): *Einleitung: Stil und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik*. In: DIES. (Hgg.): *Stil und Stilisierung*. Tübingen, S. 1–23.
- JESPERSEN, Otto (1904): *Lehrbuch der Phonetik*. Autorisierte Übersetzung von Hermann DAVIDSEN. Leipzig Berlin.
- KALLMEYER, Werner / Inken KEIM (2003): *Eigenschaften von sozialen Stilen der Kommunikation: Am Beispiel einer türkischen Migrantinnengruppe*. In: ERFURT, Jürgen (Hg.): „Multisprech“: *Hybridität, Variation, Identität*. Duisburg (Osna-brücker Beiträge zur Sprachtheorie, 65), S. 35–56.
- KÖNIG, Werner (2008): *Spricht man in Norddeutschland ein besseres Hochdeutsch?* In: *Waseda-Blätter* 15, S. 45–64.
- KOTTHOFF, Helga (2000): *Konversationelle Parodie*. In: SCHWARZ, Alexander (Hg.): *Bausteine zur Sprachgeschichte der deutschen Komik*. Hildesheim u. a. (Germanistische Linguistik, 153), S. 159–186.
- LAMELI, Alfred (2009): *Die Konzeptualisierung des Sprachraums als Teil des regional-sprachlichen Wissens*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37.1, S. 125–156.
- LASCH, Agathe (1967 [1928]): *Berlinisch. Eine Berlinische Sprachgeschichte*. Darmstadt.
- LAUF, Raphaela (1996): „Regional markiert“: *Großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum*. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 119, S. 193–218.
- LENZ, Alexandra N. (2009): *Emergence of varieties through restructuring and re-evaluation*. In: AUER, Peter / Jürgen Erich SCHMIDT (Hgg.): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation*. Teilband 1. Berlin New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 30.1), S. 295–314.
- LENZ, Alexandra N. (2010a): *Zum Salienzbegriff und zum Nachweis salienter Merkmale*. In: ANDERS et al. (2010), S. 89–110.
- LENZ, Alexandra N. (2010b): „Von Erp nach Wittlich und zurück“ – *Substandard-sprachliche Strukturen des Mittelfränkischen*. In: GILLES et al. (2010), S. 81–103.
- MAAS, Utz (2006): *Phonologie. Einführung in die funktionale Phonetik des Deutschen*. 2., überarb. Aufl. Göttingen (Studienbücher zur Linguistik, 2).

- MAITZ, Péter (2010): *Sprachvariation zwischen Alltagswahrnehmung und linguistischer Bewertung. Sprachtheoretische und wissenschaftsideologische Überlegungen zur Erforschung sprachlicher Variation*. In: GILLES et al., S. 59–80.
- MEINHOLD, Gottfried (1986): *Phonostilistische Ebenen in der deutschen Standardaussprache*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 23, S. 288–293.
- NEUHAUSER, Sarah / Adrian SIMPSON (2007): *Imitated or authentic? Listeners' judgements of foreign accents*. In: *Proc. 16th ICPHS*, S. 1805–1808.
- PAUL, Hermann (1995 [1880]): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Tübingen (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft).
- VON POLENZ, Peter (1999): *Deutsche Sprachgeschichte. Vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin.
- PURSCHKE, Christoph (2010): *Imitation und Hörerurteil – Kognitive Dialekt-Prototypen am Beispiel des Hessischen*. In: ANDERS et al. (2010), S. 151–177.
- RAMPTON, Ben (2009): *Interaction ritual and not just artful performance in crossing and stylization*. In: *Language in Society* 38, S. 149–176.
- ROSENBERG, Peter (1986): *Der Berliner Dialekt und seine Folgen für die Schüler. Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialektsprechender Berliner Schüler*. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 68).
- SCHIRMUNSKI, Viktor M. (1962): *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten*. Berlin.
- SCHLOBINSKI, Peter (1987): *Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung*. Berlin New York (Soziolinguistik und Sprachkontakt, 3).
- SCHLOBINSKI, Peter (1988): *Code-Switching im Berlinischen*. In: DITTMAR, Norbert / Peter SCHLOBINSKI (Hg.): *Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart*. Berlin, S. 83–102.
- SCHMIDT, Jürgen Erich (2010): *Die modernen Regionalsprachen als Varietätenverbände*. In: GILLES et al. (2010), S. 125–143.
- SCHNUR, Olaf (Hrsg.) (2000): *Nachbarschaft, Sozialkapital & Bürgerengagement: Potenziale sozialer Stadtteilentwicklung? Eine Analyse am Beispiel von vier Wohnquartieren des Stadtteils Moabit (Berlin-Tiergarten)*. Berlin.
- SCHÖNFELD, Helmut / Ruth REINER / Sabine GRÜNERT (2001): *Berlinisch heute: Kompetenz – Verwendung – Bewertung*. Frankfurt am Main (Sprache, System und Tätigkeit, 36)
- SCHWITALLA, Johannes (2006): *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*. 3., neu bearb. Aufl. Berlin (Grundlagen der Germanistik, 33).
- SELTING, Margret (1989): *Konstitution und Veränderung von Sprechstilen als Kontextualisierungsverfahren: die Rolle von Sprachvariation und Prosodie*. In: HINNENKAMP, Volker / Margret SELTING (Hgg.): *Stil und Stilisierung*. Tübingen, S. 203–225.
- SELTING, Margret (2000): *Berlinische Intonationskonturen: Der Springton*. In: *Deutsche Sprache* 28.3, S. 193–231.

- SELTING, Margret et al. (2009): *Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2)*. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10 (www.gespraechsforschung-ozs.de), S. 353–402.
- SILVERSTEIN, Michael (1993): *Metapragmatic discourse and metapragmatic function*. In: LUCY, John A. (Hg.): *Reflexive language: reported speech and metapragmatics*. Cambridge, S. 33–58.
- SPIEKERMANN, Helmut (2010): *Variation und Sprachkontakt*. In: KRUMM, Hans-Jürgen et al. (Hgg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*, Teilband 1. Berlin New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 35.1), S. 343–359.
- TRUDGILL, Peter (1986): *Dialects in Contact*. Oxford.
- ZAJDMAN, Anat (1995): *Humorous face-threatening acts: Humor as strategy*. In: *Journal of Pragmatics* 23, S. 325–339.
- ZIFONUN, Gisela (2000): „Man lebt nur einmal.“ *Morphosyntax und Semantik des Pronomens man*. In: *Deutsche Sprache* 28.3, S. 232–253.

### Anhang: Verwendete Transkriptionskonventionen

Tonhöhenbewegung am Ende von Intonationsphrasen:

?	hoch steigend
,	mittel steigend
–	gleichbleibend
;	mittel fallend
.	tief fallend

Akzentuierung:

akZENT	Fokusakzent
akzEnt	Nebenakzent
ak!ZENT!	extra starker Akzent

Auffällige Tonhöhen sprünge:

↑	kleinere Tonhöhen sprünge nach oben
↓	kleinere Tonhöhen sprünge nach unten

Verändertes Tonhöhenregister:

<<t>	>	tiefes Tonhöhenregister
<<h>	>	hohes Tonhöhenregister

Sprechgeschwindigkeit:

<<all>	>	allegro, schnell
<<len>	>	lento, langsam

## Sonstige Konventionen:

<<leicht gepresst> >	Veränderung der Stimmqualität, wie angegeben
<<lachend> >	sprachbegleitende para- und außersprachliche Handlungen und Ereignisse mit Reichweite
((schmatzt))	para- oder außersprachliche Handlungen
<<:-)> >	„smile voice“
sie_s	Verschleifungen innerhalb von Einheiten
((lacht 1.06 Sek.))	gemessenes Lachen
(1.51)	gemessene Pausen von ca. 0.5 bzw. 2.0 Sek. Dauer
[         ]	Überlappungen und Simultansprechen
→	Verweis auf im Text behandelte Transkriptzeile



Birte Arendt, Greifswald

## **Laientheoretische Konzeptionen von *Sprache* und *Dialekt* am Beispiel des Niederdeutschen**

### **Eine kontextsensitive Analyse von Spracheinstellungsäußerungen sowie ihre methodologische Fundierung**

#### **1. Einleitung**

Ist Niederdeutsch eine Sprache oder ein Dialekt? Um die Beantwortung dieser Frage durch linguistische Laien dreht sich der folgende Beitrag, um die spezifischen Merkmale der laientheoretischen Reflexionen und die Probleme ihrer Erhebung und Interpretation.<sup>1</sup>

Die Bestimmung des ‚Status‘ des Niederdeutschen zwischen Sprache einerseits und Dialekt/Mundart andererseits besitzt längst die Qualität einer Gretchenfrage, mit deren Antwort eindeutige Positionierungen realisiert werden. Große Aktualität erhielt eine mögliche Antwort nicht zuletzt Ende der 1990er Jahre, als zu entscheiden war, ob Niederdeutsch als ‚Regionalsprache‘ im Sinne der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen anzuerkennen ist, oder ob es sich dabei nicht doch um einen ‚Dialekt der Amtssprache(n) des Staates‘ handelt, was eine Berücksichtigung in der Sprachencharta ausgeschlossen hätte (vgl. Sprachencharta Art. 1 a). Im Zentrum dieses Beitrags stehen jedoch weniger sprachpolitische Überlegungen, sondern vielmehr die Antworten auf diese Gretchenfrage von linguistischen Laien. Dass die genannte Differenzierung zwischen Sprache und/oder Dialekt auch eine von Laien bewusst getroffene Differenz darstellt, die Wertungen impliziert, zeigen z. B. auch Kommentare zu niederdeutschsprachigen youtube-Videos, in denen sich beispielsweise folgende Äußerung findet: „Platt ist kein Dialekt, sondern eine eigene Sprache“.<sup>2</sup> Bei dieser Bemerkung handelt es sich um ein Beispiel für den zentralen Untersuchungsgegenstand dieses Beitrags: metasprachliche Reflexionen von Laien, die als Repräsentationen von Spracheinstellungen betrachtet werden können. Die Sprachreflexionen der Laien zeichnen ein Bild der Sprachwirklichkeit, das sich zwar durchaus von dem der Linguist/inn/en unterscheiden kann, seine wissenschaftliche Relevanz jedoch zum einen dadurch gewinnt, dass es für die Betroffenen nicht weniger ‚wirklich‘ ist als wissenschaftliche Theorien, zum anderen dadurch, dass es für das tatsächliche sprachliche Handeln die implizite internalisierte Basis bildet. Ich gehe davon aus, dass die Termini *Sprache* und *Dialekt* in laienlinguisti-

---

1 Ich danke Dr. Markus Denkler für die hilfreichen Kommentare zur ersten Version dieses Beitrags.

2 Die Äußerung wird weiter unten näher kommentiert.



schen Sprachreflexionen spezifische Bedeutungen besitzen, die mit wissenschaftlichen Konzepten differieren können.

Mein Beitrag verfolgt die beiden Ziele, erstens auf der empirischen Ebene die konkreten Zuschreibungen (*Sprache* oder *Dialekt*) an das Niederdeutsche sowie ihre argumentativen Begründungen zu untersuchen und zweitens auf einer theoretisch-methodischen Ebene aus den erbrachten allgemeinen Merkmalen von Spracheinstellungsäußerungen methodische Konsequenzen abzuleiten. Konkret kristallisieren sich die folgenden vier untersuchungsleitenden Fragen heraus:

1. Ist Niederdeutsch für die Laien eher eine Sprache oder ein Dialekt?
2. Wie werden in den Laientheorien *Sprache* und *Dialekt* definiert? Welche konstitutiven Merkmale hat ein Dialekt/eine Sprache?
3. Welche allgemeinen Einsichten lassen sich aus den Einstellungsäußerungen ableiten?
4. Welche methodischen Konsequenzen sind für die Erhebung und Interpretation von Spracheinstellungen zu ziehen?

Um diese Fragen zu beantworten, werde ich zunächst allgemeine Merkmale von Spracheinstellungsäußerungen (Abschnitt 2) vorstellen und aus diesen Befunden methodische Konsequenzen ziehen (Abschnitt 3). Die Ergebnisse präsentiere ich hinsichtlich der semasiologischen und onomasiologischen Perspektive getrennt (Abschnitt 4). Im Fazit stelle ich auf der Grundlage der empirischen und theoretischen Ergebnisse einen Vorschlag für ein differenziertes Kontextmodell vor.

## 2. Spracheinstellungen von Laien

Innerhalb des Forschungsbereichs zu Sprachreflexionen von Laien sind diverse Termini entwickelt worden, um den Untersuchungsgegenstand zu benennen. Die Differenzen spiegeln zugleich unterschiedliche Akzentuierungen und somit Differenzen in der theoretischen Konzeption. BREKLE (1985) bspw. spricht von „Volkslinguistik“ und nimmt eine anthropologisch-volkskundliche Perspektive ein, ANTOS (1996) von „Laienlinguistik“ und konzentriert sich auf Sprachratgeber, PAUL (1999) von „alltagstheoretischer bzw. praktischer Sprachreflexion“, wobei er laienlinguistische und wissenschaftliche Theorieansätze miteinander vergleicht.<sup>3</sup> In der Dialektologie hat sich der Begriff der ‚Spracheinstellung‘ oder auch ‚language attitude‘ etabliert, um subjektive Sprachtheorien zu beschreiben. Die methodische Umsetzung war lange Zeit aber primär quantitativ und evaluativ dominiert, indem z. B. untersucht wurde, welche Dialekte am beliebtesten sind.<sup>4</sup> Die Funktion der Erhebung derartiger

3 Zu den inhaltlichen Differenzen, die mit den unterschiedlichen Benennungen einhergehen und auf denen sie letztlich fußen, vgl. ARENDT (2010, 143–147).

4 Der Titel „The Measurement of Language Attitudes“ von RYAN et al. (1988) zeigt diese quantitative Orientierung.

Daten wurde zumeist in der Prädikation von Sprachverhalten gesehen. Als problematisches Ergebnis zeigten sich gehäuft Inkonsistenzen zwischen verbalisierter Meinung und tatsächlich gezeigtem Sprachverhalten.<sup>5</sup> Dass in den Einstellungserhebungen die Meinungen von Laien erfragt wurden, wird in den frühen Untersuchungstiteln zumeist nicht explizit genannt, was die grundlegende Konzeption des Untersuchungsgegenstandes bereits andeutet. Die spätestens ab den 1990er Jahren vermehrt gebrauchte Präpositionalphrase ‚von Laien‘ oder Komposita mit ‚Laien-‘ zeigen nicht einfach nur eine geänderte Benennung, sondern auch eine Neubewertung des Gegenstandes. In der Dialektologie hat sich seit den späten 1980er Jahren die ‚Perceptual Dialectology‘ oder ‚Wahrnehmungsdialektologie‘ als eigene Forschungsrichtung etabliert, die den linguistischen Laien als ‚Urheber‘ der Sprachtheorien fokussiert. Sie bietet eine alternative Perspektive auf dialektale Varietäten und konzentriert sich auf die Wissensbestände der linguistischen Laien (vgl. HUNDT et al. 2010, XI) und betrachtet die Sprachreflexionen als Gegenstand *sui generis* und nicht in Relation auf ein erwartbares Sprachverhalten. Die geäußerten Spracheinstellungen werden als multifunktionale Äußerungen behandelt, die nur bedingt eine referentielle oder gar kommissive Funktion haben.<sup>6</sup> So konnte KÖNIG (2010) in der Analyse narrativer Interviews zeigen, wie geäußerte Sprachtheorien genutzt werden, um Positionierungen zu realisieren, und so eine wichtige identitätskonstitutive Funktion erfüllen.<sup>7</sup> Die von den Laien nicht realisierte Konsistenz zwischen geäußelter Verhaltensabsicht und tatsächlich gezeigtem Sprachverhalten entpuppt sich letztlich als Projektion einer wissenschaftlichen Erwartungshaltung. PRESTON (2010, 4) benutzt für unseren Untersuchungsgegenstand den Terminus *language regard* und definiert ihn wie folgt:

To taxonomize, then, “language regard” is a cover term for what nonlinguists believe about languages and language varieties (i. e., “folk linguistics” and/or “language ideologies”) as well as how they evaluate them (i. e., “language attitudes”), and there is no doubt that the three are interconnected.

Es deutet sich in der Terminologie der Wahrnehmungsdialektologie somit eine Abstinenz vom Begriff der Spracheinstellung an. Mögliche Gründe liegen in der bisherigen Reduktion der Spracheinstellungen auf Erklärung für Sprachverhalten.

---

5 Zur problematischen Relation von Spracheinstellung und Sprachverhalten vgl. ARENDT (2010, 9f.) und zu einem möglichen Erklärungsmodell vgl. VANDERMEEREN (1996, 695f.).

6 Auch LENZ (2003, 410) spricht sich gegen die Interpretation der Einstellungsdaten als Explanans für das Sprachverhalten aus.

7 Identität wird als Ergebnis eines interaktiven Herstellungsprozesses begriffen, an welchem beide Interaktanten gleichermaßen beteiligt sind. In der Linguistik hat sich eine breite Forschungstradition etabliert, die die verbale Inszenierung von z. B. jugendlicher oder geschlechtlicher Identität untersucht. Ausgangspunkt waren soziologische Theorien, vgl. z. B. GOFFMAN (1994; 1998).

### 2.1. Merkmale von Spracheinstellungsäußerungen resp. Laientheorien

Die Studien zu den Sprachtheorien von Laien fokussieren zumeist ihre Differenz zu linguistischen Sprachauffassungen, die sie aus der Funktion als praktisches Orientierungswissen erklären. Nach HUNDT et al. (2010, XV) ist „ein großer Teil unseres täglichen Handelns sprachbedingt, sprachgesteuert und sprachinduziert“, weshalb das Wissen der Laien für die Handlungspraxis keineswegs irrelevant ist.<sup>8</sup> In den geäußerten Reflexionen werden von den Laien Deutungsansätze der Sprachwirklichkeit in Form von einfachen Plausibilisierungsverfahren präsentiert, die von polarisierenden Stereotypen geprägt sein können. ANTOS (1996, 32–34) charakterisiert die Laientheorien mit Rekurs auf FURNHAMS *lay theories* u. a. als implizit, lückenhaft, wenig elaboriert, inkohärent, inkonsistent und äußerst falsifikationsresistent. Es ist zu vermuten, dass ähnliche Merkmale auch in den laikalen Spracheinstellungsäußerungen zum Niederdeutschen zu finden sind. Die von der Spracheinstellungsforschung oft beschriebenen Inkonsistenzen können also in mindestens zwei Formen auftreten: Erstens als Inkonsistenz zwischen geäußelter Verhaltensabsicht und tatsächlich gezeigtem Verhalten und zweitens als Inkonsistenz zwischen verschiedenen Aspekten der geäußerten Meinung. Dafür bieten sich die folgenden möglichen Erklärungen an: Erstens sind die laienlinguistischen Theorien den Laien selbst zumeist nicht in ihrer Komplexität einsichtig. Zweitens haben die Laien teilweise gar nicht den Anspruch, in sich schlüssige Theorien zu erstellen. Die Äußerung muss vielmehr im lokalen Interaktionsgeschehen, im jeweiligen Kontext, sinnvoll und rational erscheinen und dementsprechend kontextsensitiv analysiert werden.

Neuere Studien betonen diese besondere Rolle des Kontextes bei der Erhebung und Interpretation von Spracheinstellungen (vgl. LENZ 2003, 266–269). Es wird davon ausgegangen, dass die z. B. in Gesprächen erhobenen Daten nicht bereits fertig abrufbereit im Bewusstsein gespeichert sind, sondern in der Interaktion produziert, reflektiert und ggf. modifiziert werden. So schreiben TOPHINKE / ZIEGLER (2006, 210): „Das soziale Geschehen ist nicht nur Vorkommenskontext von Spracheinstellungsäußerungen, sondern Ort der Genese, Bestätigung und Vermittlung von Spracheinstellungen.“ Nur was in der Interaktion auf positive Resonanz stößt und das eigene Selbstbild aufwertet, setzt sich durch und wird zum festen Bestandteil von Wissen. Gleichzeitig konstituiert die Spracheinstellungsäußerung den Kontext selbst, da dieser nicht als vorgängige stabile Größe betrachtet wird, sondern ebenfalls als Ergebnis eines interaktiven Herstellungsprozesses. Zur kontextsensitiven Analyse entwickeln TOPHINKE / ZIEGLER (2006, 208–210) ein konstruktivistisch-interaktionistisches dreiteiliges Kontextmodell aus Makrokontext (Kultur), Mesokontext (soziale Situation) und Mikrokontext (Interaktion). Dass Merkmale der Er-

---

8 Ein besonderes Merkmal der Spracheinstellungsäußerungen von Laien, wie sie sich immer wieder auch in binären Bewertungen wie *richtig* vs. *falsch* äußert, ist ihre Funktion, klare Orientierung für das Sprachhandeln geben zu müssen. Spracheinstellungen wirken in ihrer handlungsvorbereitenden Funktion komplexitätsreduzierend, was durch eine binäre Vorstellung von Richtigkeit realisiert wird. Zum Faktor der „correctness“ in Laientheorien vgl. auch PRESTON (2010, 13f.).

hebungssituation die Einstellungsäußerung beeinflussen und sogar zu unterschiedlichen Wahrnehmungen identischer sprachlicher Realisationen führen können, ist in der Forschung hinlänglich bekannt und hat bereits früh z. B. zur Entwicklung der *matched guise*-Verfahren geführt. Die Relevanz dieser Befunde gerade auch im Zusammenhang narrativer Interviews hingegen ist bisher noch wenig beleuchtet und reflektiert worden. Daraus ergeben sich geänderte methodische und analytische Prämissen: Die Äußerungen werden nicht als Stellvertreter stabiler Persönlichkeitsmerkmale interpretiert, sondern als Produkte eines interaktiven Konstruktionsprozesses, die im Kontext der Kommunikationssituation spezifische Funktionen erfüllen. Es kristallisieren sich die folgenden drei zentralen Kriterien von Spracheinstellungsäußerungen heraus: Prozessualität, Interaktivität und Kontextsensitivität, was im Beitrag noch ausführlich konkretisiert und expliziert wird.

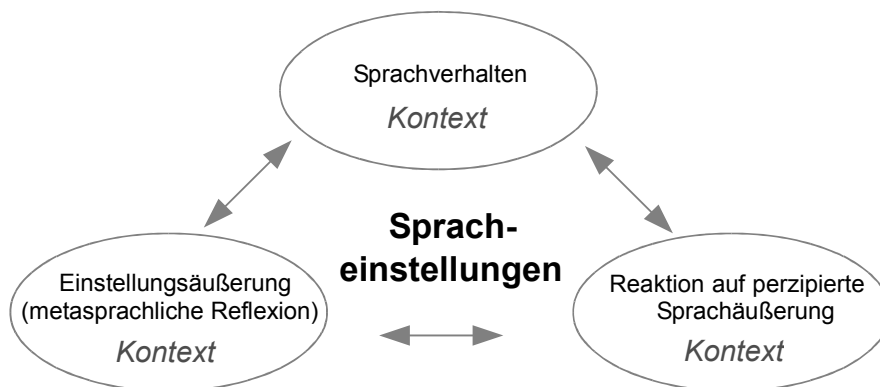


Abbildung 1: Dreipoliges Modell von Spracheinstellungen

Ein weiteres Problem bleibt jedoch die Relation zwischen der Spracheinstellungsäußerung im jeweiligen Kontext und der Spracheinstellung selbst. TOPHINKE / ZIEGLER (2006, 214) und LENZ (2003, 267) sprechen von „Spracheinstellungen“ als kontextsensitiven Größen. Die Relation zwischen Einstellung und Einstellungsäußerung ist in derartigen Formulierungen jedoch äußerst vage, da m. E. nicht ausreichend geklärt ist, ob und wie aus den Äußerungen auf die Einstellungen zu schließen ist oder ob die Begriffe synonym gebraucht werden. Ausgehend davon, dass Spracheinstellungen komplexe Aufgaben, wie z. B. Orientierungsfunktionen im Sprachhandeln, übernehmen<sup>9</sup> (was für Spracheinstellungsäußerungen nur in bedingtem Maß gilt), halte ich es für nötig, zwischen Spracheinstellungen und Sprachein-

<sup>9</sup> Diese Konzeption beruht primär auf einem sozialpsychologischen Einstellungskonzept. Vgl. dazu ARENDT (2010, 8–10) sowie BOHNER (2002, 265–315). Unter einer Einstellung wird in der sozialpsychologischen Perspektive eine erworbene Verhaltensdisposition verstanden, die sich auf bestimmte Ziele richtet und aus Werten, Meinungen und Verhaltensabsichten aufgebaut ist. Spracheinstellungen werden ausführlich in NEULAND (1988) reflektiert und definiert.

stellungsäußerungen konzeptionell und begrifflich zu differenzieren. Durch eine begriffliche Präzisierung lassen sich die oben beschriebenen Inkonsistenzen als Ergebnis von Interaktionen zwischen unterschiedlichen Teilen der Einstellung erklären. Ich schlage vor, die Spracheinstellungsäußerungen als eine Komponente der Spracheinstellung zu betrachten, die zwar mit ihr interagiert, jedoch nicht mit ihr gleichgesetzt werden darf. Vielmehr gehe ich davon aus, dass es zur Beschreibung von Spracheinstellungen notwendig wäre, auch das Sprachverhalten und die konkreten Reaktionen auf sprachliche Perzepte<sup>10</sup> zu untersuchen. Als Ergebnis dieser Überlegungen konzipiere ich Spracheinstellungen als dreipoliges Bedingungsgefüge, wie es das triadische Modell in Abbildung 1 zeigt. Die drei Pole interagieren zwar, sind jedoch jeweils in einen konkreten Kontext eingebunden, der modifizierend wirken kann. Die metasprachlichen Äußerungen sind somit nicht mehr als ein Teil von Spracheinstellungen – aber auch nicht weniger. Erst durch diese begriffliche Präzisierung ist es möglich, nicht mehr betonen zu müssen, dass die verbalisierte Spracheinstellungsäußerung nicht als Explanans für Sprachverhalten zu interpretieren ist.

## 2.2. Niederdeutsch: Sprache oder Dialekt?

Eine der ersten wissenschaftlichen Antworten auf die Frage hat HEEROMA (1969, 16) gegeben, indem er die These von der Eigensprachlichkeit des Niederdeutschen als Mythos entlarvt und das Niederdeutsche vielmehr als Zwischenform, als „Literaturmundart“ und als „Mundart mit sprachhaften Zügen“ (HEEROMA 1969, 19) beschreibt. Der Status des Niederdeutschen ist auch im wissenschaftlichen Diskurs ein viel diskutiertes Phänomen (vgl. exempl. GOOSSENS 1983 und WIRRER 1998).<sup>11</sup> Im wissenschaftlichen Diskurs ist davon auszugehen, dass die Bezeichnungen auf einer bewussten Benennungsreflexion fußen und somit Ergebnis konsistenter Konzepte sind. Die Konsistenz einer wissenschaftlichen Theorie zeigt sich nicht zuletzt in ihrer Terminologie und der Verwendung der Begriffe.<sup>12</sup>

10 Unter Perzepten verstehe ich nach BERTHELE (2010, 245) „sprachliche Merkmale, die Menschen bei sich selbst und bei anderen SprecherInnen wahrnehmen“.

11 SANDERS (1982, 34) resümiert in seiner Erörterung, dass die Frage: Niederdeutsch – Sprache oder Mundart(en)? „kaum schlüssig zu beantworten ist“. MENKE (2005, 186) plädiert dafür, von einer „Eigensprachlichkeit des Niederdeutschen“ auszugehen. Auf der Ebene der Benennung zeigen sich einerseits Phrasen und Komposita mit dem Element *Sprache*, was als implizite Sprachauffassung interpretiert werden kann: Institut für niederdeutsche *Sprache*, „Platdeutsch – eine der kleinen *Sprachen* in Europa“ (MÖLLER 2008, 11), *Nahsprache*, *Ausbausprache*, *Mediensprache* (SCHRÖDER 2010, 24). STELLMACHER (2005, 130) unterteilt andererseits das Niederdeutsche in *Dialekträume*, *Dialektverbände* etc., was auf einen *Dialekt*status hindeutet. Unter wissenschaftlicher Perspektive ist der Sprachstatus des Niederdeutschen durchaus umstritten und gilt sogar als problematisch (vgl. LESLE 2001; 2004). Eine diachrone diskursanalytische Untersuchung der Statusdebatte in der Niederdeutschen Philologie wäre sicher eine spannende Forschungsarbeit.

12 Zur wissenschaftlichen Diskussion der Termini Dialekt, Sprache und Mundart vgl. WIESINGER (1980).

Im politischen Diskurs dominiert seit der Ratifizierung der Sprachencharta 1999 der Terminus *Regionalsprache*,<sup>13</sup> der die Eigensprachlichkeit des Niederdeutschen impliziert. Diese Benennung interpretiere ich als argumentative Figur, konkret als Repräsentation des Sprachtopos (vgl. ARENDT 2010, 214, 261).

In einer ersten Annäherung an die Frage, ob Niederdeutsch von Nichtlinguisten eher als Sprache oder als Dialekt konzipiert wird, habe ich Laienäußerungen im Internet fokussiert, die ohne großen empirischen Aufwand erreichbar sind und erste Hinweise auf die Relevanz des Themas unter Laien geben können. Eine noch unsystematische Analyse zeigt, dass in Kommentaren zu niederdeutschsprachigen youtube-Videos gehäuft der Sprachtopos realisiert wird. Es handelt sich bei den Kommentaren um medial schriftlich und konzeptionell mündlich realisierte Äußerungen, bei denen eine höhere Reflektiertheit und geringere Spontanität als in der mündlichen Face-to-face-Kommunikation anzunehmen ist und die nach TOPHINKE / ZIEGLER (2006, 208) somit in einem spezifischen Mesokontext situiert sind.<sup>14</sup> Die Spracheinstellungsäußerungen sind somit primär selbst initiiert und nicht von einem Wissenschaftler evoziert. Die Kommentare sind in erster Linie Reaktionen auf das Video und in zweiter Instanz Reaktionen auf andere Kommentare. Der situative Kontext ist durch die Anonymität der User geprägt, was den Normdruck einerseits reduziert, andererseits jedoch nicht heißt, dass kein positives Selbstbild vermittelt werden soll. Die medial schriftliche Realisationsform ermöglicht den Usern auch ein nachträgliches Lesen und Kommentieren von Beiträgen und dem Forschenden, die Dynamik der Interaktion zu beschreiben. In den Kommentaren zum Video einer niederdeutschsprachigen Zugdurchsage<sup>15</sup> findet sich z. B. die folgende Interaktion:

*Wie kann man Deutsch so verunstalten!*  
GERMANYPOWER06 vor 6 Monaten

@ Germanypower06: *BIST DU KOMISCH?! :D Platt ist kein Dialekt, sondern eine eigene Sprache (und eine verdammt coole, wie ich finde :D).*  
DieAerztePunkrock vor 6 Monaten

@GERMANYPOWER06: *Plattdeutsch hat sich nicht aus dem Hochdeutschen entwickelt, ist demzufolge also auch keine „Verunstaltung“ von Deutsch. ;o*  
slashedkaze vor 5 Monaten  
[...]<sup>16</sup>

13 Zum politischen Diskurs bezüglich des Niederdeutschen vgl. ARENDT (2010, 241–273).

14 Nach REERSHEMIUS (2010, 183) kann das Internet als sozialer Handlungsraum von virtuellen Sprachgemeinschaften betrachtet werden, der zum Spracherhalt bedrohter Sprachen beitragen könnte.

15 „Zug-Durchsage auf Plattdeutsch“. URL: [http://www.youtube.com/watch?v=U9te4A\\_Psgo](http://www.youtube.com/watch?v=U9te4A_Psgo) (abgerufen am 7. 9. 2011).

16 Das Zeichen @ bedeutet, dass die Aussage an einen konkreten User adressiert ist. Ich habe in den Zitaten die Äußerungen selbst kursiviert und die Reihenfolge geändert, um die Lesbarkeit zu erhöhen.

Der User ‚DieAerztePunkrock‘ reagiert mit der Äußerung: „Platt ist kein Dialekt, sondern eine eigene Sprache“ ebenso wie ‚slashedkaze‘ mit: „Plattdeutsch hat sich nicht aus dem Hochdeutschen entwickelt, ist demzufolge also auch keine ‚Verunstaltung‘ von Deutsch“ auf den Kommentar von ‚Germanypower06‘: „Wie kann man Deutsch so verunstalten!“ Die definitorische Aussage „Platt ist kein Dialekt“ ist ohne den Äußerungskontext nicht angemessen zu interpretieren. Erst die sequenzielle Abfolge in der Interaktion lässt den Anlass erkennen, sich derart eindeutig und zudem belehrend zu positionieren. Die User ‚DieAerztePunkrock‘ und ‚slashedkaze‘ etablieren für sich mit den Äußerungen einen Expertenstatus, indem sie ihre Meinung im Modus der Faktizität präsentieren, die Elemente kausal verknüpfen und ihre Wertungen durch die Klammern als zweitrangig darstellen. Die Einstellungsäußerung hat somit identitätskonstitutive Funktion und ist nicht nur Darstellung wahrgenommener Sachverhalte. Die Benennung des Plattdeutschen ist also – zumindest im Bewusstsein dieser User – auch für die Laien keine beliebige. Die Kommentare zeigen damit sowohl die hohe metasprachliche Reflektiertheit als auch ein Bedürfnis, den Sprachstatus des Niederdeutschen zu definieren.<sup>17</sup> Die Aussage, dass Plattdeutsch ein Dialekt sei und keine Sprache, findet sich in der Form nicht. An den Userkommentaren lassen sich die folgenden bemerkenswerten Charakteristika zeigen:

- Die Stellungnahmen offenbaren eine binäre kontradiktorische Differenzlogik, die sich gehäuft in Phrasen der Konstruktion ‚nicht A, sondern B‘ zeigt.
- Es ist auffällig, dass in der expliziten Form in der Regel für einen Sprach-, nicht aber für einen Dialektstatus argumentiert wird. Die Äußerungen im Netz bezüglich des Status deuten an, dass es sich auch unter Laien um ein relevantes Thema handelt, das selbstinitiiert thematisiert wird. Es handelt sich also um eine auch unter Nichtlinguisten wahrgenommene Differenz, die relevante Bedeutung besitzt.
- Die Benennung des Niederdeutschen wird auch unter Laien als konkretes Konzept dekodiert, vor den eigenen Wissensbeständen reflektiert und in einem weiteren Schritt interaktiv bearbeitet, um gemeinsam(en) Sinn herzustellen.
- Die kritisierenden Belehrungen in Form der Spracheinstellungsäußerungen machen deutlich, dass die Äußerungen mitnichten nur referentielle oder evaluative Funktion in Bezug auf die Bewertung einer Varietät o. Ä. haben, sondern – wie hier – strategisch eingesetzt werden, um einen Expertenstatus zu etablieren und so zur Positionierung in der Interaktion beizutragen.
- Die Kommentare zeigen, dass die Äußerungen das Ergebnis eines dynamischen und interaktiven Herstellungsprozesses sind, an dem auch das Gegenüber in der Interaktion maßgeblich beteiligt ist. Dies unterstreicht einmal mehr, welche maßgebliche Rolle dem Äußerungskontext – bestehend aus der medialen Realisie-

---

<sup>17</sup> Bereits HERRMANN-WINTER (1980, 96) konstatiert eine hohe metasprachliche und reflexive Kompetenz bei Befragungen zum Niederdeutschen.

zung (mündlich/schriftlich), der Kommunikationsform (z. B. Foren- oder Face-to-face-Kommunikation) und der Position im konkreten Interaktionsgeschehen – bei der Produktion und Reflexion der Einstellungsäußerung zukommt.

### 3. Gesprächs- und diskursanalytische Methoden

Um den Untersuchungsfragen systematisch nachzugehen, habe ich nicht-standardisierte Leitfadeninterviews zum Niederdeutschen (laiensprachlich: *plattdeutsch/platt/plattdüütsch*) ausgewertet, die mit 18 Personen aus drei Familien und drei Generationen auf der Insel Usedom geführt wurden, bei welchen zumindest die Großeltern-generation aktiv Plattdeutsch spricht. Das primäre Ziel war es, kollektive und familiäre Muster von Spracheinstellungen zum Niederdeutschen zu beschreiben.<sup>18</sup> Der zeitliche Umfang des bearbeiteten Materials beläuft sich auf ca. 13 Stunden. Das identische Referenzobjekt war stets das Niederdeutsche. Dieser Art der Datenerhebung lag die Überlegung zugrunde, dass es mir durch die Gespräche mit linguistischen Laien möglich ist, sowohl die Verwendung der Termini, mit denen auf das Niederdeutsche referiert wird, als auch die prozessuale und interaktive Bedeutungskonstruktion analytisch zu beschreiben.

Um dem Untersuchungsgegenstand gerecht zu werden, mussten Methoden gewählt werden, mit denen alle relevanten Aspekte des Gegenstandes angemessen beschrieben werden können. Fokussieren wir die maßgebliche Rolle des Kontextes, der bei den vorliegenden Daten durch die Kommunikationsform ‚Gespräch‘ und die Interaktionspartner ‚Laie‘ und ‚Interviewer‘ bestimmt ist, so empfiehlt es sich, die qualitativ orientierte Gesprächsanalyse zu nutzen.<sup>19</sup> Diese Einsicht ist in gleich fünf-facher Weise für die folgende Analyse prägend: Gehen wir erstens davon aus, dass der Kontext der Ort der Genese und Produktion der Einstellungsäußerungen ist, diese zweitens maßgeblich prägt und dieser Kontext drittens durch die Kommunikationsform Gespräch näher definiert werden kann, so ist viertens davon auszugehen, dass konstitutive Faktoren des Gesprächs auch konstitutive Faktoren bilden, die die Einstellungsäußerungen prägen und somit fünftens in ihrer Analyse berücksichtigt werden müssen. Als derartige konstitutive Merkmale eines Gesprächs nennt DEPPERMAN (2001, 8): Konstitutivität, Prozessualität, Interaktivität, Methodizität und Pragmatizität.

All diese Charakteristika gelten somit auch für die Einstellungsäußerungen. Sie sind als Größen zu betrachten, die im Gespräch selbst konstituiert werden, das Produkt einer gemeinsam hergestellten Interaktion und dem prozessualen Verlauf unterworfen sind. In Relation zum Untersuchungsgegenstand ‚Spracheinstellungsäußerungen‘ werden die Merkmale der Konstitutivität, Interaktivität, Pragmatizität

---

18 Zur detaillierten Darstellung der Ergebnisse vgl. ARENDT (2010, 155–216).

19 Zu den unterschiedlichen Bezeichnungen Gesprächsanalyse, Konversationsanalyse etc. vgl. LEVINSON (2000, 311) und BRINKER / SAGER (1996, 14–18).



und Prozessualität relevant, zeigen sich hierin doch deutliche Parallelen zu neueren Ergebnissen der Spracheinstellungsforschung, wie ich sie in Abschnitt 2.1. dargestellt habe. Das Ziel von Gesprächen ist die gemeinsame Sinnherstellung. Unter ethnomethodologischer Prämisse wird davon ausgegangen, dass Rationalität und Sinn nicht Eigenschaften von Elementen oder Äußerungen sind, sondern Produkte eines gemeinsamen Herstellungs- und somit Konstruktionsprozesses.<sup>20</sup> Die gemeinsame Sinnkonstitution wird erst dadurch möglich, dass die verwendeten Begriffe im Gespräch nur in einem oberflächlichen Verweisungshorizont implizit ‚definiert‘ sind und die Interaktanten davon ausgehen, dass sie die gleichen Perspektiven auf das Gespräch besitzen, was Cicourel als in Basisregeln gespeichertes Vertrauen beschreibt (vgl. STREECK 1987, 674).<sup>21</sup> Das Problem der – gleichen oder unterschiedlichen – Bedeutung der Wörter wird für die wissenschaftliche Erforschung laienlinguistischer Theorien nicht nur bei der Datenerhebung in dem Sinne virulent, wie Gesprächsthemen durch konkrete Fragen initiiert werden, sondern auch bei der Dateninterpretation, wenn die Äußerungen unter wissenschaftlicher Perspektive, d. h. unter einer spezifischen Fragestellung, interpretiert und so mit wissenschaftlichem Sinn gefüllt werden.<sup>22</sup> Die Gesprächsanalyse stellt jedoch nicht nur in dieser Hinsicht wichtige Erkenntnisse für eine sensible Datenerhebung und die Analyse unter der Berücksichtigung interaktiver Sinnkonstitution zur Verfügung. Vielmehr wird auch die Bedeutungskonstitution selbst als dynamischer Prozess angesehen. DEPPERMAN (2007, 212) erläutert die „Rahmenkoordinaten“ dieser Auffassung wie folgt:

- 
- 20 Mit Bezug auf GARFINKELS Konzept der sog. „Vollzugswirklichkeit“ erläutert BERGMANN (1994, 7), dass die Äußerungen immer Produkte lokaler Herstellung in einem konkreten Kontext sind: „Die interaktive Erzeugung von sozialer Ordnung [und von Sinn, B. A.] ist unausweichlich ein Prozeß der lokalen Produktion, d. h., sie ereignet sich immer unter spezifischen situativen, kontextuellen Bedingungen. Die Handlungen und Interpretationen der Akteure sind prinzipiell auf diese kontextuellen Bedingungen bezogen, sie spiegeln in ihrer Ausführungsweise diese kontextuelle Orientierung wider.“ Zur ethnomethodologischen Konversationsanalyse vgl. BERGMANN (1994) und einleitend LEVINSON (2000, 311–322). Zu den Techniken der Sinnherstellung auf der Grundlage der Basisregeln nach Cicourel und Garfinkel vgl. STREECK (1987). BRINKER / SAGER (1996, 114–170) fokussieren diese Thematik unter dem Stichwort der „interaktiven Verfahren“.
- 21 STREECK (1987, 673f.) erläutert die besonderen Probleme bei wissenschaftlichen Interviews wie folgt: „Cicourel faßt die alltagsweltlichen Voraussetzungen soziologischer Meßverfahren als Problem sprachlicher Bedeutung: der Forscher ist in der Interaktion mit seinen Versuchspersonen gezwungen, die operationalisierten Begriffe seiner Theorie in die Sprache zu übersetzen, die er mit den Laien teilt, die Alltagssprache. [...] Für alltagsweltliche Verständigung ist jedoch gerade keine explizite Übereinstimmung über sprachliche Bedeutungen kennzeichnend, sondern die Tatsache, daß Sprecher und Hörer gemeinsam geteilte Bedeutungen wechselseitig unterstellen, sie gehen davon aus, daß die Perspektiven, aus denen sie ihrer Interaktion Sinn zuordnen, in einem für die praktischen Belange ihrer Interaktion hinreichenden Maße übereinstimmen.“
- 22 Grundsätzlich ist es auch in der Interaktion möglich, Probleme bei der Sinnherstellung durch Nachfragen oder Bitten um Präzisierung zu artikulieren, was jedoch Folgen für das vermittelte Selbstkonzept haben kann: Der geäußerte Wunsch nach Präzisierung seitens der GP kann mit dem Selbstbild eines kompetenten Gesprächspartners kollidieren, da er Unwissenheit implizieren kann. Wiederholtes Nachfragen seitens des Interviewers wiederum kann bei den GP den Schluss nahelegen, sich unpräzise auszudrücken. Zu unterschiedlichen Techniken der Verständnissicherung durch so genannte Reparaturverfahren im Gespräch vgl. SELTING (1987).

Bedeutung ist nicht vorgegeben, etwa durch strukturierte Relationen eines sprachlichen Systems oder durch direkten Bezug von sprachlichen Ausdrücken auf Sachverhalte in der Welt, sondern Bedeutung wird *durch SprecherInnen hergestellt*;

Bedeutung wird nicht einfach aus einem mentalen Lexikon abgerufen, sondern sie wird in Bezug auf den aktuellen sprachlichen und außersprachlichen *Kontext* hergestellt;

Bedeutungskonstitution ist ein *Prozess*, daher interessieren die *Prozeduren* und *Ressourcen*, aufgrund derer Bedeutungen zustande kommen.

Für diese Untersuchung bedeutet das, dass auch die Bedeutung der Begriffe *Sprache* und *Dialekt* von den Laien im Gespräch sukzessive gemeinsam mit den Interaktionspartnern entwickelt wird und kein stabiles, abrufbares, kontextunabhängiges Wissen ist.<sup>23</sup>

Da es im Folgenden nicht nur um die Beschreibung dessen geht, wie Gespräche zur Einstellungserhebung interaktiv hergestellt werden, sondern maßgeblich auch um das in den Äußerungen ausgedrückte Wissen, bietet sich eine diskurslinguistische Erweiterung des Analysespektrums an – und zwar mindestens aus den folgenden drei Gründen: Die Diskursanalyse teilt erstens mit den in Abschnitt 2.1 vorgestellten Theorien die Auffassung, dass das Wissen das Produkt eines diskursiven Herstellungsprozesses ist, und nimmt insofern auch eine konstruktivistische Perspektive ein.<sup>24</sup> Die Diskurslinguistik bietet zweitens ein zuverlässiges Analyseinstrumentarium zur qualitativen Analyse, das es ermöglicht, aus den Äußerungen auf die Aussagen und darüber auf das zugrundeliegende Wissen zu schließen. Durch die Konzeption der Äußerungen als Teil eines metasprachlichen Diskurses, in welchem Laien die maßgeblichen Akteure sind, ist es drittens möglich, von individuellen Faktoren der Gewährspersonen (im Folgenden: GP) zu abstrahieren, somit die Laien als eine Gruppe zu konzipieren und dadurch die Kategorien *Kommunikationsbereich* und *Akteure* in die Analyse einzubeziehen.<sup>25</sup> Als besonders fruchtbare diskurslinguistische Analysekatogorien hat sich die Beschreibung von Benennungen, von Argumentationen und von Topoi erwiesen.<sup>26</sup>

---

23 Zur Bedeutungskonstitution vgl. auch den Sammelband von DEPPERMAN / SPRANZ-FOGASY (2002).

24 So beschreiben auch SPITZMÜLLER / WARNKE (2011, 42) Wissen als Produkt einer dynamischen Interaktionspraxis: „Der Diskursanalyse erscheint das Wissen im Sinne eines ‚knowledge by description‘ aber gerade nicht als eine verlässliche, fixierbare Größe, sondern als Resultat der fortlaufenden Aushandlung, Anerkennung und Ablehnung von Erkenntnissen in der diskursiven Praxis.“ Zur Einführung in konstruktivistische Sichtweisen vgl. GERGEN (2002) und zu einer pointierten Reflexion der Auffassung, etwas sei sozial konstruiert, vgl. HACKING (2002).

25 SPITZMÜLLER (2005) und ARENDT (2010) haben Spracheinstellungen diskurslinguistisch untersucht. Zu den Analysekatogorien vgl. das DIMEAN-Modell in SPITZMÜLLER / WARNKE (2011, 172–187).

26 Die Daten wurden von mir transkribiert und mithilfe der qualitativen Analysesoftware MAXQDA zur quantitativ-qualitativen Auswertung kodiert.

#### 4. Ergebnisse

Die quantitative Analyse ergab als Antwort auf die erste Frage eine generationsübergreifende Präferenz für *Sprache*, was den Sprachtopos zu bestätigen scheint. Als Ergebnis einer bewussten Reflexion beantworteten zehn GP die Frage „Ist plattdeutsch Ihrer/deiner Meinung nach eher ein Dialekt oder eine Sprache?“ mit *Sprache*, acht GP halten Plattdeutsch für einen Dialekt. Wie Abbildung 2 zeigt, deutet sich eine Differenz zwischen den Generationen dergestalt an, dass die deutliche Mehrheit der 3. Generation (< 40) Niederdeutsch als Dialekt konzipiert und die deutliche Mehrheit der 1. Generation (> 70) Niederdeutsch als *Sprache* bezeichnet.

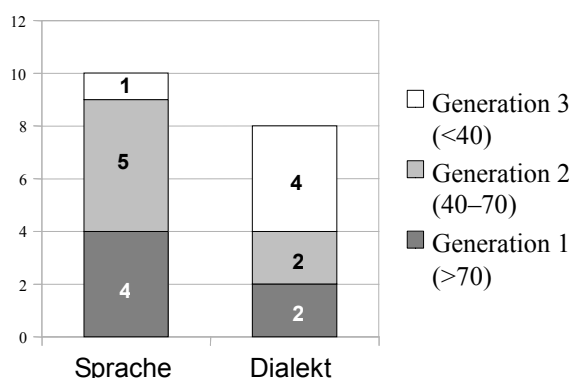


Abbildung 2: Quantitative Auswertung der Klassifikation als ‚Sprache‘ oder ‚Dialekt‘

Wie lassen sich diese Befunde interpretieren? Ist daraus zu schließen, dass die GP bereits vor dem Gespräch eine feste Vorstellung davon hatten, ob Niederdeutsch eine Sprache oder ein Dialekt ist? Eine derartige Interpretation der Befunde wirft m. E. folgende Probleme auf:

Beziehen wir erstens die theoretischen und ersten empirischen Erkenntnisse aus dem Abschnitt 2 und 3 mit ein, so ist die Befragungssituation nicht nur der Ort der Präsentation von Einstellungen, sondern auch der Ort der Genese und Bestätigung von Meinungen. Das bedeutet, dass die Meinungen erst im Zuge der Interaktion gebildet werden, wobei die Fragen den Anlass bilden. In den Gesprächen waren immer wieder deutliche Unsicherheiten zu bemerken, die sich z. B. in Form von Vagheitsindikatoren (*ich weiß nicht, vielleicht, irgendwie*), von Verzögerungen durch Pausen, von fragender Intonation und durch nach Bestätigung suchendem Blickkontakt zum Interviewer zeigten. Fokussieren wir zweitens den interaktiven Herstellungsprozess, so ist zu fragen, inwiefern ich durch die Frage eine derartige Differenz als valide Unterscheidung an die Laien herangetragen habe, die sie in der Weise jedoch nicht vorgenommen hätten. Dass eine derartige Differenzierung auch für Laien relevant ist, zeigten im Ansatz die Kommentare zu den you-tube-Videos. Es

ist fraglich, ob die verwendeten Termini auch zum aktiven – und damit klassifikatorischen – Wortschatz der Laien gehören. Die verwendeten Termini besitzen drittens für mich als Wissenschaftlerin eine spezifische Bedeutung, die sich nicht mit der Bedeutung decken muss, die Laien dem Begriff zuschreiben. Als viertes Problem wird die Frage der gemeinsamen Sinnkonstitution relevant. Da die Begriffe nur genannt werden und die Bedeutung nur in einem oberflächlichen Verweisungshorizont reflektiert wird, ist nicht auszuschließen, dass kein *gemeinsamer* Sinn konstituiert wurde, wir also schlicht aufgrund unterschiedlicher Wissensbestände ‚aneinander vorbeigeredet‘ haben. Erst der weitere Gesprächsverlauf und somit die weitere Themenbearbeitung – möglicherweise in Form einer Präzisierung – kann das nötige interpretatorische Wissen für die Analyse liefern. Wenn eine Frage nicht verstanden wird, ist es der GP möglich, ein Verstehensproblem zu artikulieren. Dass diese Möglichkeit in keinem meiner Gespräche genutzt wurde, darf m. E. nicht dahingehend interpretiert werden, dass die Begriffe und ihre Anwendung klar gewesen wären. Vielmehr hätte ein präzisierendes Nachfragen die Gefahr negativer Implikationen für das Selbstkonzept der GP beinhalten können, was als fünfter problematischer Aspekt zu betrachten ist. Die GP wollen – gemäß den Einsichten von TOPHINKE / ZIEGLER (2006, 209) – auch in der Befragungssituation ein positives Selbstkonzept darstellen, das sich durch ein profundes Wissen auszeichnet, weshalb sie ja schließlich befragt werden. Ein Nachfragen bzw. das Kommunizieren des Nichtverstehens einer Frage stünde diesem Fremd- und Selbstbild u. U. entgegen. Sechstens ist nicht auszuschließen, dass die Meinung strategisch eingesetzt wurde, um sich in der Interaktion in spezifischer Weise zu positionieren, es sich bei der Äußerung um eine nur singulär präsentierte Meinung handelt, die jedoch mitnichten ein konstantes Persönlichkeitsmerkmal repräsentiert. Die folgenden Beispiele<sup>27</sup> illustrieren die Aspekte der Interaktivität und der problematischen Sinnkonstitution:

### Beispiel 01: Interaktivität und Prozessualität

- 01 I           was würden sie sagen plattdeutsch is eher ne  
                  sprAche oder eher n dialekt  
      AF 71     (3.1)  
                  jo wat is dat`  
05           dialekt schOOen, is vielleicht n dialekt, aber  
                  (1.7)  
                  ik find, is dat nich äh, is nich so wie wir  
                  sprechen und die meckelnburger, is d!A!t nich  
                  der dialekt`  
10 I           dat es da so unterschiede gibt?  
      AF 71     ja dat find ik, is doch mehr der dialekt

27 Die Transkription der Gespräche orientiert sich an den GAT-Konventionen (vgl. SELTING et al. 2009).

nich?  
 dit bet!OU!nen und dat ganze, nich?  
 denn die sprechen doch wieder  
 15 weiß ik nich  
 ((...))  
 AF 71 (5.8)  
 ja dat weiß ik nich  
 ((...))  
 20 AF 71 ja  
 aba aber  
 is n dialekt aber  
 (1.8)  
 <<ne sprAche> p>

Die weibliche GP aus der ersten Generation zeigt in der Interaktion deutliche Schwierigkeiten, die Frage zu beantworten. In Z. 18 thematisiert sie ihr Unwissen sehr deutlich. Nach einer längeren Pause (Z. 03), die sie offensichtlich zum Überlegen benötigt, wird die Frage modifiziert wiederholt (Z. 04). Dies ist ein typisches Muster, die Beantwortung der Frage hinauszuzögern und dem Interaktionsdruck auszuweichen. Durch die Vagheitsindikatoren *schOO*n und *vielleicht* in Z. 05 kommuniziert die GP die Unsicherheit ihrer Äußerung. Bemerkenswert ist das folgende *aber*, was als erster Teil einer Operator-Skopus-Konstruktion andeutet, dass ein Widerspruch zum vorher Gesagten folgt.<sup>28</sup> Die gehäufte Verwendung der Partikel *nich* (Z. 07f.) deutet ebenfalls einen latenten Widerspruch an. Der Widerspruch wird jedoch erst im späteren Gesprächsverlauf<sup>29</sup> und zudem sehr leise in Z. 24 realisiert.<sup>30</sup> Das Beispiel zeigt sehr deutlich, wie die Klassifikation dynamisch und interaktiv – d. h. mit dem Interviewer und in Abstimmung auf dessen Reaktionen – im Gespräch entwickelt wird. AF 71 ist in der Lage, über den Gegenstand zu reflektieren, und präsentiert in den Zeilen 08f. und 12 Merkmale, die ihrer Ansicht nach für eine Dialektordnung sprächen: Differenzen zwischen verschiedenen Regionen im Bereich der Betonung. Wir sehen bei diesen Äußerungen bereits deutliche Differenzen zu den kritisierenden und definierenden Sprachreflexionen aus dem Internet, was den Einfluss der Situation – nach TOPHINKE / ZIEGLER (2006, 208) des „Mesokontexts“ – verdeutlicht. Für eine quantitative Analyse war die Äußerung jedoch eindeutig zu kodieren, wobei ich mich für die Klassifikation als *Dialekt* entschieden habe.

28 Eine Operator-Skopus-Struktur ist ein von einem Sprecher realisierter zweigliedriger Gesprächsbeitrag, der aus einem Operator und dem Skopus besteht, wobei der Operator eine Verstehensanleitung für das Folgende, den Skopus, beinhaltet. Vgl. dazu BARDEN et al. (2001).

29 Das obige Transkript enthält einige Auslassungen, die durch ((...)) gekennzeichnet sind.

30 Die Sinnhaftigkeit der Äußerungen ließe sich in einer anderen Perspektive auch wie folgt rekonstruieren: Eigentlich würde die GP nicht sagen, dass Niederdeutsch ein Dialekt ist, sondern dass die unterschiedlichen Arten (Mecklenburgisch und Vorpommersch) als Dialekte zu bezeichnen sind. In Reaktion auf die Frage, die eine eindeutige Antwort erwartbar erscheinen lässt, hieße das, dass Niederdeutsch dann eine Sprache sein müsste.

Eine Analyse der nur implizit realisierten Argumentation kann das präsupponierte Wissen freilegen (vgl. ARENDT 2010, 36f.). So argumentiert AF 71 für ihre – wenn auch unsichere – Einordnung des Niederdeutschen als Dialekt wie folgt:

Schlussregel: Regionale Differenzen bilden zentrale Dialektmerkmale.

Argument: In Mecklenburg und hier (Vorpommern) spricht man unterschiedlich.

Konklusion: Mecklenburgisch und Vorpommersch sind Dialekte. Niederdeutsch ist ein Dialekt.

Schlussregel: Differenzen in der Betonung bilden ein zentrales Dialektmerkmal.

Argument: Die Differenz liegt auf der Ebene der Betonung.

Konklusion: Niederdeutsch ist ein Dialekt.

Das Problem der gemeinsamen Sinnkonstitution zeigt sich auch im folgenden Beispiel sehr deutlich. Auf die Frage nach dem Status antwortet die GP mit dem Determinativkompositum *heimatsprook*. Das Determinatum designiert zwar scheinbar eindeutig, durch den Determinans wird die Bedeutung jedoch derart spezifiziert, dass eine eindeutige Interpretation zur Beantwortung der Forschungsfrage erschwert wird.

### Beispiel 02: Problematische Sinnkonstitution

01 I wat würden sei seggen (...) is plattdüütsch  
ne sprook orrer is dat iehr son ne mundort  
EL 90 nee dat is so as jede  
jede sine sin heimatsprook hebben deit, nich'

05 I hm  
EL 90 so is dat ja uk, nich=  
I =hmhm'  
EL 90 so is dat uk  
dor hett fast jede stamm hier, der wie(l)  
10 boben anne nurdsee sünd oder ann ostsee sünd  
und ik heff mi uk gaut mit de holländer  
verstohn künnt  
(...)

EL 90 wek ecken sind ja so dat se dat uk richtich  
15 de mäcklenburger boben, nich  
I hm  
EL 90 hier wir hebben hier wedder ne annre sprook  
I hm  
EL 90 nich, as de mäcklenburger

Die von der GP verwendeten Wörter *heimatsprook* (Z. 04) und *stamm* (Z. 09) stehen in deutlichem Kontrast zur wissenschaftlichen Terminologie, so dass es fraglich erscheint, ob im Gespräch gemeinsamer Sinn konstituiert wurde. Aufgrund der Benennung kann die Äußerung als Klassifikation in Richtung Sprache gewertet werden, ob unter *heimatsprook* jedoch wirklich etwas Sprachähnliches verstanden wird und nicht doch dialektale Merkmale die Benennung evozierten, ist in der ersten Phase des Gesprächs nicht ermittelbar. Im weiteren Verlauf (Z. 14ff.) verwendet die GP den Terminus *sprook*, um auf Differenzen zwischen *mäcklenburgern* und *Vorpommern* (*hier wir*, Z. 17) zu rekurrieren. Die Analyse der Argumentation offenbart, dass die Argumente für die *sprook* dieselben sind wie für den Dialekt im Beispiel 01:

- Schlussregel: Regionale Differenzen bilden zentrale Sprachmerkmale.  
 Argument: In Mecklenburg und hier (Vorpommern) spricht man unterschiedlich.  
 Konklusion: Niederdeutsch ist eine Sprache (*sprook*).

Die Gleichsetzung von Sprache im wissenschaftlichen Verständnis und dem laienlinguistischen Begriff *sprook* verbietet sich vor diesem Hintergrund. Es treten somit deutliche Differenzen in der Bedeutung der Begriffe nicht nur zwischen Interviewer und Laie sondern auch zwischen den Laien zutage.

Dies wirft die Frage nach der grundsätzlichen laienlinguistischen Konzeption von Sprache und Dialekt auf. Was verstehen die Laien unter den Begriffen, was meinen sie, wenn sie von *Sprache* statt von *Dialekt* und *Mundart* sprechen? Erst vor diesem Hintergrund ist die oben beschriebene quantitative Einordnung sinnvoll zu verstehen. Es leuchtet ein, dass die GP mit einer derartigen expliziten Frage überfordert wären. Zur Beantwortung dieser zweiten Forschungsfrage habe ich die Begründungen fokussiert, mit denen die getroffenen Klassifikationen argumentativ abgesichert wurden (z. B. ‚Es ist eine Sprache, weil ...‘). Ich gehe davon aus, dass diese genannten Charakteristika in Form zugeschriebener Attribute typische Merkmale der entsprechenden Konzepte im Bewusstsein dieser Laien darstellen. Die Bedeutungen der Termini *Sprache* und *Dialekt* wurden somit inkrementell im Gesprächsverlauf entwickelt und sind Ergebnisse eines diskursiven Konstruktionsprozesses. Unter semantischer Perspektive ließe sich diese Fokussierung auf den Begriffsinhalt als eine semasiologische Betrachtung bezeichnen, womit gleichzeitig eine analytische Differenzierung und Präzisierung erreicht ist. Aus dieser Überlegung heraus habe ich den folgenden Abschnitt als semasiologische Perspektive bezeichnet (vgl. BALDINGER 1998), da es hier vorrangig um den explizit verbalisierten Bedeutungsgehalt der Termini am Beispiel des Niederdeutschen geht.<sup>31</sup>

---

31 Eine weitere Möglichkeit, die Bedeutung eines Begriffes zu analysieren, die zwischen semasiologischer und onomasiologischer Differenzierung platziert ist, ist die diskurssemantische Analyse, die die Bedeutung aus der Verwendung in unterschiedlichen Kontexten ableitet, wie ZIEM (2007) am Beispiel des Begriffes *Globalisierung* gezeigt hat.

#### 4.1. Semasiologische Perspektive

Im Zentrum des folgenden Kapitels stehen laienlinguistische Konzeptionen von Sprache und Dialekt, die im Gespräch entstanden sind.

##### 4.1.1. Sprache

Um den Status als Sprache argumentativ zu stützen, wird gehäuft der Analogietopos<sup>32</sup> in Form der Vergleichbarkeit mit einer anderen Sprache wie dem Englischen, Niederländischen oder Sorbischen realisiert, wie das folgende Beispiel zeigt:

#### Beispiel 03: Analogietopos: Sprache ist wie Englisch

- 01 I (3.6)  
würdest du sagen platt is eher ne sprache  
oder eher n dialekt
- GA 64 (1.8)
- 05 hm'  
ich würde bald sagen ne sprache (lächelnd)  
(2.5)
- I könntst du des irgendwie begründen?
- GA 64 naja, weil es ähm(0.5)eSS ähnelt (räuspern)
- 10 ((I schließt die Tür))  
es ähnelt äh etwas dem englischen und (2.7)  
ich muss auch ähm sehr aufpassen, wenn sich  
so zwei unterhAlten, ne?
- I hm=hm'
- 15 GA 64 also ich w(...) darum würd ich eher denken,  
es is ne sprAche

Die weibliche GP der mittleren Generation begründet den Status des Niederdeutschen als Sprache damit, dass es dem Englischen vergleichbar erscheine. Worin die Vergleichbarkeit genau besteht, bleibt unklar. Lexikalische Differenzen, die zu Unverständnis führen, können ebenso gemeint sein wie phonetische Ähnlichkeiten. Die Argumentationen zeigen als zentrale Sprachmerkmale: Vergleichbarkeit mit einer anderen (National-)Sprache und Unverständlichkeit.

Schlussregel: Durch sprachstrukturelle Gemeinsamkeiten mit einer anderen Sprache wird auch das Niederdeutsche zu einer Sprache.

Argument: Niederdeutsch ähnelt dem Englischen.

Konklusion: Niederdeutsch ist eine Sprache.

32 Zum verwendeten Toposbegriff vgl. WENGLER (2003); ARENDT (2010, 38f., 189–205).



Schlussregel: Je schwerer etwas verständlich ist, umso eher handelt es sich um eine Sprache und nicht um einen Dialekt.

Argument: Niederdeutsch ist nur mit Konzentration – also schwer – zu verstehen.

Konklusion: Niederdeutsch ist eine Sprache.

Im weiteren Verlauf der Interaktion zeigt sich deutlich die Falsifikationsresistenz von Laientheorien, da die GP auf Nachfrage konstatiert, auch die Bayern nicht zu verstehen. Das veranlasst die GP jedoch nicht, die getroffene Zuordnung, Bairisch sei ein Dialekt und Plattdeutsch eine Sprache, zu revidieren (vgl. ARENDT 2010, 199–201). Es zeigt sich hierin vielmehr, dass Sinn eine lokale Herstellung ist, die zwischen unterschiedlichen Gesprächsphasen differieren kann. Rational ist, was primär im thematischen Kontext, d. h. in der betreffenden Gesprächssequenz, plausibel erscheint.

Neben den Ad-hoc-Klassifikationen finden sich im Korpus metasprachliche Reflexionen, die die Argumente abwägen, um zu einem schlüssigen Ergebnis zu kommen. Im folgenden Beispiel wird sehr deutlich, wie die GP eine konsistente Theorie anstrebt und im Gespräch dynamisch entwickelt. Diese Art der Wissenspräsentation ist als Reflex auf den Kontext wissenschaftliche Befragung zu sehen, in welchem sich die GP den vermeintlichen Erwartungen gemäß verhält und somit den Kontext durch ihr Verhalten herstellt:

#### Beispiel 04: reflexive Klassifikation

01 HA 64 das is ne regionale äh äh sprAche  
(1.8)  
was is plattdeutsch  
plattdeutsch is ne !MUND!art in der  
05 jeweiligen region  
(4.3)  
I is ne sprAche oder n dialekt?  
<<was würdst du sagen=>p>  
HA 64 =ja das is die  
10 is nu schwer  
(ich mein) wenn ich jetzt diese frage  
beantworten soll wenn ich, ich geh ja nu viel  
von reuter aus und äh äh bei reuter !IS! ja  
ne spr!A!che er !SCHREI!bt ja in der äh  
15 landes oder äh sprache aber wiederum hast du  
ich kenn dazu keine grammatik  
das heißt ne grammatik die zu dieser sprache  
jetzt festlegt <<hier geht er hen dor geht  
er hen> prononciert> oder äh äh (1.7) wie äh

20           äh wie bei uns im hochdeutschen <<hier gehst  
               du hin. morgen wirst du dorthingehen>  
               prononciert>

HA 64 nennt zwei Sprachkriterien. Die schriftliche Fixiertheit (Z. 14) ist erstens ein Sprachmerkmal, welches für das Niederdeutsche in Form von Literatur gegeben ist. Das zweite Kriterium ist die Normiertheit in Form einer Grammatik (Z. 16), was nach Ansicht von HA 64 für das Niederdeutsche nicht vorliegt. Die Bezugsnorm bildet das Hochdeutsche, eine typische Sprache, deren Status unhinterfragt ist. Dass es auch in anderen Dialekten Literatur gibt, ist für die GP kein einschränkendes Kriterium. Die ambivalente Argumentationsstruktur lässt sich folgendermaßen abbilden:

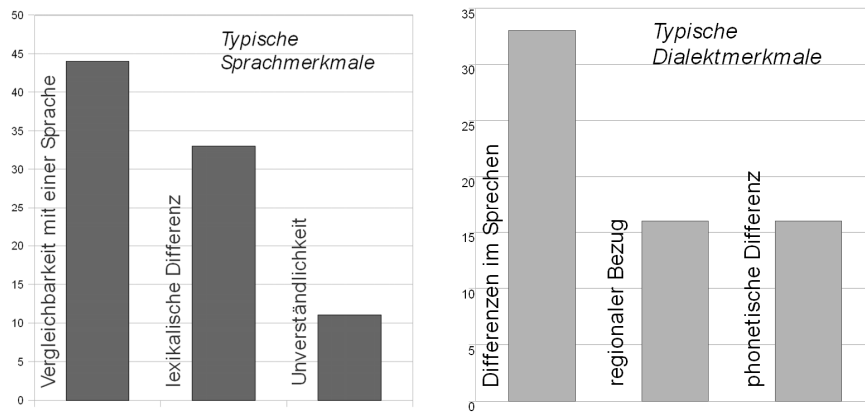
Schlussregel: Die schriftliche Realisationsform deutet auf einen Sprachstatus hin. Was geschrieben werden kann, ist Sprache.  
 Argument: Es gibt schriftliche niederdeutsche Literatur.  
 Konklusion: Niederdeutsch ist eine Sprache.

Schlussregel: Sprache ist, was eine normierte Grammatik hat.  
 Argument: Niederdeutsch hat keine normierte Grammatik.  
 Konklusion: Niederdeutsch ist keine Sprache.

Trotz der Heterogenität und Vagheiten in den Äußerungen lassen sich Konstanten aus den Argumenten und Schlussregeln für den Status als Sprache ableiten. Typische Sprachmerkmale im Bewusstsein der Laien sind:

1. Vergleichbarkeit mit anderer Sprache (Englisch, Hochdeutsch etc.) (44 %) *ähnelt äh etwas dem englischen*
2. Differenzen zum Standard auf lexikalischer Ebene (33 %) *die meisten worte n !A!ndern ausdruck haben*
3. Unverständlichkeit (11 %) *'t muss ja auch übersEtzt werdn*
4. Schriftlichkeit (6 %)
5. (normative) Grammatik (6 %)

Abbildung 3a zeigt die drei häufigsten Kriterien, die von den Laien genannt wurden. 44 % der Äußerungen zum Thema Sprache haben auf die Vergleichbarkeit des Niederdeutschen mit einer anderen Nationalsprache rekurriert. 33 % haben auf Differenzen im lexikalischen Bereich angespielt, was mit dem drittplatzierten Kriterium ‚Unverständlichkeit‘ eng verwandt ist, da das postulierte Nichtverstehen eher auf einzelne Wörter beschränkt blieb. Eine Sprache zeichnet sich im Bewusstsein der Laien durch eine Vergleichbarkeit mit einer anderen (National-)Sprache aus und durch deutliche Differenzen auf der lexikalischen Ebene, was dazu führt, dass sie ohne Kompetenz nicht oder nur sehr schwer zu verstehen sei.



Abbildungen 3a / 3b: Argumente für den Sprachstatus bzw. Dialektstatus

#### 4.1.2. Dialekt

Der Status als Dialekt wird ebenfalls mit dem Analogietopos begründet, und zwar in der Form, dass das Niederdeutsche dem Sächsischen und Thüringischen vergleichbar sei.

#### Beispiel 05: Analogietopos: Dialekt ist wie Sächsisch

01 I würdst du sagen plattdeutsch is eher ne  
sprAche oder eher n dialekt  
EL 29 eher ne dialekt  
I hm=hm'

05 woran machst du das fest  
EL 29 (2.0)  
( (einatmen) )  
I oder wie würdst du das begründen wenn man  
dich frAgt

10 EL 29 ja wie würd ich das begründen, das ist gut  
also ich find das nich als als sprache  
muss ich nich würd ich nich sagen dass es  
ne richtige spr!A!che is an sich (2.3)  
son bisschen so sächsln. sächsln versteht  
man ja auch nich richtig

15 I hm=hm'  
EL 29 da hat  
muss man sich auch immer son bisschen sein

20 teil dazu denken un so bei plattdeutsch is  
das fast genauso

Beispiel 05 zeigt eine Argumentation für die These, dass das Niederdeutsche ein Dialekt sei. Beim Vergleich mit der Argumentationsstruktur von Beispiel 03 zeigen sich deutliche Parallelen, wobei sich die Ziele der Argumentation, die Konklusionen, unterscheiden.

Schlussregel: Durch sprachstrukturelle Gemeinsamkeiten mit einem anderen Dialekt wird auch das Niederdeutsche zu einem Dialekt.

Argument: Niederdeutsch ähnelt dem Sächsischen.

Konklusion: Niederdeutsch ist ein Dialekt.

Schlussregel: Je schwerer etwas verständlich ist, umso eher handelt es sich um eine Sprache und nicht um einen Dialekt.

Argument: Niederdeutsch ist mit Anstrengung zu verstehen.

Konklusion: Niederdeutsch ist ein Dialekt.

Die einzige Differenz liegt in der Möglichkeit des Verstehens: Ist es für EL 29 in Beispiel 05 relativ leicht möglich, Platt zu verstehen (Z. 18), so stellt dies für die GP aus Beispiel 03 ein Problem dar. Wir sehen, wie die eigene Kompetenz, hier in Form der passiven Verstehenskompetenz, die Wahrnehmung von sprachlichen Formen und Varietäten und ihre Kategorisierung beeinflusst. Darüber hinaus finden sich Äußerungen, dass ein Dialekt ja nur durch Betonung und Phonetik ‚abgewandeltes‘ (Hoch-)Deutsch sei, wie bei IK 38, einer GP der dritten Generation.

01 IK 38 jO is n dialekt  
I hm-  
IK 38 weil die grundsprache is deutsch nur  
abgewandelt oder? mit betonung sprüche

Dies bestätigt erstens erneut (vgl. Bsp. 01), dass die regionalen Differenzen hinsichtlich Betonung (Akzent) und Aussprache (Phonetik) wichtige Dialektkriterien bilden und zweitens, dass Dialekt als etwas aufgefasst wird, was dem (Hoch-)Deutschen ähnlich ist. Deshalb seien Dialekte auch – im Gegensatz zu Sprachen – verständlich. Das folgende Beispiel illustriert, wie eine GP als Begründung für die Klassifikation als Dialekt dezidiert regionale Differenzen präsentiert.

#### **Beispiel 06: regionale Differenzen**

01 CB 27 ja meiner ansicht nach eher n dialekt, der  
sich auch von regiOn zu region dOch  
unterschiedlich ausbildet

also man kann sicherlich nicht uns platt mit  
dem in vielleicht westmeckelnburg vergleichen  
un und ostfriesland is noch ganz anders

Schlussregel: Ein Dialekt weist interne Differenzen auf.

Argument: Niederdeutsch unterscheidet sich von Region zu Region.

Konklusion: Niederdeutsch ist ein Dialekt.

Es kristallisieren sich die folgenden Dialektmerkmale heraus: Differenzen zur Standardsprache oder zu anderen ähnlichen Dialekten liegen in der Betonung (AF 71, IK 38), in den suprasegmentalen Merkmalen ‚Sprachtempo‘ und ‚Sprachmelodie‘ (Singsang) (AF 71) und auf der lautlichen Ebene (GA 64). Eine quantitative Gewichtung vermittelt folgendes Bild der laienlinguistischen Charakteristika von *Dialekt*:

1. Differenzen im Sprechen (33 %): *dor ward anners platt r!Ä!dt*
2. regionaler Bezug (16 %): *jedes dörp hett ja n anners*
3. phonetische Differenzen zum Standard (16 %): *die betOUnung*
4. ‚Abart‘ vom Hochdeutschen (11 %)
5. Vergleichbarkeit mit anderen Dialekten (9 %)
6. Verständlichkeit (7 %)
7. parasprachliche Differenzen zum Standard (7 %)
8. [Unverständlichkeit (2 %)]

Abbildung 3b zeigt die drei häufigsten Kriterien. 33 % der Äußerungen, die Niederdeutsch als Dialekt eingeordnet haben, haben diese Klassifikation mit dem Merkmal der Heterogenität, d. h. der internen Differenziertheit, begründet. Als Ursache für die Unterschiede wurden in 16 % der Äußerungen regionale Aspekte genannt. Die Differenzen zum ‚Hochdeutschen‘ lagen nach 16 % der Äußerungen auf phonetischer oder suprasegmentaler Ebene. Ein Dialekt ist im Bewusstsein der Laien eine regional begrenzte Sprechweise, die sich von der Standardsprache durch phonetische Differenzen auszeichnet. Insofern scheint die laienlinguistische Konzeption von Dialekt am ehesten mit den linguistischen Konzepten einer *dialektal gefärbten* bzw. *regional markierten Sprechweise* (vgl. LAUF 1996, 193) vergleichbar zu sein, die sich am oberen Rand des Dialekt-Standard-Kontinuums befindet (vgl. LAMELI 2004, 38). Nach LENZ (2010, 395) ließe sich diese Sprachform wohl als *regionaler Substandard* bezeichnen. Dass die phonetische Ebene so dominant mit Dialekt assoziiert wird, kann mehrere Ursachen haben: Zum einen zeigt sich dialektal gefärbte Sprechweise primär auf der lautlichen Ebene (vgl. LAUF 1996, 193), die wiederum sehr stabil ist (vgl. das Trichtermodell von STELLMACHER 1981, 33). Gleichzeitig wird diese Auffassung durch medial vermittelte Präsentationen dialektaler Sprechweisen gestützt (vgl. ZAHN 2011, 93). Inwiefern sich diese Dialektauffassung auf die Laien im niederdeutschen Sprachgebiet beschränkt, müsste in einer anderen Untersuchung geprüft werden.

#### 4.2. Onomasiologische Perspektive

Eine weitere Möglichkeit, die laienlinguistische Konzeption des Niederdeutschen zu untersuchen, bildet nicht nur die explizite Verbalisierung der Meinung, sondern auch die Art der Benennungen. Es ist also unter onomasiologischer Perspektive zu fragen, mit welchen Wörtern auf das Niederdeutsche referiert wird, ob sich die Befunde mit den Ergebnissen zur expliziten Einordnung decken, oder ob sich u. U. inter- oder gar intrapersonelle Differenzen zeigen. Im überwiegenden Teil der Äußerungen wird auf das Niederdeutsche primär mit *Platt* oder *Plattdeutsch* rekuriert. Da den Schwerpunkt dieses Beitrags jedoch nichtlinguistische Sprach- und Dialektkonzepte bilden, konzentriere ich mich in der Analyse der Benennungen auf die Termini *Sprache* und *Dialekt*.<sup>33</sup> Dabei stehen folgende Fragen im Mittelpunkt:

- Wird auf das Niederdeutsche eher mit dem Ausdruck *Sprache* rekuriert oder mit *Dialekt*?
- Womit interagiert die Bezeichnung?
- Wie sind Befunde zu interpretieren?

Die Formen der Bezugnahme variieren zwischen expliziter bzw. direkter Referenz (*diese spr!A!che*) und indirekter Referenz (*da sind andre sprAchen wichtjer als plattdeutsch*), bei welcher der Bezug nur durch die syntaktische Konstruktion zu erschließen ist. Das folgende Beispiel einer weiblichen GP der dritten Generation verdeutlicht, was ich mit indirekter Referenz meine:

#### Beispiel 07: Thema der schulischen Vermittlung: Sprache

```
01 I      man kann das jetzt auch an der schule lernen
      würdst du sagen er sollte das an der schule
      lernen
      EL 29 hm-
05      also ich glaube da gIbs
      sind andere sprachen w!I!chtiger als
      plattdeutsch
```

Durch die Konstruktion „andere Sprachen [...] als Plattdeutsch“ in Z. 06f. wird impliziert, dass Plattdeutsch eine Sprache sei. Derartige Konstruktionen, in denen mit *Sprache* auf Niederdeutsch rekuriert wird, dominieren im Korpus. Die Bezeichnungen interagieren jedoch weder konsistent noch klar erkennbar mit den explizit getroffenen Klassifikationen, die ich im obigen Abschnitt 4.1 vorgestellt habe. Vielmehr kommt es gehäuft zu intrapersonellen Differenzen, wie auch das obige Beispiel 07 illustriert. Im vorangegangenen Gespräch hat EL 29 im Beispiel 05 Nieder-

---

33 Zur wortorientierten diskurslinguistischen Analyse vgl. SPITZMÜLLER / WARNKE (2011, 139–145).

deutsch als *Dialekt* klassifiziert, rekuriert aber im Kontrast dazu nun mit dem Terminus *Sprache* darauf. Weitere Beispiele aus dem Korpus stützen diesen Befund und lassen ihn als typisch für nichtlinguistische Sprachreflexionen erscheinen. Was unter wissenschaftlicher Perspektive als Inkonsistenz zwischen Konzeption und Benennung erscheint, ist ein konstitutives Merkmal von Laientheorien über Sprache. Der Anspruch der Eindeutigkeit und der Übereinstimmung zwischen Konzept und Benennung entpuppt sich – durch die empirischen Befunde bestätigt – als eine Projektion wissenschaftlicher Erwartungen an die Laien. Die Motivation der Benennungen sind nicht nur different zu wissenschaftlichen Konzeptionen, sondern auch heterogener als gedacht. Als dominierende Variable, die die Benennung maßgeblich beeinflusst, kristallisiert sich der thematische Kontext in Form einzelner Gesprächssequenzen heraus. Hier lassen sich Konsistenzen nachweisen. Aus der Bezeichnung des Niederdeutschen als *Sprache* in Äußerungen wie „Diese Sprache kann man nicht lernen!“ zu schließen, dass die GP auch auf einer bewussten Reflexionsebene Niederdeutsch als Sprache konzipiert, wäre also eine falsche Überinterpretation des Befundes. Vielmehr steuern typische Kollokationen (*plattdeutsche Sprache*) und Frames<sup>34</sup> (*eine Sprache lernen/sprechen*) sowie die Formulierungen der Interviewerin die Benennungswahl. Da es nicht das primäre Ziel dieses Beitrags ist, quantitative Analysen von Wortverwendungen zu erarbeiten, sondern die Regeln ihrer Distribution zu beleuchten, verzichte ich auf eine systematische quantitative Analyse. Gleichwohl zeigen die Ergebnisse, dass es sinnvoll und notwendig erscheint, die Muster der Wortverwendungsregularitäten von Laien zu untersuchen. Zur Beschreibung der Distribution erscheint eine sequenziell-funktionale Perspektive sinnvoll, die den thematischen Gesprächskontext fokussiert. So wird in den folgenden thematischen Gesprächsabschnitten eher der Ausdruck *Sprache* verwendet: schulische Vermittlung; Fremdsprachenunterricht; Erstspracherwerb (*unsre muttersprache*); Notwendigkeit der Übersetzung ins Hochdeutsche; Sprachförderung und -pflege; Sprachwandel (Sprachsterben). *Dialekt* wird verwendet, wenn regionale Differenzen thematisiert werden. Eine weitere Erklärung für die Präferenz von *Sprache* kann auch darin liegen, dass es sich erstens um einen weitaus häufiger verwendeten und umgangssprachlich konnotierten Begriff handelt, als dies beim Terminus *Dialekt* der Fall ist, der eher dem wissenschaftlichen Funktionalstil entspringt. Zweitens ist die Bedeutung, die der Terminus *Sprache* für Laien besitzt, viel weiter und vager als im wissenschaftlichen Diskurs, was einen Gebrauch ohne semantische Positionsbeschränkungen befördert.

---

34 Das Framekonzept wurde in der kognitiven Linguistik entwickelt und in Deutschland maßgeblich von Claudia Fraas publik gemacht. Das Konzept des Frames, des Rahmens, wird in den Analysen z. B. durch die Kategorie der Kookkurrenzen, also der usuellen Wortverbindungen, in Texten untersucht (vgl. exemplarisch FRAAS 2001).

### 4.3. Fazit

Die Ergebnisse der Analyse verdeutlichen, dass die Einstellungsäußerungen – selbst einer Person – heterogen sind. Die Benennungen des Niederdeutschen wechseln je nach thematischem Kontext und differieren somit gehäuft mit der kategorialen Zuordnung, die in der metasprachlichen Reflexion getroffen wurde. Dies kann als Inkonsistenz der Bezeichnung interpretiert werden, wenn wir die Laientheorien mit wissenschaftlichen Maßstäben messen. Unter semasiologischer Perspektive – mit Fokus auf die metasprachlichen argumentativen Explikationen der Statuszuschreibung an das Niederdeutsche – treten interpersonell parallele Vorstellungen zutage, wenngleich die konkrete Zuschreibung an das Referenzobjekt differiert. Die Ergebnisse lassen sich mit den theoretischen Erkenntnissen zur interaktiven Sinnkonstitution im Gespräch nun dergestalt erklären, dass die Laien immer lokal – im thematischen Kontext – entscheiden, was sinnvoll erscheint. Da das Gespräch flüchtig ist, ist ein genaues Erinnern an frühere Phasen des Gesprächs nur partiell möglich, so dass die Inkonsistenz zumeist erst dem Forschenden in seiner nachträglichen Analyse auffällt.

In Anbetracht der Bedeutung des thematischen Kontextes im Gespräch und seiner Relevanz für die Äußerung schlage ich eine Erweiterung des differenzierten Kontextmodells von TOPHINKE / ZIEGLER (2006, 210) um die Nanoebene vor, wie Abbildung 4 zeigt. Unter Nanokontext verstehe ich thematisch orientierte Gesprächsphasen<sup>35</sup> als Bausteine der Interaktion. Der Kontext muss somit noch feiner skaliert werden, um der Differenziertheit der Einstellungsäußerungen in Gesprächen Rechnung zu tragen. In medial schriftlich realisierten Äußerungen, für die die Merkmale Flüchtigkeit und Spontanität nicht konstitutiv sind, ist eine derartige Differenzierung u. U. nur bedingt relevant. Die Notwendigkeit dieser zusätzlichen Differenzierung ergibt sich aus der Einsicht, dass sich die Einstellungsäußerungen in verschiedenen Stadien des Gesprächs voneinander unterscheiden können und dass in ein und demselben Gespräch von ein und derselben Person auch unterschiedliche – sich widersprechende – Reflexionen geäußert werden können. Da der maßgebliche Faktor – zum jetzigen Stand der Analyse – das Gesprächsthema ist, das in spezifischer Weise bearbeitet wird, erscheint eine derartige Skalierung des Kontextbegriffes hinsichtlich der Gesprächsphasen unumgänglich. Damit ist es nun möglich, die Prozesshaftigkeit der lokalen Äußerungsproduktion und ihre interaktive Bearbeitung präzise zu erfassen. Die Gesprächsphasen prägen Einstellungsäußerungen, indem der thematische Kontext Aspekte des Einstellungsobjektes relevant erscheinen lässt, was zu geänderten Benennungen und u. U. auch zu – wenn auch in dieser Phase nicht bewussten – Neukonzeptionen führen kann. Die Sinnhaftigkeit und

---

35 In der Gesprächsanalyse ist der Terminus der ‚Gesprächsphase‘ etwas anders konzipiert, indem dort i. d. R. zwischen Eröffnungs-, Kern- und Beendigungsphase differenziert wird (vgl. SPIEGEL / SPRANZ-FOGASY 2001, zur themenorientierten Phasengliederung S. 1246f.). Für eine Annäherung an den Gegenstand erscheint mir der Begriff jedoch passend, um thematisch fundierte Gesprächseinheiten zu beschreiben.



Konsistenz der komplexen Theorie wird selten geprüft, zumal es sich bei den Gesprächen um flüchtige Daten handelt, die den GP nach dem Gespräch nicht mehr zur Verfügung stehen.

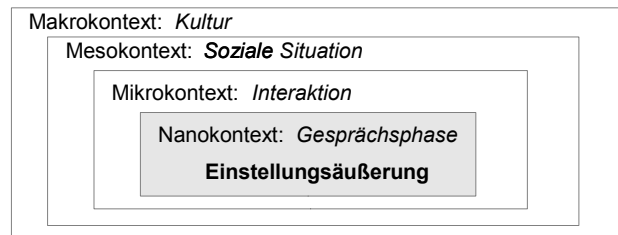


Abbildung 4: Vierteiliges Kontextmodell (Erweiterung von TOPHINKE / ZIEGLER 2006)

Meines Erachtens besteht weiterer Forschungsbedarf auch darin, die Techniken der metasprachlichen Sinnproduktion bei Laien genauer zu beleuchten, d. h. zu fragen, wie die Laien sich sprachliche Phänomene erklären und wie sie ausgewählte Konzepte zueinander in Beziehung setzen (z. B. kausal, konditional oder konzessiv). Letztlich lässt sich als Fazit PRESTON (2010, 24) zustimmen, wenn er formuliert:

Language regard is surely as various as language performance, and, like performance, stems from a reservoir (i. e. a repertoire) of various (and conflicting and changing) cultural beliefs about language and language variety.

Es ist also davon auszugehen, dass die Spracheinstellungsäußerungen so vielfältig sind wie die Sprachrealisierungen selbst – und wie diese auch mit dem Kontext interagieren.

## 5. Literatur

- ANDERS, Ada Christina et al. (Hgg.) (2010): *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Berlin New York (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 38).
- ANTOS, Gerd (1996): *Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag*. Tübingen (Reihe germanistische Linguistik, 146).
- ARENDET, Birte (2010): *Niederdeutschdiskurse. Spracheinstellungen im Kontext von Laien, Printmedien und Politik*. Berlin (Philologische Studien und Quellen, 224).
- ARENDET, Birte / Enrico LIPPMANN (Hgg.) (2005): *Die Konstanz des Wandels im Niederdeutschen*. Hamburg
- BALDINGER, Kurt (1998): *Semasiologie und Onomasiologie*. In: POSNER, Roland et al. (Hgg.): *Semiotik. Ein Handbuch der zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur*. 2. Teilbd. Berlin New York (HSK, 13.2), S. 2118–2145.

- BARDEN, Birgit / Mechthild ELSTERMANN / Reinhard FIEHLER (2001): *Operator-Skopus-Strukturen in gesprochener Sprache*. In: LIEDTKE, Frank / Franz HUNDSNURSCHER (Hgg.): *Pragmatische Syntax*. Tübingen, S. 197–233.
- BERGMANN, Jörg R. (1994): *Ethnomethodologische Konversationsanalyse*. In: FRITZ, Gerd / Franz HUNDSNURSCHER (Hgg.): *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen (Beiträge zur Dialogforschung, 23), S. 3–16.
- BERTHELE, Raphael (2010): *Der Laienblick auf sprachliche Varietäten: Metalinguistische Vorstellungswelten in den Köpfen der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer*. In: ANDERS et al. (Hgg.), S. 245–267.
- BOHNER, Gerd (2002): *Einstellungen*. In: STROEBE, Wolfgang et al. (Hgg.): *Sozialpsychologie. Eine Einführung*. 4., überarb. und erw. Aufl. Berlin, S. 265–315.
- BREKLE, H. E. (1985): „*Volkslinguistik*“. *Ein Gegenstand der Sprachwissenschaft bzw. ihrer Historiographie?* In: JANUSCHEK, Franz (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kulturelle Praxis*. Opladen, S. 145–156.
- BRINKER, Klaus / Sven F. SAGER (1996): *Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung*. 2. Aufl. Berlin.
- DEPPERMAN, Arnulf (2001): *Gespräche analysieren. Eine Einführung*. Opladen.
- DEPPERMAN, Arnulf (2007): *Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht*. Berlin New York (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 14).
- DEPPERMAN, Arnulf / Thomas SPRANZ-FOGASY (Hgg.) (2002): *be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen (Stauffenberg Linguistik, 27).
- FRAAS, Claudia (2001): *Usuelle Wortverbindungen als sprachliche Manifestation von Bedeutungswissen. Theoretische Begründung, methodischer Ansatz und empirische Befunde*. In: NIKULA, Henrik / Robert DRECHER (Hgg.): *Lexikon und Text*. Berlin, S. 41–46.
- GERGEN, Kenneth J. (2002): *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Einführung zum sozialen Konstruktivismus*. Stuttgart.
- GOFFMAN, Erving (1994): *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt/Main.
- GOFFMAN, Erving (1998): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. 7. Aufl. Zürich.
- GOOSSENS, Jan (1983): *Niederdeutsche Sprache – Versuch einer Definition*. In: Ders. (Hg.): *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*. Band 1: *Sprache*, Neumünster, S. 9–27.
- HACKING, Ian (2002): *Was heißt „soziale“ Konstruktion? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*. 3. Aufl. Frankfurt/Main.
- HEEROMA, Klaas (1969): *Niederländisch und Niederdeutsch*. Bonn.
- HERRMANN-WINTER, Renate (1980): *Wortgut aus niederdeutschen Presstexten der DDR im Urteil von Mundartsprechern*. In: *Linguistische Studien des Zentralinstituts Sprache und Wissenschaften (ZISW) der Akademie der Wissenschaften (AdW) der DDR 75/I*. Berlin, S. 96–104.
- HUNDT, Markus et al. (2010): *Gegenstand und Ergebnisse der Wahrnehmungsdialektologie (Perceptual Dialectology)*. In: ANDERS et al., S. XI–XXI.

- KÖNIG, Katharina (2010): *Sprachliche Kategorisierungsverfahren und subjektive Theorien über Sprache in narrativen Interviews*. In: *Zeitschrift für angewandte Linguistik* 53, S. 31–57.
- LAMELI, Alfred (2004): *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt*. Stuttgart (ZDL Beihefte, 128).
- LAUF, Raphaela (1996): „Regional markiert“: *Großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum*. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 119, S. 193–218.
- LENZ, Alexandra N. (2003): *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen*. Stuttgart Wiesbaden (ZDL Beihefte, 125).
- LESLE, Ulf-Thomas (2001): *Plattdeutsch zwischen gestern und morgen: Geschichtsbeschleunigung und die Suche nach der Identität*. In: PETERS, Robert et al. (Hgg.): *Vulpis Adolatio*. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag. Heidelberg, S. 429–449.
- LESLE, Ulf-Thomas (2004): *Imaginierte Gemeinschaft. Niederdeutsche Identitätskonstruktionen*. In: MICHELSEN, Friedrich et al. (Hgg.): *100 Jahre Quickborn*. Hamburg, S. 387–404.
- LEVINSON, Stephen C. (2000): *Pragmatik*. 3. Aufl. Tübingen (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 39).
- MENKE, Hubertus (2005): *Niederdeutsch – die andere deutsche Sprache?* In: ARENDT / LIPPMANN, S. 169–190.
- MÖLLER, Frerk (2008): *Plattdeutsch im 21. Jahrhundert. Bestandsaufnahmen und Perspektiven*. Leer (Schriften des Instituts für Niederdeutsche Sprache, 34).
- NEULAND, Eva (1988): „Wie hört der sich denn an?!“ *Spracheinstellungen als Gegenstand der Sprachreflexion*. In: *Diskussion Deutsch* 99, S. 53–73.
- PAUL, Ingwer (1999): *Praktische Sprachreflexion*. Tübingen (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 61).
- PRESTON, Dennis R. (2010): *Perceptual Dialectology in the 21<sup>st</sup> Century*. In: ANDERS et al., S. 1–28.
- REERSHEMIUS, Gertrud (2010): *Niederdeutsch im Internet. Möglichkeiten und Grenzen computervermittelter Kommunikation für den Spracherhalt*. In: *ZDL* 77, S. 183–205.
- RYAN, Ellen et al. (1988): *The Measurement of Languages Attitudes*. In: AMMON, Ulrich et al. (Hgg): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 2. Teilbd. Berlin New York (HSK, 3.2), S. 1068–1081.
- SANDERS, Willy (1982): *Sachsensprache – Hansesprache – Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen*. Göttingen.
- SCHRÖDER, Ingrid (2010): *Plattdeutsch und die Medien an der Universität Hamburg*. In: Bundesrat für Nedderdüütsch (Hg.): *Zwischen Kulturauftrag und Unterhaltungsprogramm – Plattdeutsch in den Medien*. Leer, S. 23–25.
- SELTING, Margret (1987): *Reparaturen und lokale Verstehensprobleme oder: Zur Binnenstruktur von Reparatursequenzen*. In: *Linguistische Berichte* 108, S. 128–149.

- SELTING, Margret et al. (2009): *Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2)*. In: DEPPERMAN, Arnulf / Martin HARTUNG (Hgg.): *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, S. 353–402 (www.gespraechsforschung-ozs.de).
- SPIEGEL, Carmen / Thomas SPRANZ-FOGASY (2001): *Aufbau und Abfolge von Gesprächsphasen*. In: BRINKER, Klaus et al. (Hgg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin u. a. (HSK, 16), S. 1241–1251.
- SPITZMÜLLER, Jürgen (2005): *Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption*. Berlin New York (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 11).
- SPITZMÜLLER, Jürgen / Ingo H. WARNKE (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin Boston.
- STELLMACHER, Dieter (1981): *Niedersächsisch*. Düsseldorf.
- STELLMACHER, Dieter (2005): *Die Einheit in der Vielfalt. Die heutige Binnengliederung des Niederdeutschen*. In: ARENDT / LIPPMANN, S. 127–136.
- STREECK, Jürgen (1987): *Ethnomethodologie*. In: AMMON, Ulrich et al. (Hgg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 2. Teilbd. Berlin New York (HSK, 3.2), S. 672–679.
- TOPHINKE, Doris / Evelyn ZIEGLER (2006): „Aber bitte im Kontext!“ *Neue Perspektiven der dialektologischen Einstellungsforschung*. In: VOESTE, Anja / Joachim GESSINGER (Hgg.): *Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie*. Duisburg (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, 71), S. 203–222.
- VANDERMEEREN, Sonja (1996): *Sprachattitüde*. In: GOEBL, Hans et al. (Hgg.): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 1. Teilbd. Berlin New York (HSK, 12.1), S. 692–702.
- WENGELER, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen (Reihe germanistische Linguistik, 244).
- WIESINGER, Peter (1980): „Sprache“, „Dialekt“ und „Mundart“ als sachliches und terminologisches Problem. In: GÖSCHEL, Joachim et al. (Hgg.): *Dialekt und Dialektologie*. Wiesbaden (ZDL Beihefte, 26), S. 177–194.
- WIRRE, Jan (1998): *Zum Status des Niederdeutschen*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 26, S. 308–340.
- ZAHN, Johanna (2011): *Dialektal gefärbte Sprechweisen in Radio-Comedy-Sendungen. Form, Funktion und Wirkung*. Greifswald (unveröffentlichte Masterarbeit).
- ZIEM, Alexander (2007): *Globalisierung. Linguistische Zugänge zu einem gesellschaftlichen Phänomen*. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 2, S. 97–104.

## Internetquellen

Sprachencharta: *Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprache*.

URL: <http://conventions.coe.int/treaty/ger/Treaties/Html/148.htm> (abgerufen am 7. 9. 2011).

*Zug-Durchsage auf Plattdeutsch*. URL: [http://www.youtube.com/watch?v=U9te4A\\_Psgo](http://www.youtube.com/watch?v=U9te4A_Psgo) (abgerufen am 7. 9. 2011).

Friedel Helga Ro o l f s, Münster

## **Münsterländische Hofnamen im Lichte des Wechselbuchs des Klosters Vinnenberg**

### **1. Einleitung**

Das Vinnenberger Wechselbuch enthält Aufzeichnungen aus den Jahren 1465 bis 1610 über das Eigentum des Klosters Vinnenberg (in Warendorf-Milte) im Hinblick auf Höfe<sup>1</sup> und Eigenhörige.<sup>2</sup> Es diente in erster Linie dazu, Personen und deren Stand auf den einzelnen Höfen festzustellen und Wechselungen mit anderen Grundherren nachzuhalten. Daher bietet das Wechselbuch – wie überhaupt diese Art von Quelle – einen reichen Namenbestand. Diese Namen sind, ein weiterer Vorteil der Quelle, den einzelnen Familienmitgliedern zugeordnet, so dass Generationen von Familien über einen Zeitraum von etwa 150 Jahren verfolgt werden können. Die Anlage des Wechselbuchs steht im Zusammenhang mit der 1465 erfolgten Umwandlung des ehemals dem Zisterzienserorden angebotenen Konvents in ein Benediktinerinnenkloster.<sup>3</sup>

Mit seinem reichen Namenbestand bietet das Wechselbuch eine hervorragende Grundlage für namenkundliche Studien. Ein erster Blick zeigt bereits, dass auf die einzelnen Familienmitglieder in unterschiedlicher Weise namentlich referiert wird. Dies soll im vorliegenden Beitrag näher beschrieben werden. Im Mittelpunkt stehen die den Rufnamen zugefügten Beinamen, die alle einen Bezug zum Namen des Hofes aufweisen und aufgrund dieser Bezugsgröße ‚Hof‘ auch als ‚Hofnamen‘ bezeichnet werden. Die Hofnamen, die also sowohl auf die wirtschaftliche Einheit ‚Hof‘ als auch auf deren Bewohner referieren, bilden die Grundlage für die heutigen Familiennamen. Eine Untersuchung von Quellen wie der hier vorliegenden kann eventuell Aufschluss darüber geben, wie die heutige westfälische Familiennamenslandschaft im Hinblick auf Hofnamen entstanden ist.

Die Aufzeichnungen im Vinnenberger Wechselbuch gehören dem Bereich der Wirtschaftsverwaltung an. Die Verzeichnung der Personen in den verschiedenen, im

---

1 Mit der Bezeichnung ‚Hof‘ sind hier in vereinfachender Form die verschiedenen Kategorien von gemeinsprachlich sogenannten Bauernhöfen gemeint, die als landwirtschaftliche Einheiten dem Kloster gehören (Erben, Kotten, Stätten, Höfe, Hufen usw.). Eine differenziertere Terminologie schlägt SCHÜTTE (1993, 287, Anm. 2) vor, doch muss darauf im vorliegenden Zusammenhang zunächst verzichtet werden.

2 Ich danke Herrn Dr. Leopold Schütte sehr herzlich dafür, mir eine digitale Fassung der Edition des Vinnenberger Wechselbuchs zur Verfügung gestellt zu haben. Zum Vinnenberger Wechselbuch siehe des Weiteren SCHÜTTE (1993).

3 Das Kloster stand wohl nur in einem ‚losen Kontakt zum Zisterzienserorden [...], auch wenn es seine Beichtväter aus Marienfeld geholt haben dürfte‘ (LEIDINGER 1994, 391); mit der Reform unterstellte es sich der geistlichen Aufsicht der Abtei Liesborn und schloss sich der Bursfelder Kongregation an (Vinnenberger Wechselbuch, IX; LEIDINGER 1994, 390–392 passim).

Wechselbuch angelegten Listen muss aus den Interessen des Klosters heraus interpretiert werden; es sollte daher beachtet werden, dass die Namen in dem Wechselbuch, v. a. die von Hofnamen abgeleiteten Beinamen der Personen, um die es im vorliegenden Beitrag vornehmlich gehen soll, zunächst Fremdbezeichnungen sind, nicht Eigenbezeichnungen. Wie die Personen sich selbst nannten, erfahren wir nicht. Die verschiedenen Listen dienten unterschiedlichen Zwecken, dementsprechend gibt es – in Abhängigkeit von der Gestaltung der Listen – unterschiedliche Vorgehen, die Identifizierung einer Person sicherzustellen. Diese verschiedenen Möglichkeiten werden im vorliegenden Beitrag gesammelt und vorgestellt.

Die folgenden Listen bzw. Aufzeichnungen sind im Wechselbuch vorhanden (die Seitenangaben in Klammern beziehen sich hier und im Folgenden auf die Edition):

1. Unbeweglicher Besitz des Klosters, hier die Hofstellen nach dem Stand von 1465, offenbar mit späteren Zusätzen (S. 1–3);
2. Eigenhörigenfamilien, geordnet nach den einzelnen Höfen, mit jeweils späteren Zusätzen zu den weiteren Generationen (S. 4–74);
3. Eigenhörigenfamilien; Fortsetzung mit denjenigen Höfen, die das Kloster dazubekommen hat durch Kauf oder Aussteuer der Konventsmitglieder (S. 75–80);
4. kurze Auflistung der Wechselungen, nach Höfen geordnet, jeweils nur die gewechselten Personen benennend (S. 81–86);<sup>4</sup>
5. Liste mit ausführlichen Informationen zu den Wechselungen, nicht nach Höfen, sondern chronologisch geordnet (hier werden immer die Vertragspartner, also die anderen Grundherren, genannt; außerdem werden zu den gewechselten Personen weitere Informationen gegeben)<sup>5</sup> (S. 87–143);<sup>6</sup>
6. Arbeitsverträge mit dem Personal auf dem selbstbewirtschafteten Hof des Klosters in Vinnenberg, chronologisch geordnet (S. 144–147);<sup>7</sup>

---

4 [...] *unde voert synt der tijt synt dosse nabescrevenen wesselynge gescheen na landes wyse aver onse eygene to behorynge luede, van onsen hoeven unde erven geboren off dar weder op gewesselt unde voert weder wth gewesselt synt, dat men in dossen na bescrevenen register kortlicker wynden mach.* (S. 81) Dieser Satz ist so zu verstehen, dass die Liste nach Höfen geordnet ist, und zwar je nachdem, ob die gewechselten Leute von denselben weggehen oder zu ihnen kommen.

5 [...] *de wesselynge de nycht van onsen erven offte op onse erve gekomen en synt, mer doch sympelicken gescheyn unde menygen wegen lynggen.* (S. 87) Damit ist gemeint, dass die Liste nicht nach Höfen geordnet ist, sondern einfach nur die Wechselungen, die stattgefunden haben, auführt.

6 Die Angaben in dieser Liste werden im Laufe der Zeit etwas ausführlicher; ab 1583 (S. 128) sind erste hd. Einflüsse zu beobachten. Die Verhochdeutschung von niederdeutschen Namen (Beispiel *Myddendorp > Myddendorpff*) soll hier aber nicht näher betrachtet werden.

7 Hier steht häufig, vor allem bei Weiterführung des Arbeitsverhältnisses, das in der Regel um ein Jahr verlängert wird, nur der Rufname. Vgl. BACH (I,2 1953, § 342.1): „Einzelnamen werden in Bewahrung des älteren Zustandes von Personen niedern Standes geführt. Diener, Gesellen, Knechte, Mägde [...], auch Dirnen tragen sie, wengleich nicht selten ihr dienendes Verhältnis zu einem best. Herrn bezeichnet wird [...].“

7. Freilassungen *omme goedes wyllen*, d. h. von Eigenhörigen, die geistlich werden (S. 148);
8. Verliehenes oder gestundetes Geld (Namen und Geldbetrag auf einem eingeklebten Zettel) (S. 149);
9. Liste mit Namen von Eigenhörigen, die sich freigekauft haben, und gegebenenfalls den Namen der Ersatzpersonen, chronologisch geordnet (S. 150–158);<sup>8</sup>
10. Eigenhörige, die sich auf fremden Hofstätten befinden (S. 159);
11. Eigenhörige, die sich in Städten oder Dörfern befinden, nach diesen Orten geordnet (S. 159–165);<sup>9</sup>
12. Ländereien der klösterlichen Hofstätten, nach Höfen geordnet (S. 166–182);
13. Erbtagsprotokolle, nach Höfen geordnet (S. 183–192).

Die meisten der umfänglicheren Listen sind nach Orten bzw. Bauerschaften geordnet, so dass bei den Personenangaben der Rufname plus die Angabe des Hofes bzw. des Hofnamens genügt (Beispiel: *Hermen Holdynck* [S. 4], *Else ton Dalhove* [S. 7]). Häufig kann die Angabe des Hofnamens auch wegfallen, dann nämlich, wenn im Vorhinein deutlich ist, dass gerade von einem bestimmten Hof die Rede ist. Dies ist regelmäßig der Fall in den Listen 2 und 3, die nach den Eigenhörigenfamilien auf den Höfen geordnet sind (Beispiel zu *Daelhoff*: *Item Grete is ut gewesselt ...*, *Jost gewesselt ...* [S. 7]). In der fünften Liste mit den ausführlicheren Angaben zu den Wechselungen hingegen sind die Angaben in einer chronologischen Abfolge gemacht worden. Hierbei wurden jeweils die Orts- und/oder Kirchspielnamen mit angegeben, um eine eindeutige Identifikation der Person gewährleisten zu können. Beispiel:

*Item gewesselt myt Iohan van den Brocke to Alen. Heft he van uns untfangen Wilcken Sneckynck yn den kerspel to Ennyger unde heft uns tor rechter weder wessel gegeven Herman to Myddendorppe yn den kerspel to Hyltorppe.* (S. 89)

Außerdem wurde häufig (im Verlauf der Zeit vermehrt) zusätzlich mit angegeben, welchen sozialen Status die Person hat, insbesondere im Hinblick auf eine eheliche oder uneheliche Geburt. Beispiel:

*Item gewesselt myt Jasper Smysynck. Hevet he van uns gewesselt Dirick Myddendorp, echte geboren van Myddendorps erve to Mylte. Dar vor wy wedder untfangen hebben Herman Henneken, echt unde recht geboren van Hennekenhus to Glandorpe.* (S. 109)

<sup>8</sup> Grund für Freikäufe waren wohl auch die Erwerbsmöglichkeiten, die sich den nicht erbenden Bauernkindern in der Stadt boten (vgl. SCHÜTTE / VON HAGEN 1987, 45).

<sup>9</sup> Diese Personen waren immer noch eigenhörig und mussten evtl. „Kopfzinszahlungen, Dienstpflichten und Sterbfallabgaben“ (VON HAGEN / SCHÜTTE 1987, 49, hier für das 13. Jh.) gewärtigen.



Für das Kloster ist die Funktion der Personen innerhalb des Wirtschaftsgefüges Kloster sowie ihre Stellung in der Familie eine wichtige Kategorie, weil sie mit Rechten und Pflichten einhergeht. So ist es wichtig zu wissen, wer der Bauer und wer die Bäuerin auf dem Hof ist, welche Leute auf dem Altenteil sitzen und welche Kinder und Kindeskinde vorhanden sind, wobei im Falle von Wiederheirat nach dem Tode eines Ehepartners auch festgehalten werden muss, wer die jeweiligen leibhaftigen Eltern der Kinder sind.<sup>10</sup> Es ist daher sinnvoll, im Folgenden die Namen und näheren Bezeichnungen der Personen, die in den Listen zu finden sind, jeweils in Abhängigkeit von deren Stellung in der Familie zu betrachten.

Es soll im vorliegenden Beitrag nicht um eine ausführliche linguistische Betrachtung der Namenbildung gehen, aber es sollen die häufigsten Bildungsmuster für einzelne Personengruppen kurz vorgestellt werden. Das Ganze ist als Skizze gedacht, die andeutet, in welche Richtung weitere Untersuchungen zu westfälischen Hofnamen gehen können.

## 2. Auswertung

### 2.1. *Der Hof*

Die Hofnamen bieten die Ausgangsformen für die Benennung bzw. Identifizierung der Personen, die auf dem Hof leben, sie sind auch das primäre Ordnungskriterium für die Klosterverwaltung. Sehr häufig gibt es mehrere Formen, mit denen auf ein und dieselbe Hofstelle referiert wird, z. B. *de Baeck*, *up de Baeckhove* und *to der Baeck*; oder *Cordes*, *Kordes koetten* und *Kordesstedde*.<sup>11</sup> Entsprechend vielgestaltig können die davon abgeleiteten Personennamen in Erscheinung treten. Weder der Name des Hofes noch die Form des Beinamens für die Personen waren also fest. Als Hofnamenansatz wird für den vorliegenden Beitrag die Form verwendet, die die Liste 1, die die Höfe der einzelnen Orte in den Bauerschaften oder Kirchspielen verzeichnet, anbietet. Beispiele sind: *Hoelynck*, *Reckerdynck*, *de Horst*, *Cudelage*, *Robbeke*, *de Wide*, *Dueffhueß*, *Kraemwynckel*, *de luttike Wick*, *Ertman*.

Wie beim letzten Namen zu sehen ist, fallen in dieser Kategorie der Hofnamen bereits zuweilen die Benennung des Hofes und diejenige des Bauern zusammen, denn *-man* bezeichnet ursprünglich natürlich eine Person, nicht eine Stätte. So kommt im Wechselbuch an anderer Stelle für den Hof *Ertman* auch die Bezeichnung *Erthus* vor, die sich zweifellos auf den Hof, nicht auf den Bauern bezieht. Es kann nicht immer eindeutig gesagt werden, ob eine Bezeichnung als Hofname oder als Bezeichnung des Bauern verstanden werden muss.<sup>12</sup> Damit ist schon einmal ein

10 Wenn beispielsweise ein Bauer stirbt und die Bäuerin erneut heiratet, haben die Kinder des ersten Mannes das Recht auf das Anerbe.

11 Die rein orthographischen Varianten werden in diesem Beitrag nicht immer einzeln aufgeführt.

12 Vgl. auch MÜLLER (1993, 388): „Die Entscheidungsfrage – ‚Hofname‘ oder ‚Name des Bauern‘? – ist jedenfalls vielfach gar nicht zu stellen, weil die Namen eine Doppelfunktion erfüllten, sich sowohl

wichtiges Problem für die Interpretation der Namenreferenz angesprochen. Aus der Sicht des Klosters macht es keinen Unterschied, ob der Hof oder dessen Bewirtschafter als abgabepflichtig in der Liste erscheint. Diese Mehrdeutigkeit wurde in früheren Beiträgen nicht genügend beachtet. Friedrich WALTER (1966) beispielsweise interpretiert in seinem bekannten Aufsatz „Zur Entstehung münsterländischer Hofnamen, besonders im Raum Telgte“ die in den Schatzungsregistern überlieferten Namen geradewegs als Hofnamen. Erscheint in einem Schatzungsregister von 1498 ein Name mit der Endung *-ing*, der in einem Schatzungsregister von 1553 als Name mit der Endung *-man* begegnet, so spricht er von einer Umbenennung des Hofes (S. 78). Die Namensvielfalt im Vinnenberger Wechselbuch aber zeigt, dass die Namenformen auch im 16. Jahrhundert noch lange nicht fest waren und dass darüber hinaus nicht immer zu entscheiden ist, ob mit einem Namen auf den Hof oder auf den Bewirtschafter des Hofes referiert wird.

Für die Bezeichnung der Höfe lässt sich Folgendes beobachten. Es gibt zum einen die Höfe, die nach ihren Örtlichkeiten und deren Besonderheiten benannt werden: *de Horst*, *Ostbroeck*, *Hagedorn*, *de Stroet*, *de Woeste*, *Boemhueß*, *Wyetloe*; zum andern enthalten Hofnamen häufig Personennamen, die vermutlich auf frühere Besitzer oder Bewirtschafter zurückgehen: *Everdynck*, *Robbeke*, *Ludelwynck*, *Rotgerdynck*. Es gibt den Namen in einem Wort (*Hagedorn*), Erweiterungen mit dem bestimmten Artikel (*de Horst*), Präpositionalbildungen (*up den Eskate*), Komposita mit *-hus* oder *-hove* (*Droestinghove*), komplexe Nominalphrasen mit Genitivattribut (*-[e]s*) + *hus/erve/hove/hoeff* usw. (*Buschmans erve*), Erweiterungen mit *-(d)ynck*<sup>13</sup> oder seltener *-man* (Beispiel *Hoeldynck/Hoeling*, *Volckmer/Volckmerinck/Volckmerdy[n]ch*, *lutke Ertman*). Die meisten Hofnamen kommen in verschiedenen Varianten vor:

*Boemhus / up dem Boemhus / Bomans erve*  
*Buschuß / Buschmann / Buschmans erve*  
*Duffhus / Duffmans erve*  
*Reckerdynck / Reckermans / Reckermans huse*  
*Rychters / Rychteryck*  
*Schoppen / Schopman*  
*Cudelage / Kulage*  
*Ludelfynck / Lulynges hove*

---

auf den Bauern als Person als auch auf den durch ihn bewirtschafteten Hof beziehen konnten. Von daher erklären sich die teils toponymischen, teils anthroponymischen Namenbildungsmuster.“

13 Ursprünglich ist die Ableitungssilbe *-ynck*; *-dynck* in vielen Fällen sekundär, also eine analoge Form. Nach BACH (I,1, 1952, § 131) bezeichnet *-ing* ganz allgemein die Zugehörigkeit. Vgl. zur Analogiebildung BACH (I,1, 1952, § 128): „Nach dem Vorbild der auf *-l*, *-k*, *-d* auslautenden Namen mit folgendem *-ing* sind auch bei anderen statt *-ing* die Endungen *-ling* [...], *-king*, *-ding* durch falsche Abtrennung [...] angetreten.“ Ebd., § 129: „Orthographische oder lautliche Varianten des Suffixes sind: *-ink* (in Westfalen, Twente und der Grafschaft Zütphen: *Bennink*, *Otink*, *Hilverdink*) [...].“

Bei wenigen Höfen sind zwei Namen vorhanden: *Bettyncck ofte Kerckhoeff, Krusedder Essynck, de Kuelhove anderß genant Struvynck*. Dabei ist beim Hof *Bettyncck ofte Kerckhoeff* der zuerst genannte Name anscheinend der ältere, denn der Hof selbst wird häufig noch mit *Bettyncck* bezeichnet, während die Bewohner des Hofes in ihren Beinamen in der Mehrzahl das Element *Kerckhoeff* haben (zum Beispiel: *sette wy den sone Hermen Kerckhoeff weder op den kotten Bettyncck*). Ob dies bei den beiden anderen Höfen mit zwei Namen auch der Fall ist, kann aus dem Wechselbuch aufgrund der nur seltenen Nennung nicht geschlossen werden.

## 2.2. Der Bauer

Der Bauer erhält häufig als Beinamen den Namen des Hofes, er wird geradezu mit dem Hof identifiziert. Sein Beiname ist gleichzeitig eine Funktionsbezeichnung, so dass er in die Nähe eines Appellativums rückt. In Sätzen wie *Jurgen iß Myddendorp to Milte* ist *Myddendorp* so etwas wie eine Berufsbezeichnung, im Sinne von: Jürgen ist der Bauer auf dem Hof Myddendorp. Häufig wird an das unterscheidende Hofnamenelement die Endung *-ink* oder *-man* angehängt, um den Bauern zu bezeichnen.<sup>14</sup> Bei den Schulten wird zumeist die Wendung *schulte to* benutzt.<sup>15</sup> Zuweilen gibt es Konkretisierungen wie ‚der junge x‘ oder ‚der alte x‘. Mitunter wird der Rufname weggelassen und allein die ‚Funktionsbezeichnung‘ (z. B. *Myddendorp*) verwendet. In der folgenden Liste werden einige Beispiele für die Bezeichnung des Bauern aufgeführt, wobei der Hofname in Klammern vorangestellt wird:

(de Baeck:) *Johan Baeckman / Backman / de junge Baeckman*

(Berndinc): *Herman Berndinck / Ludeke Bernnynckman / Berndinckman*

(Daelhoeff:) *schulte Johan / schulte ton Daelhove / de olde schulte Dalhave, genant Hinrick*

(Dueffhuebß:) *Dufman / Johan Duffhus, de olde / Johan Duffman / Wylken Duffhuß*

(Everdynck:) *de olde Everman / Everman / de schulte to Everdynck / Herman Everdinck*

<sup>14</sup> Vgl. BACH (I,1, 1952, § 145) und, im Hinblick auf die Endung *-er*, ebd. (§ 134, 3). Bei BACH (I,2, 1953, § 425, 2) findet sich der Hinweis auf HEINTZE / CASCORBI (1925, 228), wonach in Westfalen die Formen mit *-man* diejenigen mit *-ing* allmählich zurückdrängten, und zwar in der 2. Hälfte des 17. Jh.s. Dieses Thema, mit dem sich auch WALTER (1966) beschäftigt, muss noch genauer untersucht werden. Im Übrigen gibt es zu den *ing/ink-* vs. *man-*Namen bereits einige Literatur, herausgegriffen sei nur: WESCHE (1960, 104f.), EBELING (1968<sup>2</sup>/1999), HEEROMA (1968) (v. a. zu den *ing/ink-*Namen), HESSMANN (1979), MÜLLER (1993, 389), SODMANN (1997, 33–45), MÜLLER (1998).

<sup>15</sup> Zur Bezeichnung ‚Schulte‘ und ihrer Bedeutung gibt es eine große Menge an Literatur. Hingewiesen sei hier nur auf den neuesten einschlägigen Beitrag von Leopold SCHÜTTE (2009), der die Bezeichnungen ‚Schulte‘ und ‚Meier‘ differenziert und gut verständlich behandelt.

(Kruse edder Essynck:) *Johan Kruse offt Essynck to Vuchterpe / Johan Kruse edder Essynck*  
 (Langeloe:) *Herman to Langel / Langell*

Um der Vereindeutigung willen werden manchmal auch ältere Beinamen der zu identifizierenden Person genannt, woran wiederum deutlich die Unfestigkeit der Beinamen zu erkennen ist:

(Ludelwynck:) *Bernt Richters, nu Ludellfynck*  
 (Myddeber:) *Bernde ten Vorverke, de nu Myddeber ys*  
 (Myddendorp:) *de vorscreven Myddendorpp, Gerd ten Koldenhove,*  
 (Remmenkamp:) *Johan to Vorde, Remekamp,*  
 (Robbeke:) *Johan Robbeke, de van Berdynck geboren was*

Einen nachvollziehbaren Grund für die Beibehaltung älterer Beinamen bietet das folgende Beispiel: Nachdem im Jahre 1540 der Bauer *Johan Wyckman* verstorben ist, wird seiner Witwe *Else* (mit der *Johan Wyckman* übrigens in zweiter Ehe verheiratet war) ein zweiter Mann gegeben. Dieser trägt zufällig den gleichen Rufnamen wie der erste, er heißt *Johan Tygeman*. Als *Else* bald darauf, im Jahre 1543, stirbt, wird auf den nun zurückgebliebenen Witwer wiederholt mit den Worten *Wyckman Johan Tygeman* referiert.<sup>16</sup> Hieran ist deutlich zu erkennen, dass die Bezeichnung *Wyckman* wie ein Appellativum gebraucht wird ('der Bauer auf dem Hof *de Wyck*, der sonst *Johan Tygeman* genannt wird'). Es kann also sein, dass ein Bauer den Namen seines Herkunftshofes im Wechselbuch behält, wenn dies die Identifizierung seiner Person erleichtert. Solch ein Fall tritt insbesondere dann auf, wenn ein neuer Ehepartner im Wechselbuch verzeichnet wird.

### 2.3. *Geschwister des Bauern*

In der zweiten und dritten Liste des Wechselbuchs kommen auch die Geschwister des oder der Anerbenden vor; sie werden in der Regel nur mit dem Rufnamen benannt, da es klar ist, um welchen Hof es sich handelt. So heißt es beispielsweise in der Auflistung zum Hof *Nordendorp* im Jahr 1465: *Item schulte Johan hadde sustern unde broder Hinrick, Else, Katrine, Alike* (wobei die Namen der Geschwister später hinzugefügt wurden, vgl. S. 44). Wenn die Geschwister bereits auf einem andern Hof sind, kann es sein, dass auch ihr derzeitiger Beiname genannt wird. So wird zum weiteren Lebenslauf von *Else* geschrieben: *Item syn suster Else ter Vlechten hadde III kynder, Johan, Herman und Aleken* (ebd.). Möglich ist aber auch, dass der derzeitige Wohnort angegeben ist, was der semantischen Information des

<sup>16</sup> Solche Fälle fortschreitender neuer Eheverbindungen gibt es recht häufig. Im vorliegenden Fall sieht die Reihe wie folgt aus: Johan Wyckman Ⓞ Else Grafhorst, Johan Wyckman Ⓞ Else Zuttelget, Else Zuttelget (de Wyckmansche) Ⓞ Johan Tygeman, (Wyckman) Johan Tygeman Ⓞ Elze Everman, Elze Everman (Wyckmansche) Ⓞ Philips then Deszel.

Beinamens im vorliegenden Wechselbuch gleichkommt: *Item Hynrick, syn broder, wont to Bylderbecke op den erve Kremerynck* (ebd.) oder *Item Aleke, des alden schulten suster, wonde to Munster und quam up Brugmans erve* (S. 45).

#### 2.4. Die Bäuerin

Die Bäuerin erhält einen Beinamen in einer Bildungsweise, durch die sie eindeutig als solche identifiziert werden kann. In der Regel wird ihre Stellung markiert durch das Anhängen des Suffixes *-sche* an den Hofnamen bzw. an den Beinamen ihres Mannes, es handelt sich damit um movierte Beinamen.<sup>17</sup> Vor den Beinamen wird häufig der bestimmte Artikel gesetzt. Auch hieran ist wiederum zu sehen, dass der Beiname die Funktion der erwähnten Person anzeigt, also in die Nähe eines Appellativums rückt. Abgesehen von der Variante *meyrsche to x*, die der Form *schulte to x* bei den Schultenhöfen entspricht, ist die Bildung durch das Anhängen von *-sche* die regelmäßig anzutreffende Form.

*de Arndsche*  
*Greyte ys de Baeckmansche*  
*de Bernynckmansche / de olden Berndyngessche*  
*Grete Bomansche / de Bomansche / de Bomesche*  
*de Rotgermansche / de Rotgerdsche / de Rotgerdingsche*  
*Druden de Rychtersche / de junge Rychtersche*  
*Aleke vorscreven wort meyersche ton Daelhove / de Daelhoveschen / merschen*  
*ton Daelhove / Else iß meyersche ton Daelhoff / Dalhovesche*  
*Dufmansche / Duffhusesche*  
*Tribuschen / de Tribusche*

Auch bei der Bäuerin muss, wie oben beim Bauern bereits dargestellt, gegebenenfalls genauer bezeichnet werden, um die wievielte Ehefrau es sich handelt. Hierbei wird häufig auf den älteren Beinamen der Frau zurückgegriffen, der nach dem Namen des Herkunftshofes gebildet wird, oder es wird explizit genannt, um welche der Ehefrauen es sich handelt.

*de Burbencksche, Grete Bomes, (= die dritte Ehefrau)*  
*Else van den Boenhuese, de anderde Stroetmanssche / de Strotmansche Elsen*  
*van dat Bonenhus /*  
*vor Metten Vresen de derde Stroetmanschen / Metten Vresen, zelgen Strotmans*  
*lesten husfrouwen*

<sup>17</sup> Vgl. BACH (I,1, 1952, § 159): „Die hier zu erörternde Movierung männl. Bei- und Familiennamen [...] erfolgt in den dt. Mdaa in der Regel durch folgende Endungen: [...] b. in Niederdeutschland sowie in Teilen Mitteldeutschlands durch die Suffixe *-s(e)*, *-sch(e)*, *-sk(e)* [...]“.

### 2.5. Die Leute auf dem Altenteil

Kamen der Bauer und die Bäuerin in ein Alter, in dem sie nicht mehr in der Lage waren, den Hof zu führen, baten sie darum, auf das Altenteil, die Leibzucht, gesetzt zu werden. Sie haben dann das Erbe *averlaten* ‘überlassen’ oder *uplaten* ‘aufgelassen (das Besitzrecht daran aufgegeben)’.<sup>18</sup>

*Anno 95 [1595] hefft de Midbersche dat erve averlaten eren sone Johan, ehr steff sone, (S. 41)*

*Anno etc XV<sup>e</sup> und XLIII [1543] vorstarff de meyrsche to Hobbeldynck, do bat und begerede de schulte Jacob dat he dat erve mochte averlaten. (S. 44)*

*Anno 97 [1597] hefft Westhus und de Westhuesche dat erve averlaten erem sone Hinryck und em to syner hussfrouwen geven Trynen Kerckhoves. (S. 52)*

Wenn solch eine Person dann doch noch einmal im Wechselbuch vorkommt, z. B. um die Identität einer gewechselten Person oder weiterer Kinder eindeutig anzugeben, dann wird sie näher mit *olde* bezeichnet:

*Herman, echte sone des olden schulten ten Dalhove, (S. 14)*

*Item de olde Everman hadde noch eyne dochter, de Aleke hette (S. 15)*

Manchmal erscheint das Adjektiv *olde* auch schon, wenn die Leibzucht eingetragen wird:

*Anno etc. XXXVI [1536] doe deden de olde schulte Dalhave, genant Hinrick, unde syn husfrouwe uplatinge des erves. (S. 7)*

*Anno 74 [1574] do leith de olde Volckmar dat erve up. (S. 14)*

Wenn die Verzeichnung des Übergangs auf das Altenteil im Wechselbuch vorgenommen wird, werden also in der Regel der Bauer und die Bäuerin als solche, d. h. mit ihren funktionsbezeichnenden Beinamen, bezeichnet, nur manchmal tritt bereits das Adjektiv *olde* hinzu. Wenn an anderen Stellen noch einmal auf diese Personen Bezug genommen werden muss, so werden sie ebenfalls mit diesem Adjektiv vom Bauern bzw. von der Bäuerin ‚im Amte‘ unterschieden.

### 2.6. Die Kinder

Es sind hauptsächlich die Söhne und Töchter auf den Höfen, die für das ‚Wechselgeschäft‘ in Frage kommen, sei es, dass sie durch Heirat als Bauer oder Bäuerin auf einen Hof fahren, sei es, dass sie einfach nur woanders arbeiten. Ein kleiner Teil tritt

<sup>18</sup> Selten kam es auch vor, dass jemand auf die Initiative des Klosters hin auf die Leibzucht gesetzt wurde: *Item do de vorscreven schulte ton Daelhove vor armet was, setten wy em up de lyffucht. (S. 6)* Siehe zu *uplating* SCHÜTTE (2007, 656).

in ein Kloster ein und wird deshalb „um Gottes willen“ freigelassen, ein anderer Teil erkauft sich auch die Freiheit.

In den Listen 2 und 3, die die Eigenhörigenfamilien nach Höfen geordnet verzeichnen, werden die Söhne und Töchter zunächst meist nur mit ihren Rufnamen erwähnt. Bei der Aufzeichnung wurde offenbar häufig erst nur die Anzahl der Kinder genannt. Zu einem späteren Zeitpunkt wurden die Rufnamen nachgetragen; auch Angaben zum Tod der Personen wurden später hinzugefügt.<sup>19</sup> Als Beispiel mag die Aufzeichnung zum Hof Volckmer dienen, den im Jahre 1465 der Bauer *Evert* und seine Frau *Alleke* bewirtschafteten:<sup>20</sup>

*Se hadden tosamen vyff kynder: Johan, Gesen, Greten, Aleken unde Elsen*  
*Item Jahan woent to Bremen. [...]*  
*Item Geseke is unse medeleysuster.*  
*Item Grete woent to Warendorpe [...]*  
*Item Aleken hevet van uns gewesselt Rotger Staell [...]*  
*Item Aleke vorscreven hadde eyn dochter van dem schulden to Holdynck er se*  
*Staell van uns weselde. [...]*  
*Item Else hevet Arnde Ostbrock, unß gehorigen eygenen kecht. [...]* (S. 13)

Jüngere Einträge vermelden zuweilen auch den Beinamen der Söhne und Töchter:

*Item Dres Remekamp hevet sick vry gekofft, [...]*  
*Item Grete Remekamps sick vry gekofft.*  
*Item Evert Remekamps sick vryg gekoefft. (S. 74)*

In der Liste 5, in der die Wechselungen in ihrer zeitlichen Abfolge aufgezeichnet sind, müssen mehr Informationen zu den Personen gegeben werden. Die ersten Eintragungen sind noch relativ kurz, indem meist nur der Ruf- und der Beiname angegeben werden. Im Beinamen ist ja bereits der Name des Hofes enthalten:

*Item gewesselt myt Iohan Schenckynck. So hefft he van ons gekregen Gesen tor Schoppen. Dar wy weder vor ontfangen hebben Alyken ten Seveneycken yn dem Brocke. (S. 87)*

Im Laufe der Zeit kommen mehr Informationen dazu: die Namen der Eltern, der Name des Hofes, das Kirchspiel bzw. der Ort, und nicht zuletzt auch die eheliche oder uneheliche Abstammung und gegebenenfalls weitere Kinder der gewechselten Person.

<sup>19</sup> Die Edition bietet genauere Angaben zu späteren Einträgen und Korrekturen. Diese werden hier nicht mitzitiert.

<sup>20</sup> Zu den einzelnen Personen wird häufig deren weiteres Schicksal erwähnt, also wie viele Kinder sie haben, wo sie arbeiten, mit wem sie gewechselt wurden usw. Diese Angaben werden hier nicht wiedergegeben.

*Item gewesselt myt myner genedygen frouwen to Freckenhorst. Hefft se van uns gewesselt Katrynen Wordemans, Herman Wordeman unde Annen Burbanck echte dochter ym kerspel to Warendorp. Dar wy wedder vor untfangen hebben Gerdrudt Marckqwart, Berndt Marckqwart unde Elzen syner husfrowen echte dochter yn dem kerspel to Ennyger. Anno LXIII [1563]. Dusse Gerdrut hefft enen sone, de het Jacob; vry gekofft. (S. 115)*

Die Söhne der Bauernfamilie erhalten zumeist eine Form des Beinamens, in der gleichzeitig der Name des Hofes in einer Präpositionalphrase enthalten ist: *Hynryck then Baeck, Iohan tor Boecke, Johann ton Bomme, Hynrick ten Buschus, Pauwel ton Dalhove, Gert ten Dufhues, Jurgen to Everdynck*. Doch es besteht nur eine Tendenz zu dieser Konstruktion mit Präposition, zu einer Regel wird sie nicht. Deutlich wird aber an dieser Stelle, dass mit dem Beinamen in erster Linie eine Zugehörigkeit der Person zum Hof ausgedrückt wird, nicht die Zugehörigkeit zur Familie. Weil die Beinamen einzelner Familienmitglieder sich unterscheiden können, ist es eben auch von daher für die Zeit des Mittelalters und der frühen Neuzeit angemessener, von Hofnamen als von Familiennamen zu sprechen. Dies wurde bisher meist nur im Zusammenhang von den Namen an sich beobachtet – im Hinblick darauf, dass der Name des Hofes beim Hof bleibt und dass, selbst wenn eine neue, ganz andere Familie auf den Hof zieht, deren Mitglieder den Hofnamen annehmen (vgl. KUNZE 2004, 95) – nicht anhand der Beinamengebung einzelner Familienmitglieder, die, wie die vorliegende Quelle zeigt, eben nicht einheitlich ist.

Der Beiname, der für die Verzeichnung im Vinnenberger Wechselbuch in verschiedenen Varianten vorkommt, zeigt also die Angehörigkeit einer Person zu einem Hof. Die familiären Verhältnisse werden dagegen eher explizit ausgedrückt, indem die Eltern genannt werden, wie in den folgenden beiden Beispielen: *Hermen Hobbeldynck, seligen Jacob schulten to Hobbeldynck unde Katrynen, syner husfrowen, echte sone [...]; Herman ton Dalhove, Dalhoves sone, [...]*.

Neben den Konstruktionen mit Präposition kommen auch einfache Juxtapositionen vor: *Hinrick Backman, Lubbert Boemmanne, Wylcken Buschman, Andres Duffman, Herman Everdinck*. Selten sind Genitive: *Bernt Bussmans, Johan Jungemanß*.

Dass von den Eltern evtl. nur der Vater genannt wird, kommt häufig vor. Wenn der Vater jedoch nicht mehr lebt oder aber das Kind unehelich geboren wurde, wird von den Eltern auch häufig nur die Mutter genannt:

*Hermen, Greten Arndes sone ym kerspel to Mylte  
Iohan tor Boecke, Stynen tor Boecke unechte sone yn den kerspel van Mylte  
eynen man [...], Pawel Boimhoeders genant, unser Boemhoederschen natuer-  
licke sone  
Pauwel, Grete Kordes sone  
Ernst, der Ertmanschen sonne  
Hermen, der Eskaetesschen onechte zone, de nu Myddendorp ys*



Bei einer Wiederverheiratung eines Elternteils muss evtl. auch genauer spezifiziert werden, von welchem Vater oder welcher Mutter das Kind abstammt: *Ludike, der ersten merschen ton Daelhove sone*.

Zur Bezeichnung der Töchter in den Bauernfamilien wird sehr häufig eine Genitivform verwendet.<sup>21</sup> Hierin zeigt sich ein deutlicher Unterschied zu den Söhnen, bei denen der Genitiv im Beinamen vergleichsweise selten vorkommt. Bei den weiblichen Familienangehörigen scheint sich demnach der Beiname primär an dem Beinamen des Bauern auszurichten, nicht am Hofnamen: Die Bäuerin erhält, wie oben gezeigt, das Suffix *-sche*, die Tochter erhält das Genitiv-*s*: *Elzeken Bernynckmans, Gese Kerckhoves, Engele Bomhoeders, Greten Boemans*. Aber auch bei den Töchtern gibt es – seltener – die Konstruktion mit Präposition (*Stynen tor Boecken*) oder einfache Juxtaposition (*Grete Burbanck*).

### 3. Zusammenfassung

Wenngleich im Vinnenberger Wechselbuch für alle Familienmitglieder bzw. Angehörige eines Hofes unterschiedliche Namenformen nebeneinander vorkommen und dabei kein fester Usus festzustellen ist, zeigen sich doch bestimmte Tendenzen. Eine idealtypische Verzeichnung einer Familie hat die folgende Form: Ausgangspunkt ist der Name des Hofes (Beispiel *de Horst*), der Beiname des Bauern hat ein *-man* oder *-ing* am Ende (*Hinrick Horstman*), der Beiname der Bäuerin erhält zusätzlich das Suffix *-sche* (*Else Horstmansche*) – wobei beide Beinamen gleichzeitig als Funktionsbezeichnungen dienen: *Horstman* ist der Bauer, *de Horstmansche* die Bäuerin auf dem Hof *de Horst* –, die Söhne haben einen Beinamen mit Präposition (*Bernth thor Horst*), die Töchter einen Beinamen mit Genitiv-*s* (*Greten Horstmans*).<sup>22</sup> Tatsächlich gibt es aber viel Variation bei der Bezeichnung der Personen, und erst eine genauere quantitative Analyse der vorliegenden Quelle wird Aufschluss über die tatsächliche Verteilung der verschiedenen Namenformen über die verschiedenen sozialen Kategorien der Familienangehörigen geben.

Es wäre dann im Weiteren die Frage, wie die Verzeichnung von Hörigenfamilien von anderen Grundherren vorgenommen wurde, ob auch in anderen Listen bzw. Wechselbüchern eine Variation in der Form der Beinamen zu beobachten ist

21 Vgl. BACH (I,1, 1952, § 159f.): „Nicht ausschließlich, aber doch auch zur Movierung dienen Bildungen auf *-s* [...]. Im 16. Jh. fügte man in Hessen, Westfalen und anderswo dem FRN [= Frauennamen, F.H.R.] den Namen des Vaters oder Mannes im Genitiv bei: *Maria Königsteins, Lise Hesekamp* [...]“ – Vgl. auch BACH (I,2, 1953, § 352): „J. Grimm hat darauf aufmerksam gemacht, daß genitiv. Bildungen vielfach bei den FN [= Familiennamen, F.H.R.] von Frauen auftreten; es handelt sich hier im Grunde um männl. FN im Genitiv, zu denen *filia, uxor, vidua* hinzuzudenken ist.“

22 Eine vergleichbare Aufstellung findet sich bei BACH (I,2, § 425, 2) für das Lipper Gebiet und das 17. Jh.: *Lennemann* (der Hofbesitzer), die *Lenninckleute* (die Leute auf seinem Hof), die *Lennincksche* (seine Frau), *der Lenninckjunge* (sein Sohn).

und ob diese dann gegebenenfalls einen dem Vinnenberger Wechselbuch vergleichbaren Ansatz zur Systematik aufweisen. Eine solche Untersuchung wird vielleicht Hinweise darauf bieten, wie sich die geografische Verteilung von bestimmten Namenformen in Westfalen entwickelt hat und welche Namenformen jeweils die Grundlage für die späteren Familiennamen gegeben haben.

#### 4. Quellen und Literatur

##### Quelle

*Vinnenberger Wechselbuch = Das Wechselbuch des Klosters Vinnenberg 1465–1610.* Bearb. von einer Arbeitsgemeinschaft der Westfälischen Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung. Warendorf 1994 (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Kreises Warendorf, Bd. 27).

##### Literatur

- BACH, Adolf (1952, 1953): *Die deutschen Personennamen.* 2 Bde. 1. *Einleitung. Zur Laut- und Formenlehre, Wortfügung, -bildung und -bedeutung der deutschen Personennamen.* 2. *Die deutschen Personennamen in geschichtlicher, geographischer, soziologischer und psychologischer Betrachtung.* 2. stark erw. Aufl. Heidelberg (Deutsche Namenkunde, I,1 und 2).
- EBELING, Rudolf A. (1968<sup>2</sup>/1999): *Over enkele oude Westfaalse namenlijsten.* In: *Driemaandelijks Bladen voor taal en volksleven in het oosten van Nederland* 20 (1968), S. 147–152. Nachdruck in: VAN DER KOOIJ, Jurjen / Hermann NIEBAUM (Hgg.): *Tussen Vlie en Wezer. Verzamelde bijdragen tot de Friese, Oostnederlandse en Nederduitse naamkunde van Rudolf A. Ebeling.* Groningen 1999, S. 1–4 (Nedersaksische Studies, 17 / Estrikken, 75).
- VON HAGEN, Hermine / Hans-Joachim BEHR (Hgg.) (1987): *Bilderbogen der westfälischen Bauerngeschichte. Von den Anfängen bis zur Französischen Revolution.* Münster-Hiltrup.
- VON HAGEN, Hermine / Leopold SCHÜTTE (1987): *Innerhalb der Stadtmauern winkte (für manche) die Freiheit.* In: VON HAGEN / BEHR (1987), S. 48–51.
- HEEROMA, Klaas (1968): *Familiennamengeographie im Osten der Niederlande.* In: *Beiträge zur Namenforschung N. F.* 3, S. 1–18.
- HEINTZE, Albert / Paul CASCORBI (1925): *Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich.* 6., verb. und vermehrte Aufl. Halle (Saale).
- HESSMANN, Pierre (1979): *Die Namen auf -man im Twenter Schatzungsregister von a. 1475.* In: KRAMER, Wolfgang / Ulrich SCHEUERMANN / Dieter STELLMACHER (Hgg.): *Gedenkschrift für Heinrich Wesche.* Neumünster, S. 65–77.
- KUNZE, Konrad (2004): *dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet.* 5., durchgesehene und korrigierte Aufl. München.

- LEIDINGER, Paul (1994): *Vinnenberg – Zisterzienserinnen, dann Benediktinerinnen*. In: HENGST, Karl (Hg.): *Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung*, Teil 2, Münster, S. 389–396.
- MÜLLER, Gunter (1993): *Das Vermessungsprotokoll für das Kirchspiel Ibbenbüren von 1604/05. Text und namenkundliche Untersuchungen*. Köln Weimar Wien (Niederdeutsche Studien, 38).
- MÜLLER, Gunter (1998): *Die Entstehung der Hofnamen*. In: GROBE-KLEIMANN, Johanna (Hg.): *Auf den Spuren zu unseren Wurzeln. Stammbäume und Chroniken bäuerlicher Familien in Münster*. Münster, S. 33–36.
- SCHÜTTE, Leopold (1993): *Das Wechselbuch des Klosters Vinnenberg. Eine familiengeschichtliche Quelle vor der Zeit der Kirchenbücher*. In: *Warendorfer Schriften 21–24 (1991–94)*. Warendorf, S. 268–288.
- SCHÜTTE, Leopold (2007): *Wörter und Sachen aus Westfalen 800 bis 1800*. Münster (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen, 17).
- SCHÜTTE, Leopold (2009): *Absetzbare Wirtschaftler: Die Schulden im alten Westfalen*. In: *Westfälische Zeitschrift* 159, S. 205–220.
- SCHÜTTE, Leopold / Hermine VON HAGEN (1987): *Die Entstehung der Städte veränderte das Bild des Landes*. In: VON HAGEN / BEHR (1987), S. 43–47.
- SODMANN, Timothy (Hg.) (1997): *Von Abbenhues bis Zybeldinck. Die westmünsterländischen Hof- und Familiennamen des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts*. Vreden (Westmünsterland 6).
- WALTER, Friedr[ich] (1966): *Zur Entstehung münsterländischer Hofnamen, besonders im Raum Telgte. Ein Beitrag zur Methodik der Hofnamenforschung*. In: *NdW* 6, S. 73–96.
- WESCHE, Heinrich (1960): *Bäuerliche niederdeutsche Ruf- und Familiennamen*. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 83, S. 91–106.